Die

verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Vierte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1865.

Viertes Buch.

(Fortsetzung.)

5.

Hummels Triumph.

Es wurde schwül in der Natur und unter den geschäftigen Menschen. Der Barometer fiel plötzlich, Gewitter und Hagelschauer fuhren über das Land; das Vertrauen schwand, die Aktien wurden werthloses Papier, dem Uebermuth folgte Jammer, auf den Straßen stand Wasser, die Strohhüte verschwanden wie vom Sturm zerweht.

Wer in dieser wechselvollen Zeit die Gemüthlichkeit des Herrn Hummel beobachten wollte, der mußte die Nachmittagsstunde vor drei Uhr wählen, wo er seine Gartenthür öffnete und sich an den Zaun setzte. In dieser Stunde gab er wohlwollenden Gedanken Audienz, er hörte auf den Schlag der Stadtuhr und regulirte die eigene, las etwas im Tageblatt, zählte die regelmäßigen Spaziergänger, welche alltäglich zu derselben Stunde in den Wald und wieder zur Stadt zogen, und hielt darauf, die Bekannten anzureden und ihren Gruß zu empfangen. Diese Bekannten waren meist Hausbesitzer, starke Köpfe, auch Mitglieder der Stadtverordneten und des Raths.

Heut saß er an der geöffneten Pforte, sah stolz nach dem Haus gegenüber, in welchem eine innere Bewegung erkennbar war, prüfte die Vorübergehenden und empfing würdig die Grüße und kurzen Anreden der Stadt. Der erste Bekannte war Herr Wenzel, Rentier und sein Gevatter, der seit vielen Jahren jeden Tag des Sommers und Winters denselben Weg durch die Parkwiese machte, um in Transspiration zu kommen. Es war das einzige feste Geschäft seines Lebens, und er sprach deßhalb auch von wenig Anderem. „Guten Tag, Hummel.“ — „Guten Tag, Wenzel.“ — „Ist's geglückt?“ frug Herr Hummel. — „Es hat lange gedauert, aber es ist geworden,“ sagte der Rentier. „Ich darf nicht stehen bleiben, ich wollte nur fragen, wie geht's mit Dem drüben?“

„Wie so?“ frug Hummel ärgerlich.

„Du weißt nicht, daß sein Buchhalter verschwunden ist?“

„Warum nicht gar!“ rief Hummel.

„Sie sagen, er hat Börsengeschäfte gemacht und ist nach Amerika entwischt. Aber ich muß fort, es zieht längs den Häusern. Guten Tag.“ Der Rentier entfernte sich eilig.

Herr Hummel blieb in großem Erstaunen zurück. „Guten Tag, Herr Hummel,“ weckte die Stimme des Stadtraths. „Ein warmer Tag, achtzehn Grad im Schatten. Sie haben doch gehört?“ er machte mit dem Stockknopf eine Bewegung nach dem Nachbarhause.

„Nichts," rief Hummel, „man lebt an diesem Orte wie verrathen und verkauft. Feuersbrunst, Seuche und Ankunft hoher Personen — es ist ein reiner Zufall, wenn man davon erfährt. Wie ist's mit dem entlaufenen Buchhalter?"

„Es scheint, daß Ihr Nachbar dem Manne zu viel Vertrauen geschenkt hat, dieser soll auf den Namen seines Prinzipals in der Stille tolle Aktiengeschäfte gewagt haben und diese Nacht geflohen sein. Man spricht von vierzigtausend."

„Dann ist Hahn ruinirt," sagte Hummel. „Unrettbar. Es sollte mich nicht wundern. Dieser Mann ist immer ein Phantast gewesen."

„Vielleicht ist's nicht so arg," tröstete der Stadtrath sich losmachend.

Herr Hummel blieb mit seinen Gedanken allein. „Natürlich," sagte er zu sich selbst, „das mußte so kommen. Immer oben hinaus, Häuser, Fenster, Gartenspielerei, keine Ruhe, der Mann ist aus wie ein Licht."

Er vergaß die Vorübergehenden, bewegte sich in seinem Hauptgange auf und ab und sah zuweilen verwundert auf die feindlichen Mauern.

„Aus wie ein Licht," wiederholte er mit dem Behagen eines tragischen Schauspielers, welcher den schrecklichsten Ausdruck für ein Kraftwort seiner Rolle zu finden bemüht ist. Ein halbes Menschenalter hatte er sich über den Mann dort drüben geärgert; ehe er noch den ersten Ansatz zu dem Bäuchlein erhielt, das er jetzt

stattlich trug, hatte er dieses Mannes Hauswesen und Geschäft gehaßt. Dies Gefühl war seine tägliche Unterhaltung gewesen, es gehörte zu seinem Tagesbedarf wie sein Stiefelknecht und der grüne Kahn. Jetzt kam die Stunde, wo das Schicksal Dem drüben heimzahlte, daß er Herrn Hummel durch sein Dasein gekränkt hatte. Hummel sah auf das Haus und zuckte die Achseln, der Mann, der ihm dieses unförmliche Ding vor die Augen gesetzt, war jetzt in Gefahr, selbst hinausgeschleudert zu werden; er sah auf den Tempel und die Muse, dieses Spielwerk eines armen Teufels wurde nächstens von irgend einem Fremden niedergerissen. Hummel trat in die Wohnstube, auch dort wandelte er auf und ab und erzählte seinen Frauen in kurzen Sätzen das Unglück, er beobachtete von der Seite, daß Frau Philippine erschrocken auf das Sopha eilte, sich zurechtsetzte und häufig die Hände zusammenschlug, daß Laura in das Nebenzimmer stürzte und ein lautes Weinen nicht bändigen konnte, und er wiederholte mit schauderhaftem Behagen die greulichen Worte: „Er ist aus wie ein Licht."

Eben so trieb er's in seiner Fabrik, er ging langsam in der Niederlage auf und ab, sah majestätisch auf einen Haufen Hasenhaare, nahm einen der feinsten Hüte aus der Papierkapsel, hielt ihn gegen das Fenster, gab ihm mit der Bürste einen Strich und brummte wieder: „Auch er geht zu Ende." Sein Buchhalter kam heut das erste Mal in seinem Leben zu spät an das Pult, er

hatte auf dem Wege von dem Unglück vernommen, berichtete aufgeregt seinem Prinzipal und wiederholte zuletzt schadenfroh die Unglücksworte: „Mit dem geht's zu Ende." Da sah ihn Hummel mit durchbohrendem Blick an, und schnaubte, daß dem Mann das furchtsame Schreiberherz tief hinabsank: „Sie wollen wohl auch Procurist werden, wie der Ausgekratzte? Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens, ich kann solche Banditenwirthschaft nicht brauchen, ich bin mein eigener Procurist, Herr, und ich verbitte mir jede Art von Geheimnißkrämerei hinter meinem Rücken."

„Aber Herr Hummel, ich habe ja keine Geheimnißkrämerei getrieben."

„Das danke Ihnen der Teufel," dröhnte Hummel in seinem wildesten Baß; „es ist kein Verlaß mehr auf Erden, nichts ist fest, die heiligsten Verhältnisse werden gewissenlos ruinirt, auf seine Freunde durfte man schon lange nicht mehr vertrauen, jetzt gehen sogar die Feinde durch die Lappen. Heut legen Sie sich ruhig als Deutscher schlafen, morgen wachen Sie als Franzose auf, und wenn Sie nach Ihrem germanischen Kaffee seufzen, bringt Ihnen die Wirthin eine Schüssel Pariser Spinat an's Bett. Es sollte mir lieb sein, von Ihnen zu erfahren, auf welcher Stelle dieses Erdbodens wir uns jetzt befinden."

„In der Thalgasse, Herr Hummel."

„Das sprach aus Ihnen der letzte Rest des guten Genius, den Sie noch auf Lager haben. Sehen Sie

durch das Fenster, was steht dort?" Er wies auf das Nachbarhaus.

„Parkstraße, Herr Hummel."

„Wirklich?" frug Hummel ironisch. „Seit der grauen Vorzeit, wo Ihre Voreltern hier auf den Bäumen saßen und Bucheckern knabberten, hieß diese Gegend die Thalgasse. In dieses Thal habe ich den Grund meines Hauses gelegt und einen Zettel eingemauert für spätere Ausgrabungen: Heinrich Hummel, Nummer 1. Jetzt haben die Umtriebe jenes verbrannten Strohmanns auch diese Wahrheit umgeworfen. Trotz meinem Protest beim Rath sind wir polizeilich in Parkarbeiter umgeschrieben. Kaum ist das geschehen, so schreibt sich auch der Buchhalter des Mannes in einen Amerikaner um. Glauben Sie, daß Knips junior, dieser Molch, seine Unthat gewagt hätte, wenn ihm nicht der eigene Prinzipal mit gutem Beispiel vorangegangen wäre? Da haben Sie die Folgen elender Neuerungen. Zwanzig Jahre habe ich an Ihnen herumgestrichen, aber ich glaube, sogar Sie sind jetzt im Stande, Ihren Stuhl umzuwerfen und sich in ein anderes Geschäft umzuschreiben. Pfui, Herr, schämen Sie sich Ihres Jahrhunderts."

Für die Familie Hahn war es ein Trauertag. Der Hausherr war am Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf sein Comptoir in der Stadt gegangen und hatte vergebens seinen Buchhalter erwartet. Als er endlich in die Wohnung des jungen Mannes sandte, brachte der Markthelfer die Nachricht zurück, daß derselbe verreist

sei und auf seinem Tisch einen Brief an Herrn Hahn zurückgelassen habe. Hahn las den Brief und brach an seinem Pult in jähem Schreck zusammen. Er hatte seinem Geschäft stets als treuer Arbeiter vorgestande mit geringen Mitteln hatte er begonnen, durch eigene Kraft war er zum wohlhabenden Mann geworden; aber er hatte in Geldgeschäften seinem gewandten Commis mehr überlassen, als vorsichtig war. Der Mann war unter seinen Augen aufgewachsen, hatte durch geschmeidigen Diensteifer allmälig sein volles Vertrauen gewonnen und war vor Kurzem mit dem Recht versehen worden, den Namen der Firma unter geschäftliche Verpflichtungen zu setzen. Der neue Procurist war den Versuchungen einer aufgeregten Zeit unterlegen, er hatte hinter dem Rücken seines Prinzipals wilde Speculationen gewagt. In dem Briefe legte er ein offenes Geständniß ab. Für seine Flucht hatte er eine kleine Summe veruntreut, seine Verluste aber hatte Herr Hahn am nächsten Tage mit ungefähr zwanzigtausend Thalern zu decken. Der Blitzstrahl fuhr aus heiterm Himmel in das friedliche Leben eines Bürgerhauses. Herr Hahn sandte nach seinem Sohn, der Doctor eilte zur Polizei, zum Rechtsanwalt, zu Geschäftsfreunden, und immer wieder nach dem Comptoir zurück, den Vater zu trösten, der wie gelähmt vor seinem Pulte saß und der Zukunft fassungslos entgegensah.

Der Mittag kam, wo Herr Hahn seiner Frau das Unglück mittheilen mußte, und der Jammer erhob sich

in den Wänden des Hauses. Frau Hahn ging verstört durch die Zimmer, vor dem Heerde schrie Dorothee und rang die Hände. In den Stunden des Nachmittags eilte der Doctor wieder zu Bekannten und zu Geldleuten, aber während dieser Woche eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Andern mißtraute, war das Geld verschwunden, der Doctor fand nichts als Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die Flucht des Buchhalters machte auch zuverlässige Freunde argwöhnisch gegen den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht auf der Firma lasteten, selbst auf das Haus war mit den größten Opfern keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefahr wurde mit jeder Stunde drohender, die Angst größer. Gegen Abend kehrte der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das Haus seiner Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres Antlitz gezeigt und tapfer getröstet, aber in seinem Haupt hämmerte unablässig der Gedanke, daß dieses Unglück auch ihn vollends von der Geliebten scheide. Jetzt saß er müde und allein in der dunklen Wohnstube und sah nach den erleuchteten Fenstern des Nachbars hinüber.

Er wußte wohl, daß ein Freund seinem Vater in dieser Noth nicht fehlen würde. Aber der Professor war fern, auch war die Hülfe, welche dieser zu leisten vermochte, unzureichend, sie kam im besten Fall zu spät. Nur noch wenige Stunden, und die Entscheidung trat ein. Was dazwischen lag, eine Zeit der Ruhe für Jedermann, wurde dem Vater eine unendliche Qual,

wo er hundertfach das Bittere des nächsten Tages durchmachen sollte mit starrem Auge und fieberhaftem Pulsschlag, und dem Sohn bangte um die Wirkung, welche die furchtbare Spannung auf den reizbaren Vater haben mußte.

Da schwebte es leise in das dunkle Zimmer, eine helle Gestalt stand neben dem Doctor, Laura faßte seine Hand und hielt sie mit beiden Händen fest. Sie beugte sich zu ihm herab und blickte in das kummervolle Antlitz. „Ich habe drüben die Noth dieser Stunden durchgefühlt, ich kann die Einsamkeit nicht länger ertragen," sagte sie leise. „Ist keine Hülfe?"

„Ich fürchte, keine."

Sie berührte ihm mit der Hand das lockige Haar. „Sie haben das Loos erwählt, gering zu achten, was sich Andere so ängstlich begehren. Das Licht der Sonne, welche Ihr Haupt verklärt, soll niemals durch die Qualen dieser Erde getrübt werden. Seien Sie stolz, Fritz, nie dürfen Sie es mehr sein als in diesen Stunden, denn Ihnen kann solches Unglück nichts nehmen, was einer Klage werth ist."

„Mein armer Vater!" rief Fritz.

„Ihr Vater ist doch glücklich," fuhr Laura fort, „denn er hat sich einen Sohn erzogen, dem kaum ein Opfer ist, zu entbehren, was anderen Menschen das beste Glück erscheint. Für wen haben Ihre lieben Eltern gesammelt als für Sie? Heut dürfen Sie ihnen zeigen, wie frei und groß Sie stehen über diesen Sorgen um todtes Metall."

„Wenn ich auch für mein Leben das Unglück dieses Tages empfinde," sagte der Doctor, „so war es nur um einer Andern willen."

„Ist es Ihnen ein Trost, mein Freund," rief Laura in ausbrechendem Gefühle, „so will ich Ihnen heut sagen, daß ich treu zu Ihnen halte, was auch geschehen möge."

„Liebe Laura!" rief der Doctor, sie aber sang ihm weich wie ein Vogel in das Ohr: „Mir ist's recht, Fritz, daß Sie mir gut sind." Fritz legte seine Wange zärtlich auf ihre Hand. „Ich mühe mich, Ihrer nicht unwerth zu sein," fuhr Laura fort. „Was ich armes Mädchen vermag, versuche ich im Geheim schon lange, um mich frei zu machen von dem kleinen Tand, der an unserm Leben hängt. Ich habe mir Alles überlegt, wie man haushalten kann mit sehr wenig, ich verwende nichts mehr auf unnütze Kleider und solchen Kram. Ich bin eifrig, auch etwas zu verdienen. Ich gebe Stunden, Fritz, und man ist mit mir zufrieden. Der Mensch braucht sehr wenig zum Leben, dahinter bin ich gekommen, ich habe in meiner Stube keine größere Freude als den Gedanken, mich unabhängig zu machen. Das wollte ich Ihnen heut schnell sagen. Und noch Eines, Fritz, wenn ich Sie auch nicht sehe, ich denke immer an Sie und ich sorge um Sie."

Fritz streckte die Arme nach ihr aus, aber sie entzog sich ihm, noch einmal winkte sie an der Thür, dann flog sie über die Straße zurück in ihre Dachstube.

Dort stand sie im Dunkeln mit pochendem Herzen, von außen fiel ein matter Lichtstrahl durch die Scheiben und beleuchtete das Schäferpaar am Tintenfaß, daß es verklärt in der Luft schwebte. Heut dachte Laura nicht an ihr Geheimbuch, sie sah hinüber nach dem Fenster, wo der Geliebte saß, und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Aber sie faßte sich mit kurzem Entschluß, holte in der Küche Licht und einen Topf mit Wasser, suchte Spitzenärmel und Kragen zusammen und weichte sie in einer Schüssel ein, auch diesen Plunder konnte sie sich allein zurecht machen. Es war wieder eine kleine Ersparniß, es konnte doch einmal dem Fritz zu gute kommen.

Herr Hummel schloß sein Comptoir und setzte seine Wanderungen fort. Die Thür zu Laura's Stube öffnete sich, die Tochter fuhr zusammen, als sie den Vater auf die Schwelle treten sah, feierlich wie einen Boten der Vehme. Hummel bewegte sich auf seine Tochter zu und sah ihr scharf in die verweinten Augen. „Also wegen Dem drüben?" Laura barg das Gesicht in den Händen, wieder bewältigte sie der Schmerz.

„Da hast du deine Glöckchen," brummte er leise. „Da hast du deine Taschentücher und deine Inder. Es ist dort drüben aus." Er klopfte ihr mit der großen Hand auf die Schulter. „Höre auf, wir haben ihn nicht umgebracht, eure Schnupftücher beweisen gar nichts."

Es wurde dunkel, Hummel ging auf der Straße

zwischen den beiden Häusern auf und ab, sah das feindliche Haus von der Parkseite an, wo es ihm weniger geläufig war, und sein breites Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln. Endlich entdeckte er einen Bekannten, der aus dem Nachbarhause eilte, und ging mit starken Schritten hinter ihm her. „Wie steht's?" frug er, den Arm des Andern fassend, „kann er sich halten?"

Der Geschäftsfreund zuckte die Achseln, „es wird kein Geheimniß bleiben," und berichtete über Lage und Gefahr des Gegners.

„Wird er Deckung schaffen?"

Der Andere zuckte wieder die Achseln. „Bis Morgen schwerlich. Geld ist jetzt unter Brüdern nicht zu haben. Natürlich ist der Mann mehr werth, das Geschäft gut, das Haus unverschuldet."

„Das Haus ist keine zwanzigtausend werth," unterbrach ihn Hummel.

„Gleichviel, bei gesundem Stande des Geldmarkts würde er den Schlag ohne Gefahr aushalten. Jetzt fürchte ich das Schlimmste."

„Ich hab's ja gesagt, er ist aus wie ein Licht," murrte Hummel und drehte sich kurz ab nach seinem Hause.

Im Zimmer des Doctors saßen Vater und Sohn über Briefen und Rechnungen, an den Wänden glänzten im Lampenlicht die goldenen Titel der Bücher und der sauberen Mappen, in denen der Doctor seine Schätze

barg, emsiger Sammelfleiß hatte sie aus hundert Winkeln zusammengeholt und hier in stattlicher Ordnung verbunden, jetzt sollten auch sie auseinander flattern in alle Welt. Muthvoll redete der Sohn in die Seele des verzweifelten Vaters. „Ist das Unglück nicht zu wenden, das wie ein Orkan über uns einbrach, wir ertragen es mannhaft, deine Ehre vermagst du zu wahren. Der größte Schmerz, den ich empfinde, ist doch nur, daß ich dir jetzt so wenig nützen kann, und daß der Rath jedes Geschäftsmannes mehr Werth hat, als die Hülfe des eigenen Sohnes."

Der Vater legte das Haupt auf den Tisch, kraftlos und betäubt.

Da ging die Thür auf, aus dem dunkeln Vorsaal trat mit schweren Schritten eine fremde Gestalt in das Zimmer. Der Doctor sprang auf und starrte auf die harten Züge eines wohlbekannten Gesichtes, Herr Hahn aber stieß einen Schrei aus und fuhr von dem Sopha, um das Zimmer zu verlassen. „Herr Hummel," rief der Doctor erschrocken.

„Natürlich," versetzte Hummel, „ich bin's, wer sollte es auch sonst sein?" Er legte ein Packet auf den Tisch. „Hier sind zwanzigtausend Thaler in ehrlichen Stadtobligationen und hier ist eine Empfangsbescheinigung, die Sie beide unterschreiben. Morgen lassen Sie mir dafür eine Hypothek ausstellen auf Ihr Haus, die Papiere werden mir in Natura zurückgezahlt, denn ich will nicht zu Schaden kommen, der Cours ist zu schlecht.

Die Hypothek soll für mich auf zehn Jahr unkündbar sein, damit Sie nicht glauben, ich will Ihnen Ihr Haus nehmen, Sie können zurückzahlen, wann Sie wollen, das Ganze oder in Theilen. Ich kenne Ihr Geschäft, auf Ihr Stroh ist jetzt kein Geld zu erhalten, aber in zehn Jahren kann der Schade überwunden sein. Ich mache nur eine Bedingung, daß kein Mensch von diesem Darlehn erfährt, am wenigsten Ihre Frau, und meine Frau und Tochter. Dazu habe ich meine guten Gründe. Sehen Sie mich doch nicht an, wie die Katze den Kaiser," fuhr er zum Doctor gewendet fort. „Setzen Sie sich hin, zählen Sie die Papiere und die Nummern. Machen Sie keine Worte, ich bin kein Mann von Gefühl, und Redensarten können mir nichts nützen. Ich denke auch an meine Sicherheit. Das Haus ist schwerlich zwanzigtausend Thaler werth, aber es genügt mir. Wenn Sie's wegtragen wollen, werde ich's sehen. Sie haben gesorgt, daß es mir nahe genug vor den Augen steht. Zählen Sie und unterschreiben Sie, Herr Doctor," befahl er, und drückte den Sohn auf einen Stuhl.

„Herr Hummel," begann Hahn etwas undeutlich, denn in seiner Gemüthsbewegung wurden ihm die Worte schwer, „diese Stunde vergesse ich Ihnen nicht bis zu meinem Ende." Er wollte auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, aber es kam ihm heiß aus den Augen und er arbeitete stark mit seinem Taschentuche.

„Setzen auch Sie sich nieder," sagte Hummel, und

drückte ihn auf das Sopha. „Gesetztheit und kaltes Blut sind immer die Hauptsache, sie sind besser als chinesisches Zeug. Ich sage Ihnen heut weiter nichts und Sie sagen mir auch kein Wort über diese Angelegenheit. Morgen wird Alles vor Notar und Gericht glatt gemacht, dann quartaliter pünktlich die Zinsen gezahlt, und im Uebrigen bleibt es zwischen uns beim Alten. Denn sehen Sie, wir sind nicht blos Menschen, wir sind auch Geschäftsleute. Als Mensch weiß ich ganz genau, was für gute Seiten Sie haben, auch wenn Sie mich verklagen. Unsere Häuser aber und unsere Geschäfte stimmen nicht. Wir sind zwanzig Jahr Gegner gewesen mit Haar und Stroh, mit unsern Liebhabereien und unserm Gitterzaun. Das soll so bleiben. Ihre Musen sind mir nicht recht, und meine Hunde sind Ihnen nicht recht, obgleich ich jetzt glaube, daß es dieser Schurke von Buchhalter auch hinter Ihrem Rücken gethan hat. Es ist dieselbe Geschichte wie bei den Wechseln, heimliche Vergiftung mit Auskratzen. Was also nicht stimmt, das braucht nicht zu stimmen. Wenn Sie mich borstig nennen und einen groben Filz, ich will grob gegen Sie sein, und ich will Sie für einen Strohkopf halten, so oft mir der Aerger über Sie kommt. Demungeachtet kann daneben das ruhige Geschäft gehen, welches wir jetzt miteinander machen. Und wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern, so werden Sie auch da sein, soweit Sie vermögen. Dies weiß ich und ich

habe es immer gewußt, und deßhalb bin ich heut gekommen."

Hahn sah mit einem Blicke warmer Dankbarkeit zu ihm auf und griff wieder nach seinem Tuch.

Hummel legte ihm die schwere Hand auf den Kopf, wie einem kleinen Kinde, und sagte leise: „Sie sind ein Phantast, Hahn. — Der Doctor ist fertig, jetzt unterschreiben Sie, und lassen Sie sich beide das Unglück nicht übermäßig zu Herzen gehen. So," fuhr er fort, und bestreute das Papier sorgfältig, „morgen um neun Uhr schicke ich Ihnen meinen Anwalt auf's Comptoir. Bleiben Sie hier, die Treppe hat schlechtes Licht, aber ich finde mich schon zurecht. Gute Nacht."

Er trat auf die Straße und sah sich geringschätzig nach den feindlichen Mauern um. „Keine Hypothek?" brummte er. „H. Hummel, erste und letzte, zwanzigtausend." In der Familienstube gönnte er seinen Frauen einige beruhigende Worte. „Ich habe mich erkundigt, die Leute werden sich halten. Ich verbitte mir also jedes weitere Geseufz. Wenn ihr wieder einmal der elenden Mode zu Gefallen einen Strohhut braucht, so könnt ihr das Geld eher zu den Hähnen tragen als zu Andern, ich gebe meine Erlaubniß."

Einige Tage darauf trat Fritz Hahn in das kleine Comptoir des Herrn Hummel. Dieser scheuchte den Buchhalter durch einen Wink mit dem Finger hinaus und begann kühl von seinem Lehnstuhl: „Was bringen Sie mir, Herr Doctor?"

„Mein Vater fühlt die Verpflichtung, dem großen Vertrauen, das Sie ihm bewiesen, dadurch zu entsprechen, daß er Ihnen Einblick in den Stand seines Geschäftes giebt und Sie bittet, ihn in einzelnen Verwicklungen zu unterstützen. Er ist der Meinung, daß er, bis diese Erschütterung überwunden ist, nichts Wichtiges ohne Ihre Beistimmung thun darf.“

Hummel lachte hell auf. „Ich soll einen Rath geben, und Ihrem Geschäft? Sie bringen mich in eine Lage, welche ganz unnatürlich ist und gegen welche ich protestire.“

Der Doctor legte ihm schweigend die Uebersicht über Activa und Passiva vor die Augen.

„Sie sind ein feiner Kunde,“ rief Hummel, immer noch erstaunt. „Aber für einen alten Fuchs ist dieses Tellereisen nicht schlau genug.“ Dabei blickte er doch auf Credit und Debet, und nahm einen Bleistift in die Hand. „Hier finde ich unter den Activis funfzehnhundert Thaler für Bücher, welche verkauft werden sollen, ich habe nicht gewußt, daß Ihr Vater auch diese Liebhaberei hat.“

„Es sind meine Bücher, Herr Hummel, ich habe in diesen Jahren weit mehr Geld dafür ausgegeben, als meinen Arbeiten unbedingt nothwendig ist. Ich bin entschlossen, zu verkaufen, was ich entbehren kann; ein Antiquar hat sich bereits erboten, diese Summe in zwei Raten zu zahlen.“

„Handwerkszeug darf kein Executor pfänden,“ sagte

Hummel, und machte einen dicken Strich durch den Posten. „Ich glaube zwar, daß es unleserliche Schmöcker sind, aber die Welt hat viele dunkle Winkel, und da Sie einmal eine Vorliebe dafür haben, als Kauz unter Ihren Mitmenschen zu sitzen, so sollen Sie in Ihrem Loch bleiben.“ Er betrachtete den Doctor mit einem ironischen Blinzen. „Haben Sie mir nichts weiter zu sagen? Ich meine nicht über das Geschäft Ihres Vaters, das mich gar nichts angeht, sondern über ein anderes Geschäft, das Sie selbst zu betreiben scheinen, wobei Sie den Wunsch haben, sich mit meiner Tochter Laura zu associiren.“

Der Doctor erröthete. „Ich hätte einen andern Tag für diese Erklärung gewählt, welche Sie jetzt von mir fordern. Aber auch ich habe den heißen Wunsch, mich darüber mit Ihnen zu verständigen. Ich habe mich lange mit der stillen Hoffnung getragen, daß es der Zeit gelingen könnte, Ihre Abneigung gegen mich zu vermindern.“

„Der Zeit?“ unterbrach ihn Hummel, „das ist mir lächerlich.“

„Jetzt bin ich durch die hochherzige Hülfe, welche Sie meinem Vater geleistet, Ihnen gegenüber in eine Stellung gekommen, welche für mich so schmerzvoll ist, daß ich Sie anflehen muß, mir Ihr Mitgefühl nicht zu versagen. Ich werde bei angestrengter Thätigkeit und glücklichen Zufällen erst nach Jahren in der Lage sein, eine Frau ernähren zu können.“

„Brotlose Künste!“ unterbrach Herr Hummel brummend.

„Ich liebe Ihre Tochter, und ich kann dies Gefühl nicht opfern. Aber ich habe die Aussicht verloren, ihr eine Zukunft zu bieten, welche den Ansprüchen, die sie zu machen berechtigt ist, einigermaßen entspricht, und die rettende Hülfe, welche Sie meinem Vater gebracht, macht auch mich so abhängig von Ihnen, daß ich meiden muß, was Ihnen Unwillen erregen könnte. Deßhalb sehe ich für mich in eine öde Zukunft."

„Ganz, wie ich erwartet habe," versetzte Hummel, „miserabel."

Der Doctor trat zurück, aber er legte gleich darauf seine Hand auf den Aermel des Nachbarn. „Diese Sprache nutzt Ihnen nichts mehr, Herr Hummel," sagte er lächelnd.

„Edel, aber miserabel," wiederholte Hummel mit Genuß. „Schämen Sie sich, Herr, Sie wollen ein Liebhaber sein? Sie wollen sich unterstehen, meiner Tochter Laura zu gefallen, und Sie sind ein solcher schwachherziger Hase mit Seitensprüngen? Wollen Sie Ihre Gefühle nach meiner Hypothek reguliren? Wenn Sie verliebt sind, so fordere ich von Ihnen, daß Sie sich benehmen wie ein springender Löwe, jaloux und mordsüchtig. Pfui, Herr, Sie sind mir ein schöner Adonis, oder wie dieser Nicodemus sonst heißt."

„Herr Hummel, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter," rief der Doctor.

„Ich verweigere sie Ihnen," rief Hummel, „Sie verstehen meine Worte falsch. Mir fällt nicht ein, auch

noch mein Kind in diese Masse zu werfen. Aber daß ich meine Tochter Ihnen nicht geben will, darf Sie gar nicht irre machen. Ihre verdammte Schuldigkeit ist, wie das Wetter hinterher zu sein. Sie müssen mich angreifen und in mein Haus dringen, wogegen ich mir allerdings vorbehalte, Sie hinaus zu weisen. Aber ich habe es immer gesagt, Ihnen fehlt die Courage."

„Herr Hummel," versetzte der Doctor mit Haltung, „ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie jetzt nicht mehr ausfällig sein dürfen."

„Warum nicht?" frug Hummel. Der Doctor wies auf die Papiere. „Was hier geschehen, macht mir schwer, wieder grob zu werden, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, einen Wehrlosen anzugreifen."

„Diese Ansprüche sind mir nur lächerlich," erwiederte Hummel. „Weil ich Ihnen mein Geld gegeben habe, soll ich aufhören, Sie zu behandeln wie Sie verdienen? Weil Sie vielleicht nicht ganz abgeneigt wären, meine Tochter zu heirathen, soll ich Sie mit einer Sammtbürste streicheln? Hat man je solchen Unsinn gehört!"

„Sie irren," fuhr der Doctor artig fort, „wenn Sie meinen, daß ich ganz außer Stande bin, Ihre Sprache zu reden. Ich gebe mir deßhalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune versteht so zu verletzen, daß selbst die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat,"

versetzte Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachsucht.“

„Darauf will ich Ihnen eben so ehrlich sagen,“ fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine schwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben lasten würde, die Sie uns auferlegten. Ich sah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an sein Unglück schloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte.“

„Nur weiter!“ rief Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, giebt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieses Gespräch bestärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom ersten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müssen, Ihnen so schnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Posten für meine Bücher gestrichen, ich werde sie doch verkaufen.“

„Unsinn!“ rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unserer Schuld ist; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigstens will Ihnen nicht in dieser Weise verpflichtet sein.“

„Sie wollen es doch in einer andern Weise, die Ihnen mehr zusagt.“

„Ja,“ versetzte der Doctor; „da Sie das größte

Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, so verächtlich zurückweisen, so werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde versuchen, sie zu sprechen, so oft ich kann, mich ihr so werth zu machen, als ich im Stande bin. Sie selbst haben mir diesen Weg gezeigt, Sie werden sich gefallen lassen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden sein sollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rücksicht nehmen."

„Endlich!" rief Hummel, „es kommt zum Vorschein. Ich sehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit sind. Darum lassen Sie uns ruhig diese Angelegenheit besprechen. Sie sind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünsche. Ich habe Sie von meinem Hause fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat sich doch ein verdammtes Gefühl entsponnen. Deßhalb bin ich der Meinung, dies Geschäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Bescheidenheit thun, ich sehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unsern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf diesen Vorschlag gehe ich nicht ein," versetzte der Doctor. „Ich bestehe nicht darauf, daß Sie mir in dieser Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie selbst sich gegen mich so

verhalten, wie gegen einen Gast Ihres Hauses schicklich ist, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weise zu mir sprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigsten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, sondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf diese Bedingung nicht eingehen, so komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," versetzte Herr Hummel kopfschüttelnd, „denn sehen Sie, ich schätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deßhalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig sein kann, ich versichere Sie, es wird mir sauer werden. Unterdeß nehmen Sie diese Papiere mit sich. Ihr Vater hat sich die Lehre gekauft, daß er seine Geldgeschäfte selbst besorgt. Im Uebrigen steht die Sache nicht schlecht und er wird sich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht so hastig," versetzte Hummel.

„Es thut mir leid," sagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht ersparen."

„Nur aus angeborner Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ sie sich kräftig schütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden sich das Zeug doch wieder anschaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handschrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beschlossen, daß du Tobias heißen solltest, haben sie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln schlechte Dienste geleistet. Denn wer diesen Namen führt, wird vom Schicksal genöthigt zu erleben, was niemals günstiger benamten Menschen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem ersten Besitzer deines Namens durch unwürdiges Beschmeißen anthat? Wer hat eine so elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieser nicht fasten, die Gebetschnüre halten und mit einem mörderischen Geist kämpfen, grade in den Stunden, in welchen sonst jedem Sterblichen geistiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, seliger Bachhuber, hat sich das Unglück des Namens gräulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deßhalb entstand, weil dem Schweden ein Gelüst nach deinem Codex ankam, soll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geschichtsforschung auch noch diesen geheimen Beweggrund an's Licht ziehn wird.

Aber unleugbar bist du selbst in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja sogar an deinem Schatz, den du verstecktest und gleichsam deponirtest, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böser Geist würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Professor quälte die Blindheit und ängstigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelassen, ihm wurde der Eifer gesteigert. Denn er suchte keineswegs kopflos, er wußte sehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche sich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in seinen Kräften stand; seine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Inventarien des Fürsten gründlich durchsucht seien. Die Gewißheit wenigstens vermochte er besser zu erlangen als jeder Andere, und er that damit seine Pflicht gegen den Fürsten und seine Wissenschaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der ersten Zeit steigerte sich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuscht, störte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder saß er oft in sich gesunken, ja, er sprach täglich von dem Schatze und Ilse konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, selbst ihr Trost verletzten ihn, denn ihm war sehr ärgerlich, daß sie seinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handschrift aussehn würde, dick, großes Quadrat, sehr alte Buch-

staben, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, verblichen, manche Blätter halb zerstört, er verbarg sich durchaus nicht, daß die Bosheit der Zeit, des Wassers und der Ratten arges Spiel damit getrieben hatte.

Heut trat der Professor mit gerötheten Wangen in das Arbeitszimmer der Prinzessin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem kleinen Aktenbündel des Marschallamtes, das mir unbegreiflicherweise bis jetzt entgangen ist, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Beamte von Bielstein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verschwundenen Schlosse sandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Vermerk, daß sie Manuscripte des Klosters von Rossau, außerdem alte Armbruste, Bolzen u. s. w. enthalten. Es waren also zwei Truhen, und Handschriften des Klosters lagen darin." Die Prinzessin sah neugierig auf das Blatt, welches er vor sie hinlegte.

„Es war Zeit, daß diese Nachricht kam," fuhr der Professor fröhlich fort, „denn ich gestehe Ew. Hoheit, das Phantom verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies ist eine werthvolle Bestätigung, daß ich auf richtigem Wege bin."

„Ja," rief die Prinzessin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte! Wäre er durch Beschwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider ist dieser Weg Geister zu

bezwingen veraltet, und die geheime Kunst, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, ist schwer zu erlernen."

„Auch ich bin jetzt wenig besser als ein unglücklicher Geisterbanner," antwortete der Professor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollte, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweise. Man freut sich und wird getäuscht wie ein Kind. Es ist ein Glück, daß das Schicksal uns Bücherschreiber selten durch solche Gaukeleien neckt; was wir etwa für Andere gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweise von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernst der Arbeit, welche ich nicht sehe," rief die Prinzessin, „Ihre Güte hat mir wenigstens ein kleines Guckfenster geöffnet, durch welches ich in die Werkstatt der schaffenden Geister blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer stillen Gemeinde gehört, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, solcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu sein."

„Wir sind kühne Eroberer am Schreibtisch," antwortete der Professor, „aber dem Eroberer und seiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwischen innerer Freiheit und äußerer Unbehülflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht übersehen und unsere Einseitigkeit schwer ertragen. Denn,

Hoheit, die Gelehrten sind selbst wie die Bücher, welche sie schreiben. In der Mehrzahl stehen wir schlecht gerüstet in dem Wirrwarr der Geschäfte, zuweilen hülflos in der vielgestaltigen Thätigkeit unserer Zeit. Wir sind treue Freunde solcher Stunden, in denen der Mensch neue Kraft sucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit selbst sind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an sich selbst?" frug die Prinzessin schnell.

„Nein," versetzte der Professor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenossen zusammengesetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieser Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen ist, bei denen nicht mein Wissen oder meine sittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das ist mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzessin, und lehnte sich gravitätisch auf dem Sessel zurück. „Meine Phantasie war im besten Fluge, ich saß als Gebieterin der Welt da, bereit, meine Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Minister."

„Das Zutrauen thut mir wohl," versetzte der Professor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehülfen der Herrschaft zu suchen, so würde ich diese Würde nur dann mit gutem Gewissen annehmen, wenn Ew. Hoheit Insassen vorher alle in der Presse

des Buchbinders zurechtgeschnitten wären, wenn sie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich besagt, was jeder für einen Inhalt hat."

Die Prinzessin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie sprang auf und trat vor ihn. „Immer sind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt."

„Dank für die Beurtheilung," versetzte der Professor fröhlich. „Selbst Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geist, der in einem Buche steckt, Sie rühmen mich so offen, als ob ich die Worte nicht verstände, die man über mich spricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recension vorzutragen."

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören," rief die Prinzessin, „denn Sie würden trotz der Harmlosigkeit, die Sie an sich loben, am Ende so viel aus mir herauslesen, als wenn auch ich Goldschnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir ist ernst zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, seit Sie bei uns sind, geht mir ein besseres Verständniß für den Werth des Lebens auf. Sie wissen nicht, welcher Gewinn für mich ist, einen Geist zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben seiner Umgebung, nur seiner hohen Göttin, der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menschen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, sie Alle denken und sorgen behaglich um sich selbst und schließen be-

queme Verträge zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbstlosigkeit und eine unablässige Hingabe des eigenen Daseins an die höchste Arbeit des Menschen. Dies ist etwas Großes und Gewaltiges, daß mich die Bewunderung weich macht, wenn ich Sie ansehe. Ich fühle den Werth solchen Daseins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, so begeistert, den Himmel im Herzen. Das ist meine Recension über Sie, Herr Gelehrter, sie ist vielleicht nicht gut geschrieben, aber sie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten strahlte, als er dem Fürstenkinde in das begeisterte Antlitz sah, aber er schwieg. Es war eine lange Pause. Die Prinzessin wandte sich ab, und neigte sich über die Bücher. Endlich begann sie mit leiser Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlassen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu sein, ich habe in der Kunstgeschichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verständlich war."

Der Professor nahm das aufgeschlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies ist die Theorie einer andern Kunst, es ist nicht das rechte Buch." Die Prinzessin las: „Blancmanger zu machen." Sie schlug den Titel auf. „Geistreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erstaunt wandte sie das Buch um, es war derselbe

einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?“ rief sie ärgerlich und schellte ihrer Kammerfrau. „Es ist Niemand hier gewesen,“ betheuerte diese, „als vorhin die Prinzen.“

„Ja dann,“ rief die Prinzessin kleinlaut, „da ist nichts zu hoffen. Wir stehen jetzt unter der Herrschaft eines schadenfrohen Kobolds und müssen warten, ob unser Buch sich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück.“

Als der Professor entlassen war, kam die Kammerfrau erschrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübseligem Zustande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat emsig darüber studirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm.“

Zu derselben Stunde stand der Kammerherr vor dem Fürsten. „Ihre Freunde von der Universität haben sich bei uns eingelebt; ich setze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unsere Stadt lieb zu erhalten.“

„Professor Werner scheint sehr befriedigt,“ versetzte der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schwester Malwine die Bekanntschaft der Frau Professorin gemacht?“

„Leider ist meine Schwester genöthigt, unsere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen.“

„Das ist schade,“ versetzte der Fürst, „sie mag Ursache haben, diesen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen,

daß dem Erbprinzen eine praktische Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beschäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Rossau die Möglichkeit eines zeitweisen Aufenthalts zu schaffen. Die alte Oberförsterei ist dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entschlossen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdschloß zu verwandeln. Der Erbprinz soll diesen Bau an Ort und Stelle ganz in seinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Kostenanschlag wünsche ich mitzusprechen. Unterdeß wird der Erbprinz sich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförsterei für mich reservirt sind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anspruch nehmen wird, so mag er seine Muße benützen, in der Wirthschaft des Herrn Bauer einen Einblick in unsern Landbau zu erwerben. Er soll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr ist bereits vorgeschritten und macht schnellen Aufbruch wünschenswerth. Es ist Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüsten Sie sich zur Reise. Ich hoffe, daß diese Disposition einen Wunsch erfüllt, den Sie wohl längst gehegt haben. Die schöne Landschaft und der stille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfrischung sein."

Der Kammerherr verbeugte sich erschrocken vor seinem Herrn, der so gnädig die Verbannung vom Hofe aussprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es ist Exil," rief er außer sich.

„Treffen Sie schnell Ihre Anstalten,“ versetzte der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieser Stunde fortzugehn.“

Der Erbprinz ging zu seinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlst, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, diesen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältst, so sage ich mir, du verstehst besser als ich, was meiner Zukunft dient. Aber,“ fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne eine Bitte auszusprechen, die mir sehr am Herzen liegt.“

„Sprich, Benno,“ sagte der Fürst gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Professor und seine Frau so schnell als möglich aus der Nähe des Hofes.“

„Was soll das?“ frug der Fürst rauh.

„Der Aufenthalt hier ist für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche sie gekommen ist, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück ist mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unserer Gegend den Frieden ihrer Tage zu stören droht.“

„Und weßhalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir so theuer ist?“ frug der Fürst.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau sei,“ versetzte der Erbprinz entschlossen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was

du Ehrbarkeit nennst," sagte der Fürst bitter, „dann wird diese Tugend leicht verloren."

„Es ist nicht die Wohnung allein," fuhr der Erbprinz fort. „Die Damen des Hofes haben sich ganz zurückgehalten, die Fremden werden viel besprochen, Geschwätz und Verläumdung sind thätig, ihr schuldloses Leben falsch darzustellen."

„Ich höre mit Erstaunen," versetzte der Fürst, „wie lebhaft deine Sorge für die fremde Frau ist, du selbst hast ihr doch, wenn ich recht vernahm, während dieser Wochen nur wenig von chevaleresker Aufmerksamkeit gegönnt."

„Ich habe es nicht gethan," rief der Erbprinz, „weil ich mich verpflichtet fühlte, wenigstens für meine Person zu vermeiden, was ihr schaden konnte. Ich sah die spöttischen Blicke unserer Herren, als die Fremden ankamen, ich hörte geringschätzige Worte über die neue Schönheit, die in jenem Hause eingeschlossen sei, und mir drehte sich vor Scham und Zorn das Herz um. Deßhalb habe ich mich mit Schmerzen bezwungen, ich habe vor meiner Umgebung Gleichgültigkeit geheuchelt und habe ihr selbst eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es ist mir schwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichsten Stunden meiner academischen Zeit in ihrem Kreise verlebt."

Der Fürst hatte sich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das also war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergessen, daß du in

den Jahren sanfter Regung stehst, und geneigt bist, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr schwärmerisches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut ist. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben so weicher Empfindung keine Dauer." Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich leugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieser Fremden in deinem Interesse anders ansah. Für einen Prinzen von deinem Naturell ist vielleicht nichts so bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Ansprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir sind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder mit anspruchsvollen Intrigantinnen gefährlich, du hast dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebst, mit dir spielt und dich selbstsüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon grade, was du für deine nächste Zukunft brauchtest. Aus Grundsätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht versage, hast du vermieden, diese idyllischen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du selbst hast nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir scheint deßhalb, du hast das Recht verloren, in dieser Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen."

„Vater," rief der Erbprinz, und rang erschreckt die Hände, „daß du mir dies sagst, ist unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns

in geheimer Absicht geschehen sei, ich habe diesen Verdacht niedergekämpft und mich darum gescholten. Jetzt aber stehe ich entsetzt vor dem Gedanken, daß ich selbst die Schuld an dem Unglück guter Menschen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen: entlaß sie so schnell als möglich, oder du machst deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," versetzte der Fürst, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein schweigsames Wesen gestattest. Du bist entweder ein überspannter Träumer oder du bist mit einem Talent für Diplomatie versehn, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hause Bielstein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürst höhnend.

„Nein," versetzte der Erbprinz leise.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürst fort. „Die Fremden sind hergerufen für eine gewisse Zeit, der Mann steht nicht in meinem Dienst, ich bin weder in der Lage sie fort zu schicken, denn sie haben mir keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch sie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du selbst hast durch die gnädige Aufmerksamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Besuch dem Hof die Meinung

erregt, daß du ihr ein besonderes persönliches Interesse zuwendest."

„Ist der Hof so beflissen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, schicklich erscheint?" frug der Fürst.

„Mir wird wenig von dem gesagt, was unsere Umgebung spricht, sei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es ist unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beschäftigt und in Harnisch bringt. Denn man wagt sogar zu behaupten, daß sich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerksamkeit beweist; und man hält bereits für besonders achtungswerth und charakterfest, ihr Artigkeiten zu versagen. Dich wie sie bedroht die Verläumdung. Vergieb mir, mein Vater, daß ich es grade heraus sage, du selbst hast durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deßhalb liegt dir ob, sie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn sein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreise gehört; auch du wirst lernen, solche Sittenstrenge gering zu achten," versetzte der Fürst. „Es ist eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtsames Wesen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater gestattet ist."

Dem Erbprinzen röthete sich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau so

warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unschuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war selig in ihrer Nähe, und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen sah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an sie gedacht, in diesem schmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachsen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den sie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich eine solche Leidenschaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bittersten Stunden des sehnsüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, schone dies Vertrauen. Hast du bisher für mein Wohl gesorgt, heut ist die Stunde, wo du mir den höchsten Beweis deiner Treue geben kannst. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt."

Das Antlitz des Fürsten hatte sich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erschrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Person das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Wasser hinuntertrinkt, in welches seine Dame ein Thränchen geweint hat."

„Ja, ich suche deine ritterliche Hülfe, mein Fürst und Herr," rief der Erbprinz außer sich, „ich beschwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienst für mich und sie, als Prinz unseres erlauchten Hauses und als Mitglied derselben Genossenschaft, deren Devise wir beide tragen. Versage nicht deinen Beistand in ihrer Gefahr."

„Wir stehen nicht im Ordenssaal," versetzte der Fürst kalt, „und die Phrase klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreist hast du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermessene Rede zürnt und der Fürst dich ungnädig entläßt."

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des Vaters und die Ungnade meines Herrn sind ein Unglück, welches ich tief fühle; aber noch furchtbarer ist mir der Gedanke, daß hier am Hofe ein Unrecht gegen eine Unschuldige verübt wird, ein Unrecht, an welchem auch ich Theil haben soll. Wie schwer dein Zorn mich treffe, ich sage dir doch, du selbst hast die Frau der Mißdeutung ausgesetzt, und solange ich dir gegenüberstehe, werde ich dir das sagen und nicht ablassen mit der Bitte: entferne sie von hier, um ihrer Ehre und um unserer Ehre willen."

„Da deine Worte endlos um dasselbe leere Phantom flattern," versetzte der Fürst, „so ist es Zeit, dieser Unterredung ein Ende zu machen. Du wirst auf der Stelle abreisen, du wirst der Zeit überlassen, ob sie

mich vergessen läßt, was ich heut von dir erfahren. Bis dahin magst du in der Einsamkeit darüber nachsinnen, daß du ein Thor warst, als du den Vormund Fremder spielen wolltest, welche vollständig in der Lage sind, für ihr eigenes Heil zu sorgen."

Der Erbprinz verneigte sich. „Hat mein durchlauchtigster Herr noch einen Befehl für mich?" frug er mit zuckenden Lippen.

Finster entgegnete der Fürst: „Dir bleibt nur noch übrig, daß du selbst die Fremden gegen deinen Vater aufregst."

„Ew. Hoheit wissen, daß mir dergleichen nicht geziemen würde."

Der Fürst winkte mit der Hand, der Sohn schied mit stummer Verbeugung.

Der Prinz rief nach seinem Wagen und eilte zu seiner Schwester. Die Prinzeß sah ängstlich in sein verstörtes Gesicht. „Du sollst fort?" rief sie.

„Lebe wohl," sagte er, ihr die Hand reichend, „ich gehe auf's Land, uns noch ein neues Schloß zu bauen, wenn wir einmal die Scene wechseln wollen."

„Wann kehrst du zurück, Benno?"

Der Erbprinz zuckte die Achseln. „Sobald der Fürst befiehlt. Ich habe jetzt den Auftrag, ein wenig Baumeister und Landwirth zu werden, auch dies ist eine nützliche Thätigkeit. Lebe wohl, Sidonie. Sollte der Zufall dich einmal mit Frau Werner zusammenführen, so würde ich dir verbunden sein, wenn du nicht auf

das Geschwätz des Hofes achten, sondern daran denken wolltest, daß sie eine wackere Frau ist, und daß ich ihr von früher großen Dank schuldig bin."

„Bist du unzufrieden mit mir, mein Bruder?" frug die Prinzessin ängstlich.

„Mache gut, Siddy, was du noch gut machen kannst, lebe wohl."

Prinz Victor begleitete ihn zum Wagen. Der Erbprinz faßte ihn an der Hand und sah bedeutungsvoll nach dem Pavillon hinüber, Victor nickte. „Es ist mein eigener Vortheil," sagte er. „Ehe ich nach der Garnison gehe, besuche ich dich im Lande des Farrnkrauts, ich erwarte, dich als Bruder Klausner zu finden mit langem Bart und einer Mütze von Baumrinde. Lebe wohl, Ritter Toggenburg, und lerne dort, daß die beste Philosophie auf Erden ist, jeden Tag für verloren zu halten, an dem man keinen dummen Streich gemacht hat. Besorgt man dies Geschäft nicht selbst, so übernehmen Andere die Mühe. Es ist immer lustiger, Hammer zu sein, als Ambos."

Der Fürst war heut während der Hoftafel so finster und schweigsam, daß es den meisten Anwesenden auffiel, nur kurze Bemerkungen fielen von seinem Munde, zuweilen ein herber Scherz, dem man anmerkte, daß die Seele des Fürsten nach Fassung rang, der Hof verstand, daß diese unheimliche Stimmung mit der Abreise des Erbprinzen zusammenhing, und Jeder hütete sich, den Verstörten zu reizen. Der Professor allein genoß den

Vorzug, dem Fürsten ein Lächeln abzunöthigen, als er gutlaunig von dem verzauberten Schloß Solitude erzählte. Nach der Tafel sprach der Fürst neben dem Professor mit einem Adjutanten, der Professor wandte sich an den Obersthofmeister, und obgleich er die unzugängliche Artigkeit des Mannes sonst mied, that er heut doch eine gleichgültige Personenfrage. Der Obersthofmeister antwortete verbindlich, daß der nahe Hofmarschall sicher die beste Auskunft geben könne, und veränderte seinen Platz. Gleich darauf trat der Fürst, quer durch die Gesellschaft schreitend, an den Obersthofmeister, zog sich mit diesem in eine Fensternische zurück und begann: „Sie haben mich auf meiner ersten Reise nach Italien begleitet und, wenn mir recht ist, ein wenig meine Liebhaberei für Alterthümer getheilt. Unsere Sammlung wird neu geordnet, an einem Katalog fleißig gearbeitet."

Der Obersthofmeister sprach seine Anerkennung der fürstlichen Liberalität aus.

„Professor Werner ist sehr thätig," fuhr der Fürst fort, „es ist erfreulich, wie gut er zu orientieren versteht." Der Obersthofmeister blieb stumm.

„Sie erinnern sich, Excellenz, wie belustigend uns in Italien die Sammler waren, welche den Fremden durch Lohndiener in ihre Kabinette zogen und um eine erloschene Inschrift endlos gesticulirten. Wie die meisten Menschen an einer fixen Idee leiden, so auch unser Gast. Er argwöhnt, daß in einem Hause unseres Für-

stenthums eine alte Handschrift verborgen liege, deßhalb hat er die Tochter des Hausbesitzers geheirathet, und da er trotzdem seinen Schatz nicht gefunden, sucht er jetzt in der Stille dies Nebelbild auf allen Böden der Residenz. Hat er nie gegen Sie darüber gesprochen?"

„Ich habe noch keine Veranlassung gehabt, sein Vertrauen zu suchen," erwiederte der Obersthofmeister.

„Da haben Sie etwas verloren," fuhr der Fürst fort, „er spricht in seiner Weise gut und gern darüber; es wird Sie unterhalten, einmal diese Art von Narrheit näher zu betrachten. Kommen Sie nachher mit ihm in mein Arbeitszimmer."

Der Obersthofmeister verneigte sich und meldete beim Aufbruch dem Professor, daß der Fürst ihn noch zu sprechen wünsche.

Die Herren traten bei dem Fürsten ein, diesem eine erheiternde Unterhaltung zu schaffen.

„Ich habe Seiner Excellenz erzählt," begann der Fürst, „daß Sie bei uns noch ein besonderes Interesse als Jagdliebhaber verfolgen. Wie steht's mit der Handschrift?"

Der Professor berichtete über seine neue Entdeckung und die beiden Truhen. „Der nächste Jagdgrund, worauf ich hoffe, sind die Böden und Kammern im Sommerschloß der Frau Prinzessin; weigern auch diese eine Beute, so weiß ich mir kaum noch eine undurchsuchte Stätte."

„Es soll mich freuen, wenn Sie recht bald zum

Ziele kommen," sagte der Fürst, und blickte zu dem Obersthofmeister hinüber. „Ich nehme an, daß es auch für Ihr eigenes Leben von Wichtigkeit sein würde, diese Handschrift zu finden. Sie werden sich ja wohl dazu verstehen, dieselbe durch den Druck bekannt zu machen."

„Es wäre die größte Aufgabe, die mir werden könnte," versetzte der Professor, „vorausgesetzt, daß Ew. Hoheit Huld mir dies Werk anvertrauen wollten."

„Sie sollen die Arbeit übernehmen und kein Anderer," erwiederte der Fürst lächelnd, „soweit ich ein Recht habe, darüber zu bestimmen. Also das unsichtbare Buch würde für Ihre Wissenschaft in Wahrheit große Bedeutung haben?"

„Die größte Bedeutung. Aber der Inhalt wäre für jeden Gebildeten von hohem Werth, ich meine, er würde auch Ew. Hoheit fesseln," sagte der Professor arglos und freudig, „denn der Römer Tacitus ist in gewissem Sinne ein Hofschriftsteller, Mittelpunkt seiner Erzählung sind die Charaktere der Kaiser, welche in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Geschicke der alten Welt bestimmt haben. Es ist freilich im Ganzen ein trübes Bild."

„Er ist ein Schriftsteller der Opposition?" sagte der Fürst.

„Er ist der große Berichterstatter über eine eigenthümliche Verbildung der Charaktere, welche bei den Herren der antiken Welt eintrat, wir verdanken ihm eine Reihe von psychologischen Schilderungen der

Krankheit, welche sich damals auf dem Throne entwickelte."

„Das ist mir neu," versetzte der Fürst, sich auf seinem Stuhl bewegend.

„Ew. Hoheit würden, ich bin überzeugt, mit dem größten Antheil die verschiedenen Formen dieser Seelenkrankheiten betrachten, und Höchstdieselben würden in andern Zeiträumen der Vergangenheit, ja in früheren Zuständen unseres eigenen Volkes viele bedeutsame Seitenbilder finden."

„Sie nehmen also eine besondere Krankheit an, welche nur die Regenten befällt?" frug der Fürst, „die Mediciner werden Ihnen für diese Entdeckung besonderen Dank wissen."

„In der That," rief der Professor eifrig, „ist die furchtbare Bedeutung dieser Erscheinung noch viel zu wenig gewürdigt, keine andere hat auf das Schicksal der Nationen so unermeßlichen Einfluß geübt. Was Pest und Krieg verdarben, ist wenig gegen die verhängnißvolle Verwüstung der Völker, welche durch dies besondere Leiden der Herrscher angerichtet wurde. Denn diese Krankheit, welche noch lange nach Tacitus unter den römischen Imperatoren wüthete, ist kein Leiden, welches auf das alte Rom beschränkt war, sie ist zuverlässig so alt, wie die Despotien des Menschengeschlechts, sie befiel auch später in den christlichen Staaten zahlreiche Herrscher, sie brachte in jeder Zeit anders geformte, groteske Gestalten hervor, sie war durch Jahrtausende

der Wurm, welcher, in der Hirnschale eingeschlossen, das Mark des Hauptes verzehrte, das Urtheil vernichtete, die sittlichen Empfindungen zerfraß, bis zuletzt nichts übrig blieb, als der hohle Schein des Lebens. Zuweilen wurde es Wahnsinn, den auch der Arzt nachweisen kann, aber in zahlreichen anderen Fällen hörte die bürgerliche Zurechnungsfähigkeit nicht auf und der geheime Schaden barg sich sorgfältig. Es gab Perioden, wo nur einzelne festgefügte Seelen sich völlige Gesundheit bewahrten, und wieder andere Jahrhunderte, wo ein frischer Luftzug aus dem Volke die Häupter, welche das Diadem trugen, frei erhielt. Ich bin überzeugt, wer den Beruf hat, die Zustände späterer Zeit genau zu untersuchen, wird im Grunde denselben Verlauf der Krankheit selbst noch in den milderen Formen unserer Bildung erkennen. Meinem Leben liegen diese Beobachtungen fern, auch zeigt der römische Staat allerdings die abenteuerlichsten Formen der Krankheit, denn dort sind die größten Verhältnisse und eine so mächtige Entfaltung der Menschennatur in Tugend und Verkehrtheit, wie seitdem selten in der Geschichte."

„Den Herren Gelehrten aber macht es besondere Freude, diese Leiden früherer Herrscher an's Licht zu stellen?" frug der Fürst.

„Sie sind gewiß lehrreich für alle Zeiten," fuhr der Professor sicher fort, „denn sie prägen durch furchtbare Beispiele die Wahrheit ein, daß der Mann, je höher er steht, um so stärkere Schranken nöthig hat,

welche die Willkür seines Wesens bändigen. Ew. Hoheit freies Urtheil und reiche Erfahrung werden schärfer als Jemand aus meinem Lebenskreise beobachten, daß diese Krankheitserscheinungen sich stets da zeigen, wo der Regierende weniger zu scheuen und zu ehren hat, als ein anderer Sterblicher. Was den Menschen in gewöhnlicher Lage gesund erhält, ist doch nur, daß ihm eine strenge und unablässige Controle seines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird, seine Freunde, das Gesetz, die Interessen Anderer umgeben ihn von allen Seiten, sie fordern gebieterisch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche Andere ihr Gedeihen sichern. Zu jeder Zeit ist die Gewalt dieser Fesseln bei dem Regenten minder stark; was ihn einengt, vermag er leichter niederzuwerfen, eine ungnädige Handbewegung scheucht den Warnenden für immer von seiner Seite, vom Morgen bis zum Abend ist er mit Personen umgeben, welche ihm bequem sind, ihn mahnt kein Freund an seine Pflicht, ihn straft kein Gesetz. Hundert Beispiele lehren, daß frühere Herrscher selbst bei großen äußeren Erfolgen an innerer Verwüstung litten, wo nicht eine starke öffentliche Meinung und kräftige Theilnahme des Volkes am Staat sie unablässig zwang, sich selbst zu behüten. Es liegt nahe, an die riesengroße Kraft eines Feldherrn und Eroberers zu denken, den die Erfolge und Siege des eigenen Lebens in's Wüste und Maaßlose getrieben haben, er war ein furchtbarer Phantast geworden, Lügner gegen sich selbst, Lügner gegen die Welt, bevor

er gestürzt wurde, und lange bevor er starb. Doch dergleichen zu untersuchen, ist, wie gesagt, nicht mein Beruf."

„Nein," sagte der Fürst tonlos.

„Die entfernte Zeit," begann der Obersthofmeister, „welche Sie im Auge haben, war aber nicht nur für die Regenten, auch für die Völker eine traurige Epoche. Wenn mir recht ist, war das Gefühl des Absterbens allgemein, auch bewunderte Schriftsteller taugten nicht viel, mir wenigstens sind solche Männer wie Apulejus und Lucian als eitle und kläglich gemeine Menschen erschienen."

Der Professor sah überrascht auf den Hofmann.

„In meiner Jugend las man dergleichen häufiger," fuhr dieser fort. „Ich verdenke den Besseren jener Zeit nicht, wenn sie sich mit Widerwillen von solchem Treiben abwandten und sich in das engste Privatleben oder in die thebanische Wüste zurückzogen. Deßhalb, wenn Sie von einer Krankheit der römischen Imperatoren sprechen, möchte ich entgegnen, daß sie nur Folge einer ungeheuren Erkrankung der Völker ist, obgleich ich sehr wohl einsehe, daß sich während diesem Verderb der Einzelnen ein großer Fortschritt des Menschengeschlechts vollzogen hat, die Befreiung der Völker aus abschließendem Volksthum zu einer Cultureinheit, und der neue Idealismus, welcher durch das Christenthum auf die Erde kam."

„Zuverlässig ist die Form des Staates und die Form der Bildung, welche die einzelnen Kaiser vorfan-

den, entscheidend für ihr Leben gewesen. Jedermann ist in diesem Sinne Kind seiner Zeit, und wenn es gilt, das Maaß ihrer Schuld zu bestimmen, dann wird vorsichtiges Abwägen ziemen. Aber was ich die Ehre hatte, Sr. Hoheit als besondern Vorzug des Tacitus anzuführen, ist auch nur die Meisterschaft, mit welcher er die eigenthümlichen Symptome und den Verlauf des Cäsarenwahnsinns schildert."

„Sie waren alle wahnsinnig," unterbrach der Fürst mit heiserer Stimme.

„Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Professor arglos. „Augustus wurde auf dem Throne ein besserer Mann, und fast hundert Jahre nach der Zeit, in welcher Tacitus schrieb, haben gute und maaßvolle Herrscher gelebt. Etwas von dem Fluch, welchen übel beschränkte Macht auf die Seelen ausübte, mag an der Mehrheit der römischen Kaiser erkennbar sein. In den besseren aber lag er wie eine Kränklichkeit, welche, nur selten bemerkbar, immer wieder durch Tüchtigkeit oder gute Natur gebändigt wurde. Eine Anzahl freilich verdarb durchaus, und in ihnen entwickelte sich die Krankheit nach einer bestimmten Stufenfolge, deren innere Gesetzlichkeit wir wohl begreifen."

„Sie wissen also auch, wie den Leuten zu Muthe war?" fuhr der Fürst auf, den Professor scheu anblickend.

Der Obersthofmeister trat in eine Fensternische.

„Der Verlauf der Krankheit ist im Allgemeinen nicht schwer zu verfolgen," versetzte der Professor erfüllt

von seinem Gegenstande. „Die Uebernahme der Regierung wirkt zunächst erhebend. Der höchste Erdenberuf steigert auch beschränkte Menschen wie den Claudius, verdorbene Buben wie den Caligula, Nero und Domitian während der ersten Wochen zu einem gewissen pathetischen Adel. Lebhaft ist das Bestreben zu gefallen, beflissen die Arbeit sich durch Gnade festzusetzen; die Scheu vor einflußreichen Persönlichkeiten oder vor dem Widerstreben der Masse zwingt zur Vorsicht. Die Herrschaft aber hat den Menschen zum Sclaven gemacht, und der Sclavensinn trägt eine Verehrung entgegen, welche den Kaiser äußerlich über andere Menschen hinausstellt, er ist von den Göttern besonders begnadigt, ja seine Seele ein Ausfluß der göttlichen Kraft. In dieser Adoration Aller und der Sicherheit der Herrschaft wuchert bald der Egoismus. Die zufälligen Forderungen eines ungebändigten Willens werden rücksichtslos, die Seele verliert allmälig das Urtheil über Bös und Gut, der persönliche Wunsch erscheint dem Regierenden sofort als Bedürfniß des Staates, jede Laune des Augenblicks heischt Befriedigung. Das Mißtrauen gegen Unabhängige führt zu kopflosem Argwohn, wer sich nicht fügt, wird als Feind beseitigt, wer sich geschmeidig anzupassen versteht, ist sicher, eine Herrschaft über den Herrscher auszuüben. Die Familienbande reißen, die nächsten Verwandten werden als geheime Feinde umlauert, der gleißende Schein eines herzlichen Vertrauens wird bewahrt, plötzlich durchbricht eine Missethat den Schleier, mit

welchem Heuchelei ein innerlich hohles Verhältniß umzogen hat."

Der Fürst rückte mühsam seinen Sessel von dem Kaminfeuer in das Dunkel.

Der Professor fuhr eifrig fort: „Die Idee des römischen Staates verliert sich zuletzt ganz aus den Seelen, ja sie wird als feindselig gehaßt, nur persönliche Anhänglichkeit wird gefordert, treue Hingabe an den Staat erscheint als Verbrechen. Diese Hülflosigkeit und das Schwinden des Urtheils über die Tüchtigkeit, ja über die wirkliche Ergebenheit der Menschen bezeichnen einen Fortschritt der Krankheit, durch welchen bereits die Zurechnungsfähigkeit beeinträchtigt wird. In dieser Zeit werden die Bildungselemente immer beschränkter und einseitiger, das Wollen immer eitler und kleinlicher. Ein kindisches Wesen wird sichtbar, Freude an elendem Tand und eitlen Possen, daneben eine bubenhafte Tücke, welche zwecklos verdirbt, es wird Genuß, nicht nur zu quälen, auch die Qualen Anderer zu schauen, unwiderstehlich wird das Gelüst, Imponirendes in das Gemeine herab zu ziehen, ja auch Gleichgültiges zu zerstören. Sehr merkwürdig ist, wie mit dieser Abnahme der Denkkraft eine unruhige und zerstörende Sinnlichkeit überhand nimmt. Ihre dunkle Gewalt wird übermächtig. Während sonst die Würde des höhern Alters auch dem Schwachen Haltung giebt, verletzt hier das widerliche Bild bejahrter Wüstlinge, wie Tiberius und Claudius. In einer schamlosen und raffinirten Hingabe wird die letzte Lebenskraft zerstört."

„Das ist sehr merkwürdig," wiederholte mechanisch der Fürst.

Der Professor schloß: „So vollendet sich der Verderb in vier Stufen, zuerst riesiger Egoismus, dann Argwohn und Heuchelei, dann knabenhafte Unvernunft, das letzte thut widerwärtige Ausschweifung."

Der Fürst erhob sich langsam von seinem Sessel, er strauchelte, der Oberſthofmeister trat ängstlich näher, aber der Fürst preßte die Hand auf die Lehne und wandte sich langsam dem Professor zu; ohne ihn anzusehen sagte er langsam: „Ich danke den Herren für eine vergnügte Stunde." Man hörte den Worten die Anstrengung an, welche sie ihm kosteten. Im Hinausgehen frug der Professor leise den Oberſthofmeister: „Ich habe den Fürsten gewiß durch die gedehnte Erörterung gelangweilt?"

Der Oberſthofmeister sah erstaunt in das freundliche Antlitz des Gelehrten: „Ich zweifle nicht, der Fürst wird Ihnen sehr bald beweisen, daß er aufmerksam zugehört hat."

Als sie auf der Treppe waren, klang ein heiserer Mißton aus der Ferne, der alte Herr fuhr zusammen und lehnte sich an die Wand.

Der Professor lauschte, Alles war still. „Das war wie der Schrei eines wilden Thieres," sagte er.

„Es klang von der Straße," versetzte der Oberſthofmeister.

7.

Der Hummeln Cäsarenwahnsinn.

Herr Hahn fuhr an seinem Gartenzaun dahin. Seine Seele war mit Dankbarkeit gefüllt; da diese aber verhindert wurde, durch das gewöhnliche Ventil freundlicher Rede auszuströmen, drang sie ihm in diejenige Kammer seines Hauptes, in welcher er die Pläne für Verschönerung des Gartens aufbewahrte. Der hochherzige Gegner von drüben feierte nächstens seinen Geburtstag, das hatte Herr Hahn auf weitem Umwege entdeckt. An diesem Tage durfte ihm vielleicht ein heimliches Zeichen der Achtung vor Augen gestellt werden. Der größte Schatz im Garten des Herrn Hahn waren seine Topfrosen, Bäumchen und Sträuche von jeder Größe und Farbe, prachtvolle Rosen, welche fast das ganze Jahr blühten und von den Vorübergehenden sehr bewundert wurden. Er trug sie eigenhändig im Garten hin und her und benutzte sie zum Ausputz verschiedener Gruppen. Diese Rosen beschloß er in stiller Huldigung zu widmen. Längst hatte er in der Mitte des feindlichen Gartens ein wüstes Rondel bedauert, das den ganzen Sommer thatlos dalag, als Lagerplatz für den rothen

Hund oder eine umherschweifende Katze. Wenn Herr Hummel an seinem Festtage in den Garten trat, sollte das runde Beet in eine blühende Rosengruppe verwandelt sein.

Dieser Gedanke verschaffte Herrn Hahn viele glückliche Stunden und erhob ihn ein wenig aus der Tiefe seines Kummers. Er trug also die Rosen in einen versteckten Winkel, stellte sie vor sich nach Größe und Farbe in Reihe und Glied, und schrieb mit Kreide Nummern auf die Töpfe. Bei dem Hause des Parkwärters, welches jetzt als äußerster Vorposten der Stadt am Flusse stand, schwamm ein kleiner Kahn, diesen entlieh Herr Hahn in vertraulichster Weise für einige Nachtstunden. Vor dem ersten Morgengrau des feindlichen Geburtstages schlüpfte er aus seinem Hause, trug die Töpfe über den Parkweg in den Kahn und fuhr mit seiner Ladung bis zu der kleinen Treppe, welche aus dem Wasser in den Garten des Herrn Hummel führte. Er schlich mit seinen geliebten Rosen an das runde Beet, ordnete sie geräuschlos nach der Nummer, topfte jede einzelne aus und verwandelte die öde Stätte in ein prachtvolles Rosengebüsch. Als die Sperlinge in der Dachrinne ihre ersten Schimpfreden auf ihn hinabschrieen, hatte er die Erde des Beetes wieder mit kleinem Rechen geebnet. Noch einen vergnügten Blick warf er auf sein Werk, einen zweiten auf die dämmrige Hauswand, hinter welcher Herr Hummel der Ueberraschung des Morgens entgegenschlummerte,

dann schlich er mit Grabeisen und leeren Scherben wieder in seinen Kahn, ruderte bis zum Hause des Parkwärters und barg sich und sein Gartengeräth auf dem eigenen Grunde, bevor das erste Sonnenlicht seinen Schornstein rosig anmalte.

Herr Hummel trat zur gewöhnlichen Stunde in die Wohnstube, empfing in guter Laune den Glückwunsch seiner Frauen, blickte gnädig auf den Festkuchen, welchen Frau Philippine neben seinen Kaffee gestellt, und auf die Reisetasche, welche ihm Laura gestickt, nahm seine Zeitung zur Hand und weihte sich durch Theilnahme an den politischen Angelegenheiten der Menschheit für die Geschäfte seines eigenen Lebens. Alles ließ sich gut an, er nahm in der Fabrik und im Comptoir die Gratulationen auf wie ein Lamm, er streichelte den knurrenden Hund und schrieb Geschäftsbriefe voll Hochachtung an seine Kunden.

Als er gegen Mittag zu seinen Frauen zurückkehrte, trat auch der Doctor von drüben in das Zimmer und brachte seinen Glückwunsch dar. Auf der sonnigen Stirn des Hausherrn lagerte sich eine dunkle Wolke und es wetterleuchtete unter seinen ambrosischen Brauen. „Sieh da, auch Saul unter den Propheten! Wollen Sie einen verlorenen Esel nach dem Hause Ihres Vaters holen? Damit können wir nicht aufwarten. Oder wollen Sie uns einen Vortrag halten über die Sprache der Orangutangs im Kokoslande?“

„Meine Vorträge sind Ihnen noch nicht lästig ge-

worden," versetzte der Doctor. „Ich komme nicht dazu, weil Ihre gastliche Zuvorkommenheit selbst die Mühe übernimmt, die Anwesenden durch Ergüsse Ihrer guten Laune zu unterhalten. Ich habe Ihnen bereits meinen Wunsch ausgedrückt, niemals Zielpunkt derselben zu sein."

„So vertheidigen Sie sich doch, wenn Sie können," rief Herr Hummel.

„Nur die Rücksicht auf das Behagen der Anwesenden hindert mich," versetzte der Doctor, „Ihnen in Ihren vier Wänden die Antwort zu geben, welche Sie zu wünschen scheinen."

„Es würde mir leid thun, wenn Sie durch meine vier Wände in Nachtheil gesetzt würden," versetzte Hummel. „Ich mache Ihnen den Vorschlag, stellen Sie sich mit mir auf gleichen Fuß, bleiben Sie bei sich drüben und stecken Sie den Kopf zum Fenster hinaus, ich werde dasselbe thun, wir können dann über die Straße einander ansingen, wie zwei Canarienvögel."

„Jetzt aber bin ich hier," sagte der Doctor mit einer Verbeugung, „und erhebe den Anspruch, dies Stück Geburtstagskuchen in Frieden und unter freundlichen Gesichtern zu verzehren."

„Dann ersuche ich Sie, ohne übergroßen Schmerz auf mein Gesicht zu verzichten," versetzte Hummel. Er öffnete die Thür nach dem Garten und schritt unzufrieden die Stufen hinab. Schon von Weitem sah er die junge Rosengruppe im Tageslichte unschuldig lächeln.

Er umkreiste die Stätte, schüttelte den Kopf und lud seine Frauen in den Garten. „Wer von euch hat diesen Einfall gehabt?“ frug er. Die Frauen bezeugten so lebhaft ihre Ueberraschung, daß er von ihrer Unschuld überzeugt wurde; er rief den alten Schließer, den Buchhalter, Alle bewiesen völlige Unwissenheit. Die Miene des Herrn Hummel wurde finster. „Was heißt das? Hier ist eingeschlichen worden, während wir schliefen, nächtlicher Gartenbau ist nicht nach meinem Geschmack; wer darf sich unterstehen, mein Grundstück ohne Erlaubniß zu betreten? Wer hat diese Naturproducte eingeführt?“

Er ging unruhig die Wasserseite entlang, neben ihm schlich Speihahn. Der Hund kroch die Wassertreppe hinab, roch an einem braunen Holz, welches auf der letzten Stufe lag, stieg wieder zur Höhe, wandte sich gegen das Haus des Herrn Hahn und machte knurrend einen höhnischen Katzenbuckel. Es war so deutlich, als hätte er die freundlichen Worte gesprochen: „Wünsche wohl zu speisen.“

„Richtig,“ rief Hummel, „der Einbrecher hat den Griff des Steuerruders zurückgelassen. Der braune Griff gehört zu dem Kahn des Parkwärters. Tragen Sie ihn hinüber, Klaus, ich fordere Antwort, wer gewagt hat, diesen Kahn hier anzulegen.“ Der Schließer eilte mit dem Holze fort und brachte verlegen die Antwort, Herr Hahn habe sich in der Nacht den Kahn ausgebeten.

„Wenn es Ahnungen giebt," rief Hummel zornig, „so war dies eine. Nächtliche Schleicherei Ihres Vaters verbitte ich mir unter allen Umständen," fuhr er den Doctor an.

„Ich weiß nichts davon," entgegnete der Doctor. „Hat dies mein Vater gethan, so ersuche ich Sie, auch wenn Ihnen an den Rosen nichts liegt, sich doch die gute Meinung gefallen zu lassen."

„Ich protestire gegen jede Rose, welche auf meinen Weg gestreut werden soll," rief Hummel. „Zuerst hatten wir giftige Klößchen aus übler Meinung, und jetzt Rosenblätter aus guter. Ihr Vater sollte an etwas Anderes denken, als an solche Possen. Noch ist der Grund und Boden mein, und dies Scharren der Hähne gedenke ich zu verhindern." Er fuhr wild unter die Rosen, packte Stämmchen und Aeste, riß sie aus dem Boden und warf sie in einen wüsten Haufen.

Der Doctor wandte sich finster ab, Laura aber eilte zu dem Vater und sah ihm zornig in das harte Gesicht. „Was du herausreißest," rief sie, „ich setze es mit meinen Händen wieder ein, daß du's nur weißt." Sie lief in eine Ecke des Gartens, trug Töpfe herzu, kniete am Boden und preßte die Stöcke mit ihren kleinen Erdballen wieder in die Gefäße, eben so heftig, als der Vater ausrodete. „Ich will sie pflegen," rief sie dem Doctor zu, „sagen Sie Ihrem lieben Vater, daß nicht Alle in unserem Hause seine Freundlichkeit mißachten."

„Thu', was du nicht lassen kannst," versetzte Herr

Hummel ruhiger. „Klaus, was stehen Sie da und glotzen auf ihren Hinterbeinen wie eine Schildkröte? Helfen Sie Fräulein Hummel bei ihrer freundlichen Erdarbeit. Dann tragen Sie die ganze Einbescheerung wieder hinüber zu dem jugendlichen Blumenzüchter. Eine Empfehlung, und er hätte im Dunkeln die Gärten verwechselt. Die Rosen möchte er selber begießen, bis wir jungen Mädchen mit einander zum Tanze gingen. Dann würde ich ihn um das Grünzeug zu einem Kranze bitten." Er drehte der Gesellschaft den Rücken und ging mit starken Schritten nach seinem Comptoir. Laura kauerte am Boden und arbeitete an den gemißhandelten Rosen mit geröthetem Antlitz und düsterer Entschlossenheit. Der Doctor half schweigend. Er hatte seinen Vater wohl hinter dem Zaune gesehen und wußte, wie tief der Arme den neuen Trotz des Gegners empfinden werde. Laura hörte nicht auf, bis alle Blumen so gut als möglich in den Töpfen geborgen waren, dann tauchte sie die Hände in das vorbeifließende Wasser, und ihre Thränen mischten sich mit der Fluth. Sie zog den Doctor nach dem Zimmer. Dort rang sie außer sich die Hände. „Das Leben ist schrecklich, wir gehen beide unter in dem kleinlichen Hader. Es giebt nur eine Rettung für Sie und für mich, sind Sie ein Mann, so finden Sie, was uns löst von diesem Jammer." Sie stürzte aus dem Zimmer, die Mutter winkte heftig dem Doctor, zurück zu bleiben, als dieser folgen wollte.

„Sie ist außer sich," rief Fritz, „was meinen ihre Worte? was fordert sie von mir?"

Die Mutter setzte sich verlegen auf ihren Sorgenstuhl, räusperte sich und zupfte an ihren Aermeln. „Ich muß Ihnen etwas vertrauen, Herr Doctor," begann sie zögernd, „was für uns beide sehr schmerzlich ist, und doch weiß ich mir keinen Rath, und alle Vorstellungen, die ich meinem unglücklichen Kinde mache, sind vergebens. Um Ihnen nichts zu verschweigen, es ist eine große Verirrung, und ich hätte nie erwartet, daß so etwas möglich wäre." Sie hielt an und suchte Kraft in ihrem Taschentuche. Fritz sah ängstlich auf die verstörte Frau Hummel, ein Geheimniß Laura's, das er seit Wochen geahnt, sollte jetzt vernichtend auf seine Hoffnungen fallen.

„Ich will Ihnen ja Alles gestehen, lieber Herr Doctor," fuhr die Mutter mit vielem Seufzen fort, „Laura schätzt Sie unendlich, und der Gedanke, Ihre Frau zu werden, ist ihr, ich darf es im Vertrauen sagen, nicht fremdartig und auch nicht grade unangenehm. Aber sie hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was fürchterlich ist und was ich mich schäme über meine Lippen zu bringen."

„Sprechen Sie es aus," rief der Doctor in Verzweiflung.

„Laura will von Ihnen entführt werden."

Fritz saß starr.

„Es ist unmenschlich, daß ich als Mutter diesen

Wunsch gegen Sie aussprechen muß, aber ich weiß mir keinen Rath mehr."

„Aber wozu?" frug der Doctor, immer noch betäubt.

„Das grade ist das Schmerzlichste von Allem, und das soll sie Ihnen selbst bekennen. Wie sie auf den Gedanken gekommen ist, durch Poesien oder durch Zeitungslectüre aus der großen Welt, ich weiß es nicht. Aber in ihrer Stimmung, welche immer aufgeregt und tragisch ist, kann ich ihr keinen Widerstand leisten. Ich fürchte mich, meinem Mann darüber eine Mittheilung zu machen, ich beschwöre Sie, thun Sie das Ihrige mein Kind zu beruhigen. Sie ist von Gefühlen zerrissen und ich vermag den innern Kampf dieser jungfräulichen Brust nicht mehr widerstrebend anzusehen."

„Ich bitte um Erlaubniß," versetzte der Doctor, „darüber sogleich mit Laura zu sprechen." Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte er die Treppe zu Laura's Zimmer hinauf. Er pochte. Als ihm keine Antwort wurde, riß er die Thür auf. Laura saß an ihrem Schreibtisch und schluchzte recht herzlich.

„Liebe, süße Laura," rief der Doctor an ihrer Seite, „ich habe mit Ihrer Mutter gesprochen, lassen Sie mich Alles wissen."

Laura fuhr auf. „Jede warme Empfindung wird mit Hohn beworfen, jede Stunde, in der ich Sie sehe, wird mir durch die Feindseligkeit des Vaters verbittert. Dem ärmsten Mädchen geht das Herz auf, wenn sie

die Stimme des geliebten Mannes hört, ich aber muß fragen, ist das die Seligkeit der Liebe? Wenn ich Sie nicht sehe, bangt mir nach Ihnen, und wenn Sie zu uns kommen, fühle ich mich gequält, und lausche ängstlich auf jedes Wort des Vaters. Sie selbst sehe ich freudenlos und niedergeschlagen. Fritz, Ihre Liebe zu mir macht Sie unglücklich!"

„Geduld, Laura," sagte der Doctor, „halten wir aus. Mein Vertrauen zu dem Herzen des Vaters ist besser als das Ihre. Allmälig wird er sich mit meinem Anblick versöhnen."

„Nachdem uns beiden der Muth gebrochen ist, eine große Neigung durch zahllose kleine Widerwärtigkeiten zerdrückt ist. Ich kann Ihre Frau nicht werden, Fritz, auf diesem Wege, zwischen den Händeln unsrer feindlichen Häuser, mich verdirbt die enge Straße und der alte Haß. Oft habe ich hier gesessen und mich abgehärmt, daß ich kein Mann bin, der herauskann, sich selbst sein Glück zu suchen. Hören Sie ein Geheimniß, Fritz," rief sie vor ihn tretend, und rang wieder die Hände, „ich werde hier hochmüthig, boshaft und schlecht."

„Davon habe ich noch wenig gemerkt," erwiderte Fritz erstaunt.

„Ich verberge es Ihnen," rief Laura, „aber ich kämpfe täglich mit unreinen Gedanken; ich bin gleichgültig gegen die Liebe der Eltern: wenn der Vater mich auf den Kopf drückt, so schreit der Teufel in mir, er

könnt' es auch lassen; wenn die Mutter mich in ihrer Weise zur Geduld ermahnt, so ist mir ihre Rede in der Stille ärgerlich, weil sie vielleicht schönere Worte gebraucht, als nöthig wäre. Den Hund hasse ich so, daß ich ihn manchmal ohne jede Veranlassung knuffe. Das Gespräch am Sonntagstisch, die Geschichten des alten Schauspielers, der ewige kleine Klatsch der Straße erscheinen mir unerträglich. Ich fühle, daß ich ein garstiges Kind bin, und ich habe manchmal auf dieser Stelle über mich geweint und mich selbst gehaßt. Aber die schlechten Anwandlungen kehren wieder und werden mächtiger. Das wird hier nicht besser, wo wir beide im Banne leben, als zwei verwöhnte Kinder. Wir versinken, Fritz, in dieser Umgebung! Auch die liebende Sorge der Eltern hört auf zu beglücken. Was die Frau Base über Den und über Die klagt, und daß man sich nicht nasse Füße macht, wollene Strümpfe und des Sonntags Kuchen mit Zuckerguß: — das alle Jahre, das ganze Leben hindurch!" Sie riß ihr Memoirenbuch auf und hielt ihm ein Bündel Gedichte und Briefe entgegen. „Hier sind Ihre Briefe, durch diese habe ich Sie liebgewonnen, denn hier sind Sie, wie ich Sie verehre. So will ich Sie immer haben. Wenn ich Sie dann wiederfinde zwischen Ihrem und unserm Hause, wie Sie die Schelte des Vaters ertragen müssen, wie Sie sich ängstlich mühen, es allen Theilen recht zu machen, und wenn ich merke, daß Sie bei jedem rauhen Lüftchen doppelte Shawls tragen, so wird mir heiß und bange

auch um Sie, und ich sehe Sie als einen recht verwöhnten Stubengelehrten vor mir, und mich als eine kleine dicke Frau mit einer großen Haube und einem nichtssagenden Gesicht, welche bei der Kaffeetasse sitzt und sich über die täglichen Spaziergänger aufhält, und dieser Gedanke schnürt mir das Herz zusammen."

Fritz erkannte seine Briefe. Längst war ihm zweifellos, daß Laura die stille Vertraute gewesen, aber als er jetzt auf die Geliebte blickte, welche den geheimnißvollen Briefwechsel in die Höhe hielt, da dachte er nicht mehr der Laune, welche ihm soeben wehe gethan hatte, er fühlte nur ihre Treue und die Poesie des zarten Verhältnisses. „Liebe, liebe Laura," rief er sie umschlingend, „unruhig pochendes Herz. Wo ist der fröhliche Uebermuth hin, der dir damals die Hand führte, als du dem armen Sammler das Seil um den Nacken legtest? Mir sind zwei Seelen, mit denen ich innig verkehrte, zu einer geworden, du aber zerlegst mich und dich selbst jetzt klagend in Alltagsmenschen und in höher berechtigte Naturen. Was hat dir dein fröhliches Vertrauen genommen?"

„Unsere Noth, Fritz, und der Schmerz, ohne Freude Sie zu sehen, ohne Erhebung Ihre Stimme zu hören. Sie sind bei mir und Sie sind mir oft ferner, als in jenen Tagen, wo ich Sie gar nicht sah oder nur in Gesellschaft der Freunde." Sie löste sich aus seiner Umarmung. „Liebst du mich, und bist du der Mann, der dies geschrieben, so wage, mich aus dieser Enge hinaus-

zuziehen. Fange mit mir ein neues Leben an, ich will mit dir arbeiten und entbehren, du sollst sehen, daß ich Kraft habe, ich will Tag und Nacht darauf denken, wie ich den Tagesbedarf verdiene, damit du ungestört durch die kleine Noth in deiner Wissenschaft weilen kannst. Sei frisch und keck, wirf die ewigen Bedenken von dir, wage einmal zu thun, was Andere mit Achselzucken betrachten."

„Wenn ich es thäte," antwortete Fritz ernst, „für mich ist das Wagniß gering. Für dich steht auf dem Spiel, woran du jetzt nicht denkst. Wie magst du wähnen, daß ein gewagter Entschluß dir heilsam sei, wenn er einen neuen Mißklang in deine Seele wirft und dich für dein ganzes Leben mit einer Schuld gegen Andere belastet?"

„Wenn ich ein Unrecht auf mich nehme," rief Laura finster, „ich thue es nicht nur für mich. Ich fühle, daß es ein Unrecht ist, ach sehr. Aber ich wage es für unsere Liebe. Niemals wird mein Vater mit gutem Willen Ihre Hand in meine legen. Er weiß, wie ich an Ihnen hänge, und ist nicht so hart, mein Unglück zu wollen, aber er vermag seine Abneigung nicht zu bekämpfen. Heut hat er sich zu der Ansicht gezwungen, daß Sie der Mann sind, dem ich angehöre, morgen kommt ihm wieder die gallige Empfindung, wie sehr ihm das verhaßt ist. Wagen Sie ihm zu trotzen, und Sie werden ihm selbst einen Gefallen thun, beweisen Sie festen Willen, er wird zürnen, aber er wird sich dem

Muthigen leichter versöhnen. Er liebt mich," sagte sie leise, „aber er ist fürchterlich hart gegen Andere."

„Ist er das immer?" frug der Doctor. „Nun so kennt die Tochter doch nicht den ganzen Werth ihres Vaters. Ich würde in dieser Stunde ein Unrecht gegen ihn und dich begehen, wenn ich dir verschwiege, was nach seinem Willen für dich Geheimniß bleiben soll. Höre denn: als mein armer Vater in Verzweiflung neben mir saß, da trat dein Vater in unser Haus und gab uns in einer großartigen Weise die Mittel, um den drohenden Sturz abzuhalten. Weißt du nicht, daß sein Schmollen und Zanken oft Ausdruck eines rauhen Humors ist?"

Laura's Augen hingen an seinem Mund, als wollte sie die Worte von seinen Lippen stehlen. „Das hat der Vater gethan?" rief sie außer sich, hob die Arme zum Himmel und warf sich an ihrem Memoirentisch nieder. Fritz wollte sie aufheben. „Laß mich," bat sie leidenschaftlich, „es wird vorübergehn, ich bin glücklich, laß mich jetzt allein, Geliebter."

Der Doctor schloß leise die Thür und ging hinab zur Mutter, welche immer noch in Kummer versunken auf dem Sopha saß und alle aufregenden Scenen der Entführung in mütterlicher Angst durchkostete. „Ich bitte Sie, Laura jetzt nicht durch Vorstellungen zu ängstigen," sagte er, „sie selbst wird die Ruhe wiederfinden, vertrauen wir ihrem wackeren Herzen." Mit diesen klugen Worten suchte der Doctor sich selbst zu trösten.

Unterdeß lag Laura auf den Sessel gestützt und

bat dem Vater in Gedanken immer wieder ab, wo sie ihm Unrecht gethan. Seit Jahren trug sie den Schmerz mit sich herum, der für das Herz eines Kindes am bittersten ist, heut war der Druck von der Seele genommen. Endlich sprang sie auf, zog ihr Tagebuch hervor, riß ein Blatt und wieder eines heraus, ballte die Blätter zusammen und errichtete in dem Ofen ein kleines Opferfeuer, sie sah zu, bis die letzten Funken am schwarzen Zunder hin und herliefen, dann schloß sie die Ofenthür und eilte aus dem Zimmer.

Herr Hummel saß in seinem Waarenlager vor einem Bataillon neuer Hüte mit breiter Krempe und runder Kappe, welche zur Musterung vor sein Feldherrnauge gestellt waren, und er sprach strafend zu seinem Buchhalter: „Es ist das reine Barbierbecken. Der Mensch verliert seine Hoheit. Allerdings, bei diesen Deckeln wird verdient, Niemand merkt die Katzenhaare, die darin sind; aber sie rauben dem Kopf des deutschen Bürgers den letzten Rest von freier Luft, den er bis jetzt in seinem Cylinder heimlich mit sich herumtrug. In meiner Jugend erkannte man einen Bürger an drei Stücken: auf dem Leibe trug er einen Rock von blauem Tuch, auf dem Kopfe einen schwarzen Hut, und in der Tasche einen großen Hausschlüssel, mit dessen Bart er bei nächtlichem Ueberfall die Nasen der Meuchelmörder abdrehte. Jetzt schießt er in grauer Joppe auf sein Bockbier los, die Hausthüren öffnet man mit kleinen Korkziehern, und die letzten Cylinder werden nächstens

für die Kunstsammlungen als Rarität aufgekauft. Sie können nur gleich eine Partie von unserm Fabrikat für die Alterthumsforscher zurückstellen."

Dies behagliche Gebrumm wurde durch Laura unterbrochen, welche heftig eintrat, den Vater mit flehendem Blick bei der Hand faßte und aus dem Waarenlager in sein kleines Comptoir zog. Herr Hummel unterwarf sich dieser Führung geduldig wie Lot, den der Engel aus den brennbaren Stoffen des Thales entführte. Als Laura mit dem Vater allein war, fiel sie ihm um den Hals, küßte und streichelte ihm die Wange und brachte lange nichts heraus, als: „mein guter edler Vater." Herr Hummel ließ sich diese stürmischen Liebkosungen eine Weile gefallen. „Jetzt ist's genug mit dem Edelmuth. Was willst du? Diese Einleitung ist zu großartig für einen neuen Sonnenschirm oder ein Concertbillet."

„Vater," rief Laura, „ich weiß Alles, was du an unsern Nachbarn gethan hast, ich bitte dich um Verzeihung, ich Unglückliche habe dein Herz verkannt und in vielen Stunden gegen deine Härte gegrollt." Sie küßte ihm unter Thränen die Hände.

„Hat dieser Duckmäuser von drüben geschwatzt?" frug Hummel.

„Er mußte mir's sagen, und es war eine selige Stunde für mich. Jetzt will ich dir Alles bekennen, in Scham und Reue. Vergieb mir," sie sank an ihm nieder. „Vater, ich bin krank geworden in diesen Jahren,

ich habe dich für lieblos gehalten, das ewige Gesumm und die Feindschaft mit den Nachbarn haben mich sehr unglücklich gemacht, und mir ist das Leben hier oft zur Qual geworden."

Herr Hummel setzte sich ernsthaft zurecht, doch ein wenig betroffen über das Bekenntniß seines Kindes, und ihm war dunkel, als hätte er in Widerhaarigkeit allerdings etwas zu viel geleistet. „Jetzt ist's genug," sagte er. „Das ist Alles aufgeregtes Zeug und Phantasma. Wenn ich mich durch diese Jahre geärgert habe, mir ist es nicht schlecht bekommen, und ich denke, Den drüben auch nicht. Was ist das für eine unpassende Schwermuth, daß du jetzt darüber Lamento erregst."

„Habe Nachsicht mit mir," bat Laura. „Es ist mir in die Seele gekommen als unwiderstehliche Sehnsucht, einmal hinaus zu springen aus dieser engen Straße. Vater, ich möchte mit einem Satze hinein in die Welt."

„Nicht übel," sagte Herr Hummel, „ich möchte auch einen Satz machen, wenn ich nur wüßte, wo diese lustige Welt zu finden ist."

„Vater, du hast mir oft erzählt, daß du als Wanderbursch aus der kleinen Stadt zogst, wie leicht dir damals im Herzen war, und daß du durch das Wandern zu einem Mann geworden bist."

„Das ist richtig," versetzte Hummel, „es war ein schöner Morgen und es waren acht Groschen in der Tasche. Mir war zu Muthe wie einem geflügelten Spitz."

„Vater, ich möchte auch wandern."

„Du?" frug Hummel. „Mein Ränzel habe ich aufgehoben, es hat nur noch wenig Haare, aber du kannst dir die Stiefeln darüber binden, dann sieht man's nicht."

„Gut, Vater, auch ich will ausziehen und singen, ich gehe unter fremde Leute und suche, die mir gefallen, ich fange dort an, mein Nest zu bauen, ich prüfe meine Kraft und schlage mich durch auf meine eigene Faust."

„Zieh dir Hosen an," sagte Hummel, „du kannst doch nicht allein auf die Wanderschaft gehen."

„Ich will mir auch Jemanden mitnehmen," antwortete Laura leise.

„Unser Mädchen Susanne? sie kann dir die Laterne tragen: die Wege in dieser Welt sind zuweilen kothig."

„Nein, Vater, ich meine den Doctor." Sie erhob sich zu seinem Ohr und flüsterte hinein: „Ich will mich vom Doctor entführen lassen."

„Pfui Spinne!" rief Hummel verwundert, „du vom Doctor? Wenn du den Doctor entführtest, dann wäre noch eher Verstand darin."

„Das will ich auch," versetzte Laura.

„Also Gegenseitigkeit," sagte Hummel. „Höre, die Sache wird ernst, laß deine Umarmungen unterwegs, halt die Hände an den Leib und mache ein Gesicht, wie einer Bürgerstochter geziemt, und nicht wie eine Komödiantin." Er drückte sie auf ein Stühlchen in der

Fensternische. „Jetzt rede deutlich. Also du willst den Doctor entführen. Ich frage, womit? Denn dein Taschengeld reicht nicht weit, und dort drüben ist auch nicht viel für solche Sonntagsvergnügen übrig. Ich frage, warum? Willst du ihn vorher heirathen, so würde dir die Entführung sehr verdacht werden, denn ich habe noch nicht gehört, daß eine Frau ihren angetrauten Mann gewaltsam entführt hat. Willst du ihn nicht heirathen, so giebt es etwas, was du von deiner Mutter her kennen mußt, und was man Sittsamkeit nennt. Also heraus."

„Ich will ihn zum Manne," sagte Laura leise.

„Ah, so pfeift die Drossel. Und war dein Doctor bereit, dich vor einer anständigen Hochzeit zu bewahren und mit dir weg zu laufen?"

„Nein, er sprach wie du, und erinnerte mich, daß ich dir den Schmerz nicht machen dürfe."

„Er ist in einzelnen Stunden menschlich," versetzte Hummel, „ich bin ihm für die gute Meinung verbunden. Endlich frage ich, wohin willst du ihn entführen?"

„Nach Bielstein, Vater, auf das Gut. Dort ist die Kirche, in der Ilse getraut wurde."

„Ich verstehe," sagte Hummel, „unsere sind zu geräumig, und was nachher? wollt ihr auf dem Gute in Tagelohn arbeiten?"

„Vater, wenn wir reisen dürften," flehte Laura.

„Warum nicht?" versetzte Hummel ironisch, „etwa nach Amerika als Collegen des Knips junior. Du bist

toll wie ein Märzhase. Die rechtmäßige und einzige Tochter von H. Hummel will mit dem Nachbarsohn, der ebenfalls in seiner Art rechtmäßig und einzig ist, in's Schlaraffenland laufen, von Vater und Mutter, aus einem massiven Hause und einem blühenden Geschäft. Daß diese Stunde in meinem Kalender stehen würde, hätte ich niemals gedacht." Er ging bekümmert auf und ab. „Jetzt also höre deinen Vater. Wärst du ein Junge, ich hätte dich gestenzt und getritzt nach meiner Art, welche die Leute eine grobe Art nennen; du aber bist ein Mädchen geworden, die Mutter hat dich nach ihren Grundsätzen gebildet. Jetzt sehe ich mit Schrecken, daß wir dir zu viel Willen gelassen haben und daß du recht unglücklich werden könntest für dein ganzes Leben. Du hast dir den Doctor in den Kopf gesetzt, du hättest eben so gut auf einen lüderlichen tragischen Helden oder auf einen Prinzen verfallen können, und mir wird greulich, wenn ich daran denke."

„Ich bin aber nicht darauf verfallen," versetzte Laura kleinlaut, „denn ich bin meines Vaters Tochter."

Hummel packte ihre Haarflechten und betrachtete sie kritisch. „Dickkopf," sagte er, „aber die Mischung ist anders, es ist etwas von höherer Weiblichkeit dabei, Phantasie mit mimischen Einfällen. Jetzt ist das Unglück da. Und hier ist ein kräftiger Bürstenstrich nöthig." Diese Worte wiederholte er einigemal und setzte sich nachdenkend auf seinen Stuhl. „Also du willst meine Einwilligung zu einer kleinen Entführung? Ich gebe

sie dir. Unter einer Bedingung. Die Sache bleibt zwischen uns beiden, du thust nichts ohne meinen Willen, auch deine Mutter darf nicht wissen, daß du mit mir davon gesprochen. Du sollst in die Welt kutschiren, aber wie ich haben will. Im Uebrigen danke ich dir für dies Angebinde, das du mir zu meinem Geburtstage machst. Du bist ein schönes Veilchen, das ich mir gezogen habe. Hat man je gehört, daß ein solches Gewächs sich selbst beim Kopfe packt und aus dem Boden reißt?"

Laura umschlang ihn wieder und weinte. „Setze dein Pumpwerk nicht in Bewegung," rief Herr Hummel ungerührt, „das kann uns beiden nichts mehr helfen. Glückliche Reise, Fräulein Hummel."

Laura aber ging nicht, sondern blieb an seinem Halse hängen. Der Vater küßte sie auf die Stirn. „Mach' dich fort, ich muß mir überlegen, mit welcher Bürste ich dich glatt streiche."

Laura verließ das Zimmer, Herr Hummel saß lange allein an seinem Pulte und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. Endlich begann er wieder leise den alten Dessauer zu pfeifen, für den eintretenden Buchhalter ein Zeichen, daß weiche Gefühle in ihm überhand nahmen. „Springen Sie hinüber zu dem Doctor, ich lasse ihn ersuchen, sich sogleich hierher zu bemühen."

Der Doctor trat in das Comptoir. Herr Hummel griff in sein Pult und brachte ein kleines Papier hervor. „Hier gebe ich Ihnen das Geschenk zurück, das

Sie mir einmal gemacht haben.“ Der Doctor öffnete, zwei kleine Handschuhe lagen darin.

„Sie können die Handschuhe meiner Tochter an dem Tage geben, wo Sie mit ihr getraut werden, und können ihr sagen, sie kämen von ihrem Vater, dem sie entlaufen wäre.“ Er wandte sich ab, trat an das Fenster und trommelte auf den Scheiben.

„Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, Herr Hummel, daß ich diese Handschuhe nicht zurücknehme. Am wenigsten thue ich es zu diesem Zweck. Wenn mir der glückliche Tag heraufsteigt, wo ich Laura heimführen darf, so wird es nur so geschehen, daß Sie selbst die Hand der Tochter in die meine legen. Ich bitte, lieber Herr Hummel, heben Sie die Handschuhe bis zu diesem Tage auf.“

„Sehr verbunden,“ versetzte Hummel, „Sie sind ein erbärmlicher Don Juan. Ich bin verpflichtet,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, „Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie nahe genug angeht: meine Tochter Laura wünscht Sie zu entführen.“

„Was jetzt in Laura stürmt,“ antwortete der Doctor, „und ihr diesen wilden Gedanken eingegeben hat, ist wohl auch Ihnen kein Geheimniß. Sie fühlt sich gedrückt durch das schwierige Verhältniß, in welchem wir beide zu einander stehen. Ich hoffe, die Aufregung wird vorübergehen.“

„Darf ich mir die bescheidene Frage erlauben,“ frug Hummel, „ob Sie die Absicht haben, sich auf ihren Plan einzulassen?“

„Ich werde es nicht thun," versetzte der Doctor.

„Warum nicht?" frug Hummel kalt, „ich für meinen Theil habe nichts dagegen."

„Das ist für mich ein Grund mehr, Ihnen gegenüber keine Unbesonnenheit zu begehen und keine zuzugeben."

„Ich könnte mein Geld dem Spital vermachen," sagte Herr Hummel.

„Auf diese Bemerkung habe ich nur eine Antwort," versetzte der Doctor, „Sie selbst glauben nicht, daß dieser Umstand mein Thun bestimmt."

„Leider," versetzte Hummel, „ihr seid beide unpraktisches Volk. Sie hoffen also, daß ich Ihnen zuletzt auch ohne Entführung meinen Segen gebe?"

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Doctor, „wie Sie sich auch gegen mich stellen, ich vertraue, daß die Güte Ihres Herzens größer sein wird als Ihre Abneigung."

„Verlassen Sie sich nicht auf meine Nachgiebigkeit, Herr Doctor, ich glaube nicht, daß ich Ihnen jemals den Hochzeitsschmaus ausrichten werde. Mein Kind giebt sich mit Vertrauen in Ihre Hand, greifen Sie zu."

„Nein, Herr Hummel," versetzte der Doctor, „ich thue es dennoch nicht."

„Ist meine Tochter im Preis gesunken, weil sie so bereit ist Ihre Frau zu werden?" frug Herr Hummel bitter und seine Stimme klang rauh. „Das arme Mädchen hat in der gelehrten Bekanntschaft allerlei Ideen

bekommen, die zu dem einfachen Leben ihres Vaters nicht passen."

„Das ist ungerecht gegen uns Alle, auch gegen die abwesenden Freunde," rief der Doctor unwillig. „Was Laura jetzt stört, ist nur ein wenig Schwärmerei, noch hängt etwas von der kindlichen Poesie der ersten Mädchenjahre in ihr. Wer sie liebt, der mag ihrer lauteren Seele in Allem vertrauen. Nur in Einem muß er ihr gegenüber festes Urtheil behaupten, er wird hier und da milde Kritik ihrer poetischen Einfälle ausüben müssen. Ich aber wäre der Liebe ihres reinen Herzens nicht werth, wenn ich eine übereilte Handlung zugeben wollte, die ihr später Schmerzen bereiten muß. Laura soll nichts thun, was ihrer selbst unwürdig ist."

„Dies also ist indisch?" versetzte Herr Hummel, „es ist ein Funke von gesundem Menschenverstand in Ihren Botocuden und Braminen. Wissen Ihre gelehrten Bücher auch eine Entschuldigung dafür, daß die Tochter sich im Hause ihrer Eltern nicht wohl fühlt?"

„Daran sind Sie allein schuld, Herr Hummel," versetzte der Doctor.

„Hoho," rief Herr Hummel, „auch dieses noch."

„Verzeihen Sie mir eine offene Rede," fuhr der Doctor fort. „Laura's Vater hat die Art, bei aller Liebe für die Seinen ein wenig zu sehr den Tyrannen des Hauses zu spielen. Laura ist von kleinauf gewöhnt mit furchtsamer Scheu auf Ihre kräftige Natur zu blicken, deßhalb fehlt ihr die unbefangene Auffassung Ihres

Wesens und die Freude an Ihrer närrischen Laune, welche wohl Fernstehende empfanden. Hätten Sie Laura's Entzücken gesehen, als ich ihr bekannte, was Sie an meinem Vater gethan, Sie würden niemals an ihrem Herzen zweifeln. Jetzt ist ihr die Angst um unsere Zukunft übermächtig geworden. Seien Sie aber überzeugt, wenn Laura ihrer Phantasie nachgeben und sich von dem elterlichen Hause lösen dürfte, das nächste Gefühl würde ihr nagende Reue und Sehnsucht nach den Eltern sein. Auch deßhalb handelt der Mann, welchem sie jetzt ein Opfer bringen will, nicht nur ehrlich, sondern auch klug, wenn er sich dagegen auflehnt."

Herr Hummel sah grimmig auf den Doctor. „Da steht der alte Petz an einen Pfahl gebunden, die jungen Hündlein zausen ihm das Fell und die Hähne krähen über seinem Haupt. Lassen Sie sich warnen durch mein Schicksal. Vermeiden Sie unter allen Umständen weibliche Nachkommenschaft." Er schlug mit der Faust auf die Handschuh, packte sie wieder ein, strich das Papier glatt und verschloß das Päckchen in seinen Schreibtisch. „So sperre ich mein Rabenkind wieder ein; im Uebrigen bleibe ich Ihr ergebener Diener. Also Ihre alten Inder sagen Ihnen, daß ich ein drolliger Kauz bin und für fremde Leute ein lustiger Bonvivant. Ist das Ihre Meinung von meinen natürlichen Gaben?"

„Nun," versetzte der Doctor mit einer Verbeugung, „ganz so harmlos sind Sie nicht. Gegen mich waren Sie immer ausgezeichnet grob."

„Ich zanke mich mit Niemand lieber, als mit Ihnen," warf Herr Hummel anerkennend dazwischen.

Der Doctor verneigte sich wieder. „Wenn Sie mit andern Menschen spielen, wie mit Kätzchen, so lassen sich die Andern solche Behandlung nur darum gefallen, weil sie im Grunde hinter Ihrem unwirschen Wesen die gute Meinung merken. Ich grade kann Ihnen das sagen, weil ich zu den wenigen Menschen gehöre, denen Sie wirkliche Abneigung gönnen. Und da Sie nebenbei hartnäckig sind, so weiß ich sehr wohl, daß ich noch manchen Strauß mit Ihnen ausfechten muß, und ich bin gar nicht sicher, wie es zuletzt noch zwischen uns werden soll. Das hindert mich übrigens nicht, die verbissene Liebenswürdigkeit Ihrer Natur anzuerkennen."

„Ich verbitte mir jede weitere Beleuchtung meiner Innerlichkeit," rief Herr Hummel. „Ich protestire dagegen, daß Sie mich wie einen Floh im Schattenspiel an die Wand malen. Sie haben eine nichtswürdige Weise, Ihre Mitmenschen mikroskopisch zu behandeln. Was Ihre Thätigkeit als Liebhaber meiner Tochter betrifft, so bin ich damit zufrieden. Sie wollen mein Kind nicht in der Art haben, wie sie zu haben ist? Ich danke Ihnen für Ihre Bedenken. Wir sind darin ganz einer Meinung, und Sie sollen sie jetzt gar nicht haben." Der Doctor wollte ihn unterbrechen, Hummel winkte mit der Hand. „Jede weitere Rede ist unnütz, Sie verzichten auf die Tochter, aber Sie haben die Achtung des Vaters gerettet, und Sie haben außerdem das Gefühl,

zu Laura's Bestem zu handeln. Da Sie ein so großer Biedermann sind, werden Sie sich damit beruhigen. Sie wollen sich dem Cölibat ergeben, ich würde Sie beneiden, wenn mich nicht die Rücksicht auf Madame Hummel daran hinderte."

„Das hilft Ihnen nichts, Herr Hummel," versetzte der Doctor, „ich bin durchaus nicht gesonnen, auf Laura's Hand zu verzichten."

„Ich verstehe," erwiederte Herr Hummel, „Sie wollen fortfahren, mein Kind über die Straße anzuschwärmen. Dies stille Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht mehr lange gestatten, denn ich bin allerdings der Meinung, daß Laura auf einige Zeit aus meinem Hause gehen soll. Und da Sie sich statt der Tochter die Hochachtung des Vaters erwählt haben, so wollen wir diesen Punkt in gutem Einvernehmen besprechen. Denn in Einem irren Sie, wenn Sie meinen, daß meine Tochter Laura ihre Phantasieen auf gutes Zureden unterdrückt. Haben Sie nicht auch mir zuweilen in's Gewissen geredet? Es war wirklich für Ihre Jahre alles Mögliche, und es hat Ihnen bei mir gar nichts genützt. Grade so ist's mit diesem hartnäckigen Kinde. Deßwegen bin ich als Vater der Meinung, daß wir wenigstens in etwas dem Unsinn meines Wurms nachgeben. Ueberlegen Sie, wie weit Sie uns gefällig sein können. Sie will zu der Professorin. Nach dieser Residenz, wo mein Miether kein Hauswesen hat, soll sie nicht, aber nach Bielstein ist sie mehrmals eingeladen."

Der Doctor antwortete: „Ich habe dringende Veranlassung in den nächsten Tagen meinen Freund aufzusuchen, gern werde ich den Umweg über Bielstein wählen, wenn Sie mir gestatten, für diese Fahrt Laura's Reisebegleiter zu sein. Ein Geheimniß aus der Reise mache ich nicht, am wenigsten meinen Eltern."

„Diese Entführung ist so ruppig," versetzte Hummel, „daß ich als Mädchen mich schämen würde, dabei mitzuspielen. Aber man darf von Ihnen nicht viel verlangen. Ich will nicht zu Hause sein, wenn diese Abfahrt vor sich geht, das werden Sie natürlich finden. Ueber die nächste Zukunft meines Kindes habe ich bereits meinen Plan gemacht. Für die Reise übergebe ich Ihnen mein Kind mit Vertrauen."

„Herr Hummel," rief der Doctor unruhig, „ich erbitte größeres Vertrauen. Wie haben Sie über Laura's nächste Zukunft bestimmt?"

„Da Sie sich entschlossen haben mich hochzuachten, so ersuche ich Sie mit der vertraulichen Andeutung zufrieden zu sein, daß ich gar nicht gesonnen bin, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Sie behalten meine Werthschätzung, und ich behalte meine Tochter. Unser Vertrag ist geschlossen."

„Der Vertrag ist mir aber durchaus nicht recht, Herr Hummel," rief der Doctor.

„Schweigen Sie. Wenn Sie in Folge dieses Vergleiches Ihre Theatercarriere wieder aufnehmen, so gebe ich Ihnen nur den Rath, spielen Sie niemals Liebhaber-

rollen: die Zuschauer laufen Ihnen zu allen Thüren hinaus. Also ich behandle die Leute wie Kätzchen? Dann wird also auch Ihr Vater, der behandelte Kater von heut früh wissen, daß ich nur mit ihm gespielt habe. Sie können ihm darüber eine Andeutung machen. Meine Frau hat heut zum Geburtstag einige Hähne gerupft; sollte dieser Braten Ihnen nicht peinliche Gefühle erregen, so wird mich freuen, Sie zu Mittag bei mir zu sehen. Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, mit meiner Tochter allein zu sprechen, denn der Hausmime ist eingeladen, er besorgt die Unterhaltung, Sie können still sitzen. Guten Morgen, Herr Doctor."

Wieder streckte ihm der Doctor die Hand entgegen, Herr Hummel schüttelte sie eine Weile und brummte dazu. Als er wieder allein in seinem Comptoir saß, klang auf's Neue die Melodie des alten Dessauers in dem engen Raume, und jetzt frisch und herzhaft. Nicht lange, und die zweite der beiden Arien, über deren Töne Herr Hummel unbeschränkt verfügte, brach aus seinem Innern, er ließ auch das liebe Veilchen blühen. Endlich mischte er gar die Trommelschläge des Dessauers und das Veilchen zu einem künstlerischen Mus. Der Buchhalter, welcher wußte, daß dieses Potpourri einen Zustand höchster Frühlingswärme bezeichnete, steckte ehrerbietig lächelnd seinen Kopf in das Comptoir.

„Sie mögen heut auch zu Tische kommen," befahl Herr Hummel gnädig.

8.

Alte Bekannte.

Seit jener Unterredung über römische Kaiser hatte sich der Fürst durch einige Tage seinem Hofe entzogen. Er war krank. Seine nervöse Aufregung war, wie der Leibarzt erklärte, die gewöhnliche Folge einer Verkältung. Nur wenige Bevorzugte erhielten in diesen Tagen Zutritt — unter ihnen auch Magister Knips — sie hatten keine Veranlassung, sich ihrer vertrauten Stellung zu freuen, denn mit dem hohen Kranken war schweres Auskommen.

Heut saß der Fürst in seinem Arbeitszimmer, vor ihm stand ein älterer Beamter mit schlauem Gesicht, welcher die Tagesereignisse der Residenz berichtete, Urtheile, die an öffentlichen Orten über den Fürsten und das hohe Haus gesummt hatten, kleine skandalöse Anekdoten aus Familien, aber auch Beobachtungen, welche im Palais gemacht waren, wohin die Prinzessin am letzten Tage ausgefahren sei und wen sie bei sich gesehen habe. „Prinz Victor war von drei bis vier Uhr bei der Baronin Hallstein, die er jetzt täglich besucht, am Abend mit Offizieren seines früheren Regiments zu-

sammen, er ist erst gegen Morgen zurückgekehrt. Der Diener hatte Befehl, ihn nicht zu erwarten."

„Wie war's im Pavillon?" frug der Fürst.

„Nach dem Bericht des Lakaien kein Besuch aus der Stadt, auch keine Briefe, Alles wie gewöhnlich. Als die Fremden am Nachmittag vor der Thür saßen, sprach die Frau von einer Reise in die Schweiz, der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede sein könne, bevor er nicht hier zu glücklichem Ende gekommen sei. Darauf verstimmtes Schweigen. Am Abend waren beide im Theater."

Der Fürst nickte und verabschiedete den Beamten. Als er allein saß, rückte er seinen Stuhl an die Wand und lauschte auf den Ton eines Glöckchens, welcher kaum hörbar aus der Tiefe heraufzitterte; schnell öffnete er die Thür einer Wandnische und nahm die Papiere heraus, welche ein vertrauter Secretär durch eine Röhre in der Wand aus dem Unterstock heraufbefördert hatte. Es waren Schreiben von verschiedenen Händen, er durchflog schnell den Inhalt, behielt endlich ein Bündel Kinderbriefe in der Hand. Wieder lächelte er. „Also der große Ball zum Aufblasen hat bereits ein Loch." Die Miene wurde ernst. „Ein ächter Bauer, ihm fehlt jede Empfindung für die Ehre, die Stulpstiefeln eines Prinzen auf seinen Beeten zu sehen." Er nahm einen andern Brief. „Der Erbprinz an seine Schwester. Es ist der erste Brief des frommen Johannes aus Patmos, nichtssagend, als wäre er für mich geschrieben. Das

mag wohl auch sein. Der Inhalt ist dürftig und kalt, aber der ihn geschrieben, ist ein Gentleman. Er drückt den Wunsch aus, auch die Schwester möge die schöne Zeit auf dem Lande verleben. Wir sind darin einer Meinung," setzte er in guter Laune hinzu, „Blumen pflücken und mit Gelehrten über die Tugend römischer Damen sprechen. Dieser Wunsch soll allen Theilen erfüllt werden." Er legte die Briefe in die Nische zurück und drückte mit dem Fuß eine Feder am Boden, leise rauschte es in der Wand, die Sendung schwebte hinab.

Der Fürst erhob sich von seinem Stuhle und schritt durch das Zimmer. „Meine Gedanken fahren ruhelos um diesen Mann. Ich habe ihn zuvorkommend aufgenommen, ich habe sogar seine verrückten Hoffnungen mit größter Aufmerksamkeit behandelt, und mir begegnet, daß ein unpraktischer Träumer mich blasphemirt. Weßhalb dieser tückische Angriff auf mich? Er that ihn mit dem boshaften Scharfsinn eines Kranken, der besser erkennt als die Gesunden, wo es einem Andern fehlt. Was er schwatzte, war halb leere Reflexion und halb blöde Schlauheit eines Thoren, der auch den Wurm in der Hirnschale mit sich herumträgt. Gleichviel, wir kennen einander, wie der Augur den Genossen. Zwischen uns ist ein Familienhaß aufgebrannt, wie nur Verwandte gegen einander fühlen, ein dauerhafter treuherziger Haß, der sich hinter Lächeln und artigem Beugen des Kopfes verbirgt. Streich um Streich, mein römischer Vetter,

du suchst eine Handschrift, die bei mir verborgen liegt, ich aber etwas Anderes, das du mir vorenthältst."

Er sank in den Sessel zurück und sah scheu nach der Thür. Dann fuhr er mit der Hand in einen Stoß Bücher und zog eine Uebersetzung des Tacitus heraus. Mit dem Finger tippte er auf das Buch. „Der dies schrieb, war auch krank. Er spionirt unabläſſig um die Seelen seiner Herren; ihre Bilder füllen ihm die Phantasie so sehr, daß ihm das römische Volk und die Millionen anderer Menschen unbedeutend geworden sind, er beargwöhnt jeden Schritt seiner Gebieter und er vermöchte sie doch nicht zu entbehren, wie seine Zeit sie nicht entbehren konnte. Er starrt auf sie wie auf Sonnen, über deren Verfinsterung er grübelt, und die auch ihm, dem kleinen Planeten, sein Licht geben. Schon zweifelt er an einer vernünftigen Ordnung der Welt, das ist jedem Menschenhirn der Anfang vom Ende. Aber er hat noch Witz genug, einzusehen, daß seine Herren erkrankt sind durch die Erbärmlichkeit von Seinesgleichen, und seine beste Politik ist die des alten Obersthofmeisters, mit stummer Verbeugung zu ertragen."

Er schlug die Blätter auf. „Nur Einer, den er in sein Buch gesperrt hat," begann er wieder, „war ein Mann, von dem zu lesen beweglich ist. Das war die finstere Majestät des Tiberius. Der kannte das Gesindel und verachtete es, bis die elenden Sclaven zuletzt auch ihn unter die Irren steckten. Weißt du, Professor Tacitus, weßhalb der große Kaiser zu einem schwachen

Narren wurde? Niemand weiß es, Niemand auf Erden als ich und Meinesgleichen. Er wurde wahnsinnig, weil er nicht aufhören konnte, ein fühlender Mensch zu sein. Viele verachtete er und Viele haßte er, und doch konnte er das kindliche Gefühl nicht missen, zu lieben und zu vertrauen. An diesem Zipfel seines irdischen Lebens faßte ihn ein gemeiner Bursch, der ihm einmal persönliche Aufopferung gezeigt, und zog den starken Geist zu sich herab in den Schmutz. Eine armselige Schwäche des Herzens hat den harten Politiker des kaiserlichen Roms zum Thoren gemacht. Uns alle verderben die weichen Gefühle, welche in einsamer Stunde aufsteigen, untilgbar ist dies Verlangen nach reinem Herzen und treuem Gemüth, unsterblich die Sehnsucht nach den idealen Zuständen des Menschen, welche der Dichter schildert und der Pedant glaubt."

Er las mit halblauter Stimme eine Stelle: „So schreibt der römische Kaiser seinem Senat: Die Götter und Göttinnen sollen mich ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle, wenn ich weiß, was ich euch, versammelte Väter, schreiben soll, oder wie ich es schreiben soll, oder was ich euch in diesem Augenblicke durchaus nicht schreiben darf."

Er schlug auf das Buch. „Der hat's gefühlt. Den Brief könnte noch mancher Andere schreiben und er könnte weinen, daß er so schreiben muß." Er seufzte tief, der Kopf sank ihm in die Hände und auf den Tisch.

An der Thür regte sich's leise, der Fürst fuhr in die Höhe. Der Kammerdiener meldete: „Hofmarschall von Bergau."

Der Hofmarschall trat ein. „Die Frau Prinzessin frägt an, zu welcher Stunde sie Ew. Hoheit Lebewohl sagen darf."

„Lebewohl?" frug der Fürst sich besinnend. „Weßhalb?"

„Ew. Hoheit haben anzuordnen geruht, daß die Frau Prinzessin heut auf einige Tage nach ihrem Sommerschloß abreist."

„In der That," versetzte der Fürst. „Mir ist heut recht wohl, lieber Bergau, ich wünsche mit der Prinzessin beim Frühstück zusammen zu treffen. Ist auch Ihnen angenehm, daß Sie dort den Dienst leiten?" frug er freundlich.

„Ich bin meinem gnädigsten Herrn dafür sehr dankbar," versetzte aufrichtig der Hofmarschall.

„Welche Dame hat die Prinzessin zur Begleitung gewählt?"

„Da Hoheit die Wahl freigestellt haben, ist Fräulein Gotlinde bestimmt."

„Ich bin damit einverstanden," sagte der Fürst gnädig. „Lassen Sie die gute Gotlinde zum Frühstück laden und stellen Sie sich selbst dabei ein, damit ich Sie Alle vor der Abreise noch einmal um mich sehe. Noch Eins. Herr Werner wird Ihnen nachfolgen, er wünscht für seine gelehrten Zwecke Geräth und Räume

des Schlosses zu durchsuchen. Seien Sie ihm in jeder Weise behülflich und lassen Sie es an keiner Aufmerksamkeit fehlen. Ich habe dabei einen vertraulichen Auftrag für Sie."

Der Hofmarschall machte eine klägliche Miene, welche deutlich protestirte.

„Ich wünsche diesen bedeutenden Mann ganz für uns zu gewinnen," fuhr der Fürst fort. „Sondiren Sie, welche äußere Stellung oder Auszeichnung ihm willkommen wäre. Ich bemerke, daß mir viel daran liegt, ihn festzuhalten."

Der Hofmarschall antwortete bekümmert: „Ew. Hoheit betheure ich, daß ich das hohe Vertrauen ehrfurchtsvoll zu schätzen weiß, und doch consternirt mich dieser Auftrag. Denn er setzt mich wieder in Gefahr, den Unwillen meines gnädigen Herrn zu erregen. Mir wurde hinreichende Gelegenheit, zu bemerken, daß bei diesen Leuten auf ein dankbares Entgegenkommen nicht zu rechnen ist."

„Sie müssen nichts bieten, nur aus ihm einen Wunsch herauslocken," versetzte der Fürst trocken.

„Wenn dieser Wunsch aber in das Maaßlose hinausschweifen sollte?" frug der Hofmarschall unsicher.

„So hüten Sie sich, zu widersprechen, überlassen Sie mir die Entscheidung, ob ich ihn für maaßlos halte. Senden Sie mir sofort Nachricht." Der Fürst winkte Entlassung, beobachtete scharf Verbeugung und Abtritt des Hofmarschalls und sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er

ist noch nicht alt, und schon trifft ihn der Fluch, er wird grotesk. Hier ist auch ein Räthsel menschlicher Natur für euch, ihr Gelehrten, daß Jemand, der alle Stunden Miene und Haltung beherrschen muß, der im täglichen Verkehr mit Anspruchsvollen Takt und gute Form sehr nöthig hat, daß grade der in alten Tagen leicht dem Schicksal verfällt, diesen besten Erwerb seines Lebens zu verlieren, haltlos zu schwatzen und durch ungebändigten Egoismus lästig zu werden. Du weißt die Antwort darauf, Kaiser Tiberius, weßhalb der Dienst bei dir, dem klugen Mann, deine Diener allmälig zu Karikaturen ihres eigenen Wesens gemacht hat. Nun, sie haben sich an dir gerächt, es ist Alles in der Ordnung. In dem Gefüge der Welt ist eine verzweifelte Vernunft; Jammer, o Jammer, daß wir beide geringe Veranlassung haben, uns darüber zu freuen.“ Er stöhnte und wieder verbarg er das Haupt in den Händen.

Kurz darauf hielt Ilse im Pavillon neue Briefe aus der Heimath in der Hand. „Wie kann vierblättriger Klee aus gut geschlossenem Briefe verloren gehen?“ frug sie den Gatten. „Luise hat an ihrem Geburtstage einige Kleeblätter gefunden und in dem vorletzten Briefe dir geschickt, damit du Glück haben solltest. Das Kind kommt in die Jahre, wo solches Spiel Freude macht. Der getrocknete Klee lag nicht in ihrem Briefe, und da sie flüchtig ist, schalt ich sie darum in meiner Antwort.

Heut betheuert sie, ihn ganz zuletzt in das Couvert gesteckt zu haben."

„Er mag dir selbst beim Aufbrechen des Briefes herausgefallen sein," tröstete der Professor.

„Der Vater ist nicht mit uns zufrieden," fuhr Ilse bekümmert fort, „ihm ist nicht recht, daß der Prinz in seine Nähe gekommen ist, er fürchtet Störungen für die Wirthschaft und das Geschwätz der Leute. Worüber wollen die Leute schwatzen? Clara ist doch noch ein halbes Kind, und der Prinz wohnt ja gar nicht auf unserm Gute."

„Alles ist grau auf der Erde," klagte sie, „das Licht der lieben Sonne fehlt überall. Auch hier die Verstörung, der Fürst krank, unser Prinz verschwunden, wie vom Sturm weggefegt. Wie konnte der Prinz abreisen, ohne guten Tag, guten Weg zu sagen? Darüber kann ich mich nicht beruhigen. Denn das haben wir nicht um ihn verdient und nicht um seinen geschmeidigen Kammerherrn. Ich fürchte, er geht nicht gern auf das Land, und er zürnt mir, Felix, weil ich einige Worte darüber gesagt. Wenn er unzufrieden ist, so wird er ganz schweigsam und gleichgültig sein, darauf kenne ich ihn, und darüber wird sich wieder mein Vater ärgern. Das kann nicht gut thun, und mir liegt die Sache schwer auf dem Herzen."

„Läßt dir dieser Kummer noch Raum für die Geschäfte anderer Leute," begann der Professor fröhlich, „so gönne auch mir einigen Antheil. Ich meine, das ein=

same Schloß gefunden zu haben, das ich so lange suchte, aus dieser Chronik sehe ich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Landsitz, nach welchem die Prinzessin abreist, mitten im Walde lag. Ich höre, in den entlegenen Mauern wird viel alter Hausrath aufbewahrt. Mir ist zu Muthe, wie in meiner Kindheit am Vorabend meines Geburtstages. Ich habe dem Schicksal einen großen Wunschzettel geschrieben, und wenn ich an die Stunde denke, wo diese Einbescheerung mir werden kann, fühle ich dieselbe pochende Erwartung, die dem Knaben den Schlaf verscheuchte. Es ist ja kindisch, Ilse," fuhr er fort, seiner Frau die Hand reichend. „Ich weiß es, habe auch du Nachsicht mit mir, ich habe dich oft mit meinen Träumen gelangweilt, das wird jetzt ein Ende nehmen. Denn dort endet zwar nicht die Hoffnung, den Schatz einmal zu finden, wohl aber ist dort die letzte Stätte, wo ich ihn zu suchen Veranlassung habe."

„Wie aber, Felix, wenn du das Buch wieder nicht findest?" frug Ilse traurig und hielt seine Hand fest.

Die Stirne des Professors zog sich finster zusammen, er wandte sich kurz ab und sagte rauh: „Dann suche ich weiter. — Wäre doch Fritz gekommen."

„Sollte er denn kommen?" frug Ilse verwundert.

„Ich habe ihn darum ersucht," versetzte der Gatte. „Er antwortete, daß die Geschäfte seines Vaters und sein Verhältniß mit Laura ihn noch zurückhalten. Auch

für ihn scheint sich eine Krisis vorzubereiten. Er erhebt gegen das Verzeichniß, das ich hier fand, Bedenken, die ich für unbegründet halte."

„O wäre er bei uns!" rief Ilse, „ich sehne mich nach einem befreundeten Gesicht wie ein Reisender, der Tage lang durch öde Wildniß fährt."

Der Professor wies zum Fenster hinaus. „Diese Wildniß sieht doch menschlich genug aus, und ein Besuch, den du dir forderst, fährt bereits vor das Haus."

Ilse hörte das Rollen fremder Räder, welche unsichere Gleise in den fürstlichen Kies zogen. Ein Wagen hielt vor dem Pavillon, der ländliche Kutscher klatschte mit der Peitsche. Die Diener eilten vor die Thür, Gabriel knöpfte an der Lederdecke des Wagens, eine kleine Dame fuhr heraus, gab dem Lakaien ein Packet und Gabriel eine Schachtel, und rief dem Kutscher zu, wegen des Anspannens nachzufragen. Eilig stieg sie die Treppe hinauf und verschlang auf dem Wege die Malerei und die Gipsschnörkel mit ihren Augen.

„Das ist große Freude, Frau Oberamtmann," rief Ilse erfreut an der Stubenthür. Der Professor eilte der Fremden entgegen und bot ihr den Arm.

„Meine theure Ilse," rief die kleine Dame, „verehrter Herr Professor, da bin ich! Denn Rollmaus hat für seine Geschwisterkinder die Aufsicht über ein Gut in der Nähe erhalten, und da er in diese Gegend reisen mußte um zum Rechten zu sehen und nur kurze Zeit verweilen wird, so dachte ich wegen der Annehm=

lichkeit des Wiedersehens Ihnen beiden einen Besuch zu machen. Der Vater grüßt und die Geschwister, von denen Clara sich ausbildet wie Ihr jüngerer Zwilling."

„Herein, herein," rief Ilse, „Sie selbst sind der beste Gruß aus der Heimath."

Die Rollmaus blieb an der Thüre stehen. „Ich bitte nur einen Augenblick," rief sie auf die Schachtel zeigend.

„Sie kommen zu alten Freunden."

„Ich bitte dennoch, damit ich diesem decolletirten Hause keine Schande mache."

Die Frau Oberamtmann wurde in ein Nebenzimmer geführt, die Schachtel geöffnet und nachdem die gute Haube aufgesetzt und weiße Randverzierungen um Hals und Arme gesteckt waren, flatterte die gelehrte Frau mit Ilse in die Wohnstube. „Prachtvoll," rief sie und sah bewundernd nach der Decke, wo der Liebesgott ihr sein Mohnbüschel entgegenstreckte. „Man erkennt an dem Flitzbogen auf der Stelle, daß es ein Cupido ist, welchen man sogar öfter auf Pfefferkuchenbildern sieht, wo er zwischen zwei brennenden Herzen steht. Verehrter Herr Professor, das Glück uns wieder zu sehen und in solcher Umgebung, ist wirklich sehr groß. Ich habe mich lange auf diese Stunde gefreut, wobei ich Ihnen zugleich meinen Dank sage für die letzten übersandten Werke, in denen ich bis zur Reformation vorgedrungen bin. Rollmaus wäre gern mitgekommen,

aber die Brennerei macht ihm zu thun wegen der alten Blase, welche dort herausgenommen werden muß."

Bei dieser Begrüßung fuhren die Augen der Frau Oberamtmann neugierig in alle Winkel der Stube. „Wer hätte gedacht, liebe Ilse, daß Sie und der Herr Professor mit unseren fürstlichen Personen in ein freundschaftliches Verhältniß kommen würden? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich bereits beim Herfahren nach dem fürstlichen Hof umgesehen habe, welcher aber wahrscheinlich auf der andern Seite liegt, da ich hier nur Gartengewächse erblicke."

„Es ist keine Wirthschaft bei dem Schloß," erklärte Ilse, „nur der Stall ist geblieben und die große Küche."

„Man spricht von sechs Köchen," rief die Rollmaus, „welche alle vorzugsweise Mundköche sind, obgleich ich nicht weiß, für welchen andern Theil des menschlichen Körpers sonst noch gekocht werden soll. Aber die Originalitäten bei einem Hofe sind überhaupt sehr groß, wozu auch die Silberwäscherinnen gehören, von denen ich wirklich nicht glaube, daß sie ihre Pflicht thun; wenigstens ist das kleine Courant in unserm Lande sehr schmutzig und es wäre ein großes Scheuerfest dafür nothwendig. Man sagt, daß der junge Prinz jetzt auf die Oberförsterei kommt; unser Oberförster ist in voller Occupation, er flucht über die Einquartirung und hat sich neue Uniform bestellt." Sie wurde ernsthaft, fiel in Gedanken und es entstand eine Pause, aus welcher sie

sich dadurch zog, daß sie ihre Nasenspitze faßte, Ilse gutmüthig ansah und dieser die Hand drückte. „Es scheint Regenwetter zu kommen," fuhr sie kleinlaut fort, „und die Landwirthe klagen, daß der Käfer im Frühjahr den Raps gefressen hat. Hier freilich ist's wie im Paradiese, obgleich ich hoffe, daß keine wilden Thiere herumspazieren, und jetzt auch keine Zeit ist, wo man Aepfel mit Vergnügen vom Baume brechen kann. Dagegen hat sich hier in der Residenz etwas aufgethan, was sehr merkwürdig sein soll. Denn wie ich mit Rollmaus nach dem Gute kam, erzählte der Inspector von einer Wahrsagerin, welche den Leuten dieser Stadt wunderbare Dinge prophezeit. Wissen Sie etwas Sicheres über ihre Qualität?"

„Wir haben wenig Bekannte," antwortete Ilse, „Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Blättern."

„Mir wäre wirklich lieb zu hören, was an der Person ist. Denn ich habe in der letzten Zeit das Studium der Phrenologie angefangen, und ich höre, lieber Herr Professor, daß auch diese Forschung von mehren Seiten angefochten wird. Ich selbst bin darüber unsicher. Ich habe den Kopf von Rollmaus untersucht, und bin erschrocken, wie sehr an seinen Ohren der Zerstörungstrieb entwickelt ist, während er doch bei jedem Tassenhenkel, den die Mädchen abbrechen, unzufrieden wird. Wiewohl ich wieder, lieber Herr Professor, auf Ihrer Stirn das Denkvermögen bestätigt finde. Die Buckel sind sehr groß, womit ich nicht sa-

gen will, daß sie Ihnen schlecht stehen. Um aber wieder auf die Wahrsagerin zu kommen, so hat sie dem Inspector gesagt, daß er verheirathet war, daß seine Frau gestorben ist und daß er zwei Kinder hat, und daß er noch eine Frau nehmen wird, welche ihm wieder einen Nachwuchs von zweien importiren wird. Und das ist Alles richtig, denn er geht bereits auf Freiersfüßen. Nun frage ich Sie, woher kann die Person das wissen?"

„Vielleicht kennt sie den Inspector," versetzte der Professor, unter seinen Papieren aufräumend. „Ich rathe nicht ihrer Kunst zu vertrauen und ich kann Ihnen auch das Studium der Phrenologie nicht empfehlen. Jetzt aber lassen Sie uns wissen, wie lange Sie bei uns bleiben, ich bin genöthigt, in das Museum zu gehen, und will Sie bei meiner Rückkehr wiederfinden."

„Ich kann einige Stunden bleiben," tröstete die Rollmaus, „ich habe drei Meilen zu fahren, aber die Wege hier sind besser, als bei uns. Obgleich auch jetzt über unserer Chaussee gebaut wird, die Wegebauer karren schon bei der Stadt Rossau, denken Sie, liebe Ilse, die steinerne Brücke zwischen der Stadt und Ihrem Gute ist bereits abgebrochen, sie haben eine Nothbrücke gezimmert. Also auf einige Stunden bitte ich Sie, mit mir in Ermangelung eines Besseren vorlieb zu nehmen."

Der Professor entfernte sich, die Frauen sprachen

vertraulich über die Familien der Heimath, wobei die Rollmaus sich wissenschaftlicher Untersuchungen nicht ganz begab, denn sie fuhr mitten in der Unterhaltung mit dem Finger an Ilse's Schläfe und bat um Erlaubniß, ihren Scheitel zu befühlen, worauf sie erfreut sagte: „Es ist viel Aufrichtigkeit da, wie ich immer vorausgesetzt habe." Dabei sah sie Ilse bedeutungsvoll an. Sie war redselig und herzlich, aber sie verrieth eine Befangenheit, welche Ilse auf die ungewohnte Umgebung schob.

Nachdem die Frau Oberamtmann die Wohnung bewundert hatte, die Bilder beurtheilt und den Stoff der Möbelüberzüge befühlt, wies Ilse auf das Sonnenlicht, welches aus den Regenwolken brach, und machte den Vorschlag, durch die Parkanlagen zu gehen. Erfreut stimmte die Frau Oberamtmann bei, sie wandelte mit festem Landschritt neben ihrer Führerin, und Ilse hatte viel zu thun, die Fragen der aufgeregten Dame zu beantworten. Dabei kamen sie in einen Theil der Anlagen, welcher in dieser Stunde den eleganten Leuten der Residenz zur Promenade diente. „Welche Ueberraschung!" rief die Rollmaus plötzlich, und faßte Ilse's Arm. „Hochfürstliches Costüm." Bei einer Biegung des Weges wurde der Hut eines Lakaien sichtbar, die Prinzessin, begleitet von Fräulein Gotlinde und dem Prinzen Victor, kam grade auf sie zu. Unter ehrfurchtsvollen Grüßen der Spaziergänger näherten sich die Herrschaften, auch Ilse trat zur Seite und verneigte sich. Die Prinzessin blieb stehen.

„Wir sind im Begriff, Sie aufzusuchen,“ begann sie freundlich, „mein Bruder war zu schneller Abreise veranlaßt, er wird Ihrem Vater sagen, wie leid ihm that, daß er Ihre Grüße nicht in das väterliche Haus mitnehmen konnte.“ Ihre Augen streiften über die Frau Oberamtmann, welche sich mit beiden Händen auf ihren Schirm stützte und den Kopf vorbeugte um keine Silbe von den Lippen der erlauchten Dame zu verlieren. Ilse nannte den Namen: „Eine treue Nachbarin aus der Gegend von Rossau, welche für einige Tage hier in der Nähe weilt.“ Die Rollmaus tauchte tief herab, und sagte fast bewußtlos vor Schreck: „Es ist nur drei Meilen von hier, in Krötendorf, obwohl mit gnädigster Erlaubniß nicht mehr Kröten daselbst wohnen, als an andern anständigen Orten.“

„Sie sind auf dem Spaziergange,“ sprach die Prinzessin zu Ilse, „wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?“ Sie winkte Ilse neben sich und setzte zwischen ihr und dem Hoffräulein den Weg fort, Prinz Victor blieb zurück und gesellte sich zur Frau Oberamtmann.

„Also die Kröten werden auf Ihrem Gut nicht gemästet?“ begann der Prinz die Unterhaltung.

„Nein, mein Gnädiger,“ versetzte die Rollmaus, verlegen an ihrem Schirme nestelnd. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie durch eine richtige Titulatur coordiniren soll.“

„Prinz Victor,“ erwiederte der junge Herr nachlässig.

„Ich bitte um Verzeihung, daß mir dieser ehren-

volle Name noch keine Befriedigung gewährt. Darf ich noch um die sonstige Titulatur bitten, welche bei Pfarrern durch Hochehrwürden ausgedrückt wird? Denn bei fürstlichen Personen anzustoßen, ist nicht erfreulich, und mir sind diese Adressen nicht geläufig."

„Nennen Hochwohlgeboren mich Hoheit, so wird uns beiden Recht geschehen."

„Ganz wie Sie befehlen," rief die Rollmaus erfreut.

„Sie sind näher mit der Frau Professorin bekannt?"

„Seit ihrer Kindheit," erklärte die Frau Oberamtmann, „ich war ihrer seligen Mutter befreundet, und ich darf wohl sagen, ich habe Freude und Trauer mit unserer lieben Ilse getheilt, Prinz Victor Hoheit kann ihr treues Herz unmöglich so gut kennen als Unsereiner. Zuletzt ist sie durch die gelehrte Bekanntschaft in andere Atmosphäre gekommen, aber schon vor der Verlobung, als die Fackeln brannten und ihre Geschwister Fichtenäste trugen, war mir deutlich, daß daraus eine Partie werden mußte."

„Gut," sagte der Prinz, „wie lange bleiben Sie in unserer Nähe?"

„Nur bis Ende der Woche, denn die Wirthschaft geht bei Rollmaus jeder Residenz vor, was auch gar nicht zu verwundern ist, da er nicht Neigung zur Wissenschaft hat, welche mich beseelt. Wozu in der Stadt bessere Gelegenheit ist, obgleich man auch auf dem Lande seine Beobachtungen macht, an Köpfen und andern Naturgegenständen.

„Das Wetter ist unsicher, Ihr Wagen ist doch von allen Seiten geschlossen?“ unterbrach sie der Prinz.

„Es ist eine Britschka mit ledernem Verdeck,“ versetzte die Rollmaus. „Wogegen ich offenherzig gestehen will, daß es mir bei diesem Besuche ein ganz unerwartetes Vergnügen ist, Hoheit hier neben mir zu sehen, denn ich habe schon von Ihnen allerlei gehört.“

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein,“ versetzte der Prinz, „wenn Sie mir ganz freundschaftlich sagen, was Sie gehört haben. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß mein Ruf noch lange nicht so arg ist, als er sein könnte.“

„Es mag Jemand noch so edel sein, er entgeht der Nachrede nicht,“ rief die Rollmaus eifrig. „Man spricht von Streichen. Ich fürchte, Hoheit werden mir verübeln, wenn ich diese Nichtswürdigkeiten in den Mund nehme.“

„Sprechen Sie nur etwas,“ versetzte der Prinz, „was es auch sei.“

„Man behauptet, daß Hoheit debuschiren, daß Hoheit als ein lustiger Vogel leben und noch Anderes, was ich zu wiederholen mich genire.“

„Nur heraus,“ ermunterte der Prinz.

„Daß Hoheit andere Leute zum Narren haben.“

„Das thut weh,“ versetzte der Prinz. „Ist Ihr Kutscher ein beherzter Mann?“

„Er ist nur etwas grob, sogar gegen Rollmaus, der ihm Vieles nachsieht.“

„Glauben Sie mir, Frau Oberamtmann,“ fuhr der Prinz fort, „es ist ein trauriges Geschäft, Prinz zu sein.

Unruhe vom Morgen bis zum Abend. Jeder will haben und Keiner bringt etwas, außer Rechnungen. Darüber geht die Heiterkeit verloren, man wird trübsinnig und schleicht durch die Büsche. Meine liebste Erholung ist am Abend ein friedliches Gespräch mit meiner guten alten Amme und Erzieherin, der verwittweten Cliquot, und eine kleine Patience, die ich mit meinen vier königlichen Freunden lege. Zuletzt zählt man die guten Werke zusammen, die man den Tag zu Stande gebracht hat, seufzt, daß ihrer so wenig sind, und sucht seinen Stiefelknecht. Wir sind die Opfer unseres Standes. Wenn ich die Frau Professorin um etwas beneide, so ist es ihr Diener Gabriel, ein zuverlässiger Mann, den ich auch Ihrem Wohlwollen empfehle."

„Ich kenne ihn bereits," versetzte die Rollmaus. „Wobei ich bekennen muß, daß die Selbstbiographie, welche Sie von sich geben, mit Allem übereinstimmt, was ich bei Hoheit an dem Organismus des Kopfes entdecke, soweit nicht der Hut die Aussicht benimmt, was freilich sehr der Fall ist."

„Ich wäre meiner Hirnschale dankbar," brummte der Prinz, „wenn sie bei Jedermann meinen Worten so leicht Glauben verschaffen wollte."

„Es wird mir, solange ich lebe, sowohl Plaisir als Souvenir sein," fuhr die Rollmaus mit einem schreitenden Knixe fort, „daß mir der Zufall diesen intimen Commers mit Ew. Hoheit verschafft hat. Die Erinnerung daran will ich mir, wenn ich dies sagen

darf, durch Ew. Hoheit Bild vexiren; von dem ich hoffe, daß es in den Handlungen zu haben sein wird. Man stellt sich davor, wenn man sich grade im Singularis befindet, wie jetzt mein Sohn Karl vor seiner Grammatik, und denkt an die vergangenen Stunden."

Prinz Victor sah die Rollmaus mit einem Blicke innigen Wohlwollens an. „Ich werde nie dulden, daß Sie mein Portrait kaufen, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen ein Exemplar als Andenken zu übersenden. Es ist leider nicht so getroffen, wie ich wünsche. Der Maler hat mich stärker aufgefaßt, auch mit dem Anzug bin ich nicht ganz zufrieden, er sieht einem geistlichen Talar gar zu ähnlich. Indeß bitte ich, den Ueberfluß freundlich hinweg zu denken. Hält Oberamtmann Rollmaus auf gute Pferde? Zieht er die Fohlen selbst?"

„Immer, Hoheit, er ist deßwegen bei den Nachbarn berühmt."

Der Prinz wandte sich in einem ganz neuen Interesse zu der kleinen Dame. „Könnte man vielleicht mit ihm ein Geschäft machen? Ich suche einige dauerhafte Reitpferde. Wie ist er beim Handel?" frug er treuherzig.

„Er ist ein sehr guter Wirth," versetzte die Rollmaus zögernd und sah den Prinzen mit heimlichem Bedauern an. „In Pferden gilt er seinen Bekannten für sehr erfahren, und — und wenn ich es sagen darf, für frottirt."

„Was heißt das?" frug der Prinz.

„Ich bitte um Vergebung,“ rief die Rollmaus ängstlich, „es würde für mich als Gattin nicht wohlanständig sein, wenn ich das unangenehme Wort gerieben verwenden wollte.“

Der Prinz zog die Lippen zu einem leisen Hauch zusammen, welcher fast wie ein resignirtes Pfeifen klang. „Also er ist Hochwohlgeboren sehr unähnlich. Dann wird schwerlich etwas zu machen sein. Hat Frau Professorin nicht Lust, Sie auf einige Tage im Dorf der Kröten zu besuchen?“

„Es wäre uns die größte Freude,“ rief die Rollmaus, „aber das Haus steht leer und ist nicht eingerichtet, wir müssen uns behelfen, auch die Küche ist kalt.“

„Also nur für den äußersten Nothfall,“ sagte der Prinz.

Unterdeß schritt Ilse an der Seite der Prinzessin durch die Gruppen der grüßenden Städter, ihr war das Herz nicht so leicht, als ihrer Frau Oberamtmann. Die Prinzessin sprach gütig zu ihr, aber über Gleichgültiges, wandte sich auch wohl nach der andern Seite zu ihrem Hoffräulein. Es war offenbar nicht der Wunsch, sich mit Ilse zu unterhalten, was die Aufforderung veranlaßt hatte, es war eine Schaustellung der Huld vor den Leuten, das empfand Ilse deutlich, sie fühlte Absicht heraus, frug sich in der Stille, weßhalb das nöthig sei, und ihr Stolz bäumte gegen eine Huld auf, die nicht vom Herzen kam. In dem belebtesten Theil der Promenade wurde Ilse noch eine Weile von der Prin-

zessin festgehalten. „Ich verlasse heut die Residenz,“ sagte die Prinzessin, „und gehe für Tage oder Wochen auf das Land, vielleicht wird mir das Vergnügen, Sie dort zu sehen.“ Auch Prinz Victor rückte verbindlich an seinem Hut und sagte nichts als die Worte: „Die Luft wird schwül.“

Ilse grübelte über dem kleinen Vorfall, als sie mit ihrer Begleiterin dem Pavillon zuging, sie antwortete zerstreut den begeisterten Reden der Frau Oberamtmann und sah nur mit halbem Blick auf die Spaziergänger, von denen jetzt viele auch vor ihr den Hut zogen.

Gabriel hatte der Frau Oberamtmann zu Ehren für Kaffee gesorgt und in dem abgeschlossenen Raume vor der Thür den Tisch gedeckt. Dort saßen die Frauen nieder, die Rollmaus sah entzückt auf blühende Azaleen, rühmte den Kuchen der Residenz und noch weit mehr die hohen Herrschaften, und plauderte in ihrer besten Laune fort, während Ilse ernsthaft vor sich niedersah. „Einige Fürstlichkeiten habe ich gesehen, jetzt hätte ich noch Lust zur Wahrsagerin. Es ist merkwürdig, liebe Ilse, daß meine schätzbare Verbindung mit dem Herrn Professor immer nach dem Ahnungsvermögen hinarbeitet. Als ich ihn zuerst sah, kam das Gespräch auf meine Jette, welche jetzt als Schenkwirthin recht dick wird, und heut wieder auf die Wahrsagerin. Es ist wirklich kein Vorwitz, wenn ich den Wunsch habe, diese Person zu befragen. Mir liegt nichts daran, meine Zukunft zu erfahren, da ich ohnedies genau weiß, wie

Alles geschehen wird. Denn wir leben gewissermaßen in natürlichen Verhältnissen; zuerst kommen die Kinder, dann wachsen sie groß, man wird älter und wenn man nicht stirbt, bleibt man noch eine Weile am Leben. Das ist mir nie scrupulös gewesen, und ich wüßte nicht, was mir die Person darin Neues entdecken könnte. Es müßte denn ein Unglück sein, das uns passiren soll, und das will ich gar nicht prophezeit haben. Mir ist es vielmehr nur um die Belehrung, ob eine solche Person mehr weiß, als wir andern. Denn in unserer Zeit wird auch das Ahnungsvermögen bezweifelt, und mir selbst hat nie etwas geahnt, außer einmal bei Zahnschmerz, wo mir träumte, daß ich eine Pfeife rauchte, was denn auch geschah und garstige Wirkungen hatte, welche aber nicht wunderbar genannt werden können."

„Vielleicht weiß die Wahrsagerin zuweilen mehr als Andere," versetzte Ilse zerstreut, „weil sie irgendwo die Kenntniß fremder Verhältnisse erworben hat."

„Ich habe mir schon etwas ausgedacht," rief die Oberamtmann, „ich würde sie nur wegen der silbernen Suppenkelle fragen, welche auf eine unerklärliche Weise aus unserer Küche verschwunden ist."

„Was will die Frau daran wenden, wenn ich's ihr sage?" frug eine hohle Stimme. Die Rollmaus fuhr in die Höhe. An der Hausecke stand ein großes Weib hinter den Topfgewächsen, von den Schultern hing ihr ein verschlissener Mantel, das Haupt war mit einem dunklen Tuche verhüllt, hinter welchem zwei blitzende

Augen nach den Frauen stachen. Die Rollmaus faßte Ilse's Arm und rief erschreckt: „Das ist die Wahrsagerin selbst, liebe Ilse, ich erbitte Ihren Rath, soll ich sie fragen?"

Das Weib trat vorsichtig hinter dem Strauchwerk hervor, stellte sich vor Ilse und lüftete das Kopftuch. Ilse erhob sich und sah unruhig auf die scharfen Züge eines verfallenen Gesichts. „Die Zigeunerin!" rief sie zurücktretend.

„Eine Kesselflickerfrau," rief die Rollmaus unwillig, „dieses Ahnungsvermögen kenne ich, es hängt mit Hühnermausen zusammen und mit noch schlimmeren Dingen. Erst stehlen sie und verstecken und dann verkünden sie, wo das Gestohlene liegt."

Die Fremde achtete nicht auf den Angriff der Frau Oberamtmann. „Ihr habt meine Leute gehetzt wie die Füchse im Wald, der Frost hat sie getödtet, eure Wächter haben sie gefangen, die noch leben, liegen zwischen Mauern und klirren mit der Kette. Ich ziehe allein durch das Land. Denke nicht daran, was in jener Nacht die Männer gethan, denke nur an das, was ich dir vorausgesagt. Ist es nicht eingetroffen? Du siehst auf das steinerne Haus dort drüben, und du siehst, wie er langsam auf dem Kieswege herankommt bis in die Stube, in welcher der nackte Knabe an der Decke hängt."

Ilse's Antlitz zog sich zusammen. „Ich verstehe den Sinn eurer Rede nicht, nur Eines höre ich, daß Ihr hier Bescheid wißt."

„Manches Jahr sind meine Füße durch den Schnee geglitten," fuhr die Zigeunerin fort, „seit ich zum letzten Mal durch die Pforte dieser schwarzen Thiere getreten bin." Sie wies auf die beiden Engel mit Tulpengewinden. „Jetzt hat die Krankheit auch mich geschlagen." Sie streckte ihre Hand aus. „Gieb, junge Frau, einer Kranken von der Landstraße, die einst denselben Weg gegangen ist, den du jetzt schreitest."

Ilse's Wange röthete sich, sie sah starr auf die Bettlerin und schüttelte verneinend das Haupt. „Nicht Geld will ich von dir," fuhr die Zigeunerin fort. „Bitte für mich bei dem Geiste dieses Hauses, wenn er dir einmal erscheint. Ich bin müde und suche ein Lager für mein Haupt. Sag' ihm, die Fremde, der er das Zeichen umgehangen hat," sie wies auf ihren Hals, „bittet um seine Hülfe."

Ilse stand unbeweglich, ihre Wangen glühten und ihr Auge sah zornig auf das Weib.

„Was wendest du daran, dein Silber wieder zu finden?" frug zur Rollmaus gewandt die Bettlerin in verändertem Ton.

„Ihr also seid die Wahrsagerin?" fuhr die Rollmaus entrüstet auf sie ein, „nicht einen Kreuzer wende ich an euch. Wer euren Kopf untersucht, würde einen schönen Organismus darauf finden. Solche kauderwelsche Worte habe ich schon oft gehört. Macht euch fort, bevor die Polizei kommt. Eine von eurem Volk hat meiner Großmagd prophezeit, sie würde einen Guts-

besitzer heirathen, und ich mußte das Mädchen abschaffen, welche sonst brauchbar war, weil sie anfing, gegen Rollmaus selbst zu scharmuziren, obgleich dieser nur darüber lachte. Geht, wir wollen nichts mit euch zu thun haben."

„Denk' an meine Bitte," rief die Fremde Ilse zu, „ich komme wieder."

Die Zigeunerin wandte sich ab und verschwand hinter dem Hause.

„Es sind Bälger," rief die Oberamtmann in tiefem Aerger, „glauben Sie nichts von Allem, was sie sagen. Diese hier sprach noch ärgern Unsinn als die andern. Ich glaube gar, liebe Ilse, Sie lassen sich zu Herzen gehen, was dieser Betteltanz parlirte."

„Sie kennt dies Haus, sie wußte wohl, was sie sprach," versetzte Ilse tonlos.

„Natürlich," rief die Rollmaus, „sie schweifen umher und gucken durch alle Ritze, sie haben ein gutes Gedächtniß für anderer Leute Geschäfte, nur an ihre eigene Dieberei wollen sie nicht erinnert sein. Dieses Object hier habe ich sehr im Verdacht wegen meiner Suppenkelle. Wenn das die berühmte Wahrsagerin sein sollte, dann ist mir alle Forschung verleidet. Ach, und ich sehe, Ihnen auch."

„Ich kenne das Weib," versetzte Ilse, „sie gehört zu der Bande, die unsere Kinder bestahl und den Arm meines Felix verwundete. Jetzt tritt die unheimliche Gestalt wie ein Gespenst vor meine Seele und ihre dunklen Worte erregen mir Grauen. Sie drohte, wieder

zu kommen, mich faßt die Angst, daß dieses Weib noch einmal an mich heranschleicht. Hinweg von hier."

Ilse eilte in das Haus, die Oberamtmann folgte und rieth wohlwollend: „Kommt sie wieder, so wird sie weggejagt. Für dieses Ahnungsvermögen giebt es kein besseres Mittel als Arrest bei Wasser und Brot."

Ilse stand im Wohnzimmer, auch dort sah sie sich scheu um. „Der ihr das Kreuz umhing, war der Herr dieses Schlosses; und als sie damals am Hofthor die wüsten Worte zu mir sprach, meinte sie nicht meinen Felix."

„Acht Groschen meinte sie und nichts weiter," tröstete die Rollmaus.

„Wie darf sie wagen, mein Leben mit dem ihren zu vergleichen? Wie weiß sie, ob der Herr dieses Hauses auf meine Worte hört?"

Die Oberamtmann mühte sich vergebens, durch verständige Betrachtungen über die Nichtswürdigkeit weiblicher Vagabonden zu beruhigen. Ilse sah mit gefalteten Händen vor sich hin, die Trostsprüche der wackern Freundin verhallten vor ihrem Ohr.

Im Hause sprachen fremde Stimmen, Gabriel öffnete die Thür und meldete den Hausmeister. Der alte Mann trat aufgeregt ein und bat, die Störung zu entschuldigen. „Mein gnädigster Herr befahl mir anzufragen, ob vielleicht eine fremde Landstreicherin hier bettelte. Sie hat sich in das Schloß geschlichen, Zugang zu der Frau Prinzessin gesucht und diese erschreckt,

als Hochdieselbe abreisen wollte. Seine Hoheit lassen vor der Fremden warnen, sie ist eine gefährliche Person."

„Sie war hier," versetzte Ilse, und sprach wilde Reden, „sie ließ merken, daß sie im Hause bekannt sei."

Der Hausmeister sah bekümmert aus, als er fortfuhr: „Es ist lange her, da hatte die hochselige Fürstin sich einmal eines Zigeunermädchens erbarmt, dem die Mutter an der Landstraße gestorben war. Sie ließ das Geschöpf unterrichten, und weil es drollig war und sich gut anließ, wurde es zuletzt in's Schloß genommen und zu kleinen Diensten gebraucht, aber es hat den Herrschaften schlecht gelohnt. In einer Zeit, wo die hohe Familie schweres Unglück traf, fiel die Person in die Gewohnheit ihrer Kinderzeit zurück, sie stahl und wurde unsichtbar. Heut will ein Diener in dem fremden Weibe das Mädchen wiedererkannt haben. Das hat der Kammerdiener Sr. Hoheit zugetragen, und der gnädige Herr, welcher ohnedies leidend ist, hat sich darüber aufgeregt. Bereits suchen die Landreiter auf allen Straßen nach der Fremden."

Der Alte empfahl sich, Ilse sah ihm finster nach, aber sie sagte doch ruhiger zur Oberamtmann: „Daher also die Sprache der Landstreicherin, welche anders klang, als sonst bei bettelndem Volk, und daher ihr Wunsch, die Verzeihung des Fürsten zu erhalten."

Jetzt aber saß die Rollmaus gedrückt und kleinlaut. „Ach, liebe Ilse, wenn die Hexe wirklich hier unter den fürstlichen Personen gelebt hat, dann mag sie Vielerlei

wissen, was in diesem Hause geschehen ist, denn die Leute sprechen nichts Gutes davon, und sie sagen, daß in früherer Zeit hier fürstliche Amoretten gewohnt haben. Das Haus kann ja nichts dafür, und wir Andern auch nicht, es ist nur deßhalb, weil der Erbprinz jetzt zu Ihrem Vater kommt und Sie ihn schon von der Universität kennen. Darüber schütteln die Menschen ihre Köpfe, es ist dummes Geschwätz."

„Was für Geschwätz?" rief Ilse mit rauher Stimme, und faßte die Hand der Oberamtmann.

„Man redet, Sie seien die Ursache, daß der Prinz in unsere Gegend kommt. Wir würden uns Alle sehr freuen, wenn Sie vor Ihrer Reise noch den Vater besuchten, wie verabredet war, aber ich glaube wirklich, solange der Prinz dort ist, wäre besser, wenn Sie hier blieben oder auch wo anders. Es ist nur zur Vorsicht," fügte sie beruhigend zu, „und Sie müssen sich das nicht zu Herzen nehmen."

Ilse stand abgewandt, lautlos, unbeweglich, die Oberamtmann fuhr in tröstender Rede fort, aber Ilse vernahm kaum noch ihre Worte.

Man lehrt nicht umsonst junge Prinzen landwirthschaftliche Maschinen drehen und sich duelliren, Frau Ilse; das Lehrgeld wird dir bezahlt, doppelt, in neuem Gepräge, wie Hofbrauch ist.

Es war eine lange bangsame Stille im Zimmer. Ilse sah wild umher, dann nahm sie einen Rohrstuhl, setzte sich der Oberamtmann gegenüber, ihre Finger flo-

gen über einer Handarbeit. „Sprechen wir nicht mehr von solchen Verläumdungen," sagte sie. „Was macht Ihr Sohn Karl? Sind Sie mit seinem Fleiß zufrieden? Und wie geht's mit dem Clavier? Es ist immer gut, wenn er etwas Musik versteht."

Die Oberamtmann kam über den Tänzen, welche ihr Sohn Karl spielte, wieder zu guter Laune, sie schwatzte fort, Ilse hörte schweigend zu und zählte über den Stichen, welche sie mit bunten Wollfäden machte.

Der Professor kehrte zurück, kurz darauf fuhr der Kutscher vor. Frau Rollmaus verschwand in die Nebenstube, ihren Kopfputz in die Schachtel zu packen, dann nahm sie wortreichen Abschied von ihrem lieben Herrn Professor. Die letzten Worte Ilse's waren: „Es mag lange dauern, bis wir uns wiedersehen, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, auch wenn ich fern bin."

„Was meinten deine feierlichen Worte beim Abschied der Nachbarin?" frug der Professor verwundert.

„Sie meinen, daß wir hier in einem Hause sind, in welchem einer ehrlichen Frau vor den Wänden graut," rief Ilse mit flammendem Blick, „und sie meinen, daß ich fort will von hier und daß es für dich Zeit ist, dein Weib wegzuführen aus einem ungesunden Leben."

Sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, was ihr die Rollmaus geklagt, die Bettlerin zugeraunt.

„Ich bin verstrickt, Felix," rief sie, „durch meine eigene Schuld, ich klage dir's. Wie ich mich gehalten gegen den jungen Prinzen, mein Gott weiß, ich habe

keinen Gedanken gehabt, der deinem Weibe Unehre machte, aber ich bin unvorsichtig gewesen und ich büße dafür schrecklich, schrecklich! Jetzt verstehe ich, was mich wie eine Ahnung gequält hat in den letzten Wochen. Liebst du mich, so führe mich schnell fort von hier, denn der Boden brennt unter meinem Fuße."

Auch den Professor packte ein scharfes Weh, als er sein Weib in Schmerzen ringen sah, die so bitter sind, daß sie die stärkste Seele einer Frau betäuben, die edelste Kraft für Stunden zerbrechen. „Mir ist widerwärtig und demüthigend wie dir, dem Häßlichen in das nackte Angesicht zu sehen, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, um dich von diesem Leide zu lösen. Laß uns ruhig erwägen, wie das geschehen kann. Nicht in solcher Leidenschaft darfst du, was dir ziemt, beschließen, denn dir fehlt jetzt die Freiheit, das Rechte zu wählen. An welchem alten Hause, das ein Miether bezieht, das ein Gastwirth öffnet, hängen nicht peinliche Erinnerungen? Müßiges Geschwätz vermag selbst der nicht von seinem Haupte zu bannen, der in ungewohnter Umgebung gleichförmig hinlebt. Wende den Blick ab von dem Gemeinen. Um seinetwillen aufzubrechen wie Flüchtlinge, ziemt nicht dir und nicht mir. Was haben wir gethan, Ilse, daß wir unser Selbstgefühl verlieren? Gegen die feindselige Arbeit des thörichten Zufalls giebt es nur eine Weisheit, sicher vorwärts gehen und wenig darum sorgen. Dann verhallt und verklingt der Mißton von selbst im Geräusch der Straße. Wer sich da-

von stören läßt, der vergrößert ihn durch seine eigenen Schmerzen. Gesetzt, wir brechen plötzlich auf aus diesem Hause. Du würdest in die Fremde das Gefühl tragen, daß du als Besiegte von hier gehst, und unaufhörlich würde dich die Sorge verfolgen, daß ein mißtönendes Gemurmel hinter uns nicht zum Schweigen gebracht ist."

„Du sprichst sehr kalt und verständig," rief Ilse in innerer Empörung, „trotz deiner Worte fühlst du wenig die Kränkung deines Weibes."

„Wärest du in der Fassung, die ich sonst an dir ehre, du würdest so ungerechte Klage nicht über deine Lippen bringen," versetzte der Gatte finster. „Wenn ich dich in Gefahr sähe, ich würde noch diese Stunde mit dir fortziehen; habe ich erst nöthig, darüber gegen dich ein Wort zu verlieren? Aber selbst gegen das Geschwätz der Schwachen ist dir dieser Aufenthalt hier vorläufig der beste Schutz, denn der Prinz ist fern, du aber weilst zurückgezogen bei deinem Gatten."

„Ich weiß, woher diese Gleichgültigkeit kommt," murmelte Ilse.

„Du weißt, was mich hier fesselt," rief der Professor, „und wärst du mir, was du sein solltest, Verbündete bei meinen Hoffnungen, und hättest du dasselbe Gefühl für den Werth des Gutes, das ich suche, du würdest gleich mir empfinden, daß ich keinen ablenkenden Schritt thun darf, wenn ich nicht erkenne, daß er nöthig ist. — Ertrage diesen Aufenthalt, liebe Ilse, wie unbe-

haglich er dir heut erscheint,“ fuhr er herzlich fort, „er hat am längsten gedauert. Ich bin eingeladen, in dem Landschloß der Prinzessin zu suchen, dort wird sich, wie ich ahne, finden, was uns von hier frei macht.“

„Gehe nicht!“ rief Ilse vor ihn tretend, „laß mich nicht allein in dieser fürchterlichen Unsicherheit, in einer Angst, die mich schaudern macht vor mir selbst und vor jedem fremden Laut, den ich in diesen Räumen höre.“

„Angst?“ rief der Professor unwillig, „eine Angst vor Gespenstern. Selten ist das Leben in der Fremde so leicht und bequem, als uns dieser Aufenthalt. Mißklänge giebt es überall, und nur unser ist die Schuld, wenn wir sie übermäßig empfinden.“

„Gehe nicht!“ rief Ilse von Neuem. „Ja, es sind Gespenster, die mich verfolgen, sie hängen bei Tag und Nacht über meinem Haupte. Gehe nicht, Felix,“ rief sie, die Hand erhebend, „dich lockt nicht die Handschrift allein, auch das Weib, das dich dort erwartet. Das weiß ich seit den ersten Tagen in dieser Stadt, ich sehe, wie der Zauber ihrer flüchtigen Seele dich umgarnt. Ich habe die Furcht bis heut in mir niedergekämpft mit dem Vertrauen, das ich zu meinem geliebten Manne haben muß. Gehst du jetzt, Felix, wo ich mich an dich klammern möchte, wo ich jeden Augenblick bei deiner Stimme Trost suche, so kommt mir der Zweifel an dir und der furchtbare Gedanke, daß meine Noth dir gleichgültig ist, weil du selbst kalt gegen mich wurdest.“

„Wohin bist du gerathen, Ilse!“ rief der Gelehrte erschrocken, „ist mein Weib, das so spricht? wann habe ich dir je meine Empfindungen verhüllt? Und vermagst du nicht in meiner Seele zu lesen, wie in einem aufgeschlagenen Buch? Das also war es, was so schwer auf dir lag! Grade das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ sagte er treuherzig und bekümmert.

„Nein, nein,“ rief Ilse außer sich, „ich habe Unrecht, ich weiß es, achte nicht auf meine Worte, ich vertraue dir, ich halte mich an dich, o Felix; ich müßte verzweifeln, wenn dieser Halt mir bräche.“ Sie warf sich an seinen Hals und schluchzte. Der Gatte umschlang sie, auch ihm wurden die Augen naß bei dem Jammer seines Weibes. „Bleibe bei mir, mein Felix!“ fuhr Ilse weinend fort, „nur jetzt laß mich nicht allein, ich bin immer noch ein kindisches einfältiges Herz, habe Geduld mit mir. Ich bin hier krank, ich weiß nicht, woher das kommt; ich liege an deinem Herzen, und ich zittere davor, daß du mir fremd werden könntest, ich weiß, daß du mein bist, und ich ringe dabei mit der ängstlichen Ahnung, daß ich dich hier verlieren werde. Wenn du zur Thür hinausgehst, ist mir als müßte ich einen Abschied von dir nehmen auf immer, und wenn du zurückkehrst, sehe ich dich zweifelnd an, als wärst du mir in wenig Stunden verwandelt. Ich bin unglücklich, Felix, und das Unglück macht mißtrauisch, ich bin schwach und klein geworden, und ich scheue mich, dir es zu sagen, weil ich fürchte, daß du mich deßhalb gering

achten könntest. Bleibe hier, Geliebter, gehe nicht zu der Prinzessin, nur morgen nicht."

Der Gatte faßte ihr Haupt und sah ihr in die verweinten Augen. „Wenn morgen nicht," sagte er herzlich, „dann doch übermorgen, oder an anderem Tage. Ersparen kann ich uns die kurze Reise nicht, sie aufgeben wäre ein Unrecht, das wir beide nicht auf uns laden dürfen. Je länger ich zögere, Ilse, um so länger sehe ich dich festgehalten in diesen Wänden. Ist nicht klug, schnell zu thun, was uns frei macht, auch in deinem Sinne?"

Ilse löste sich aus seiner Umarmung. „Du sprichst verständig in einer Stunde, wo ich einen andern Ton aus deiner Brust hoffte," sagte sie ruhig. „Ich weiß, Felix, du willst mir nicht wehe thun, und ich hoffe, du bist auch in dieser Rede wahr gegen mich und verbirgst mir nichts. Aber ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, seit ich dich kenne. Du denkst anders als ich und du fühlst anders in manchen Dingen, der einzelne Mensch und sein Leiden gilt dir wenig gegen die großen Gedanken, die du mit dir herumträgst, du stehst auf der Höhe in klarer Luft und hast keinen Antheil an der Angst und Noth im Thale zu deinen Füßen. Klar ist die Luft, aber kalt, und mich friert dabei."

„Das ist die Art des Mannes," sagte der Professor, tiefer bewegt durch den gehaltenen Schmerz seines Weibes, als durch ihre laute Klage.

„Nein,“ antwortete Ilse vor sich hinstarrend, „das ist die Art des Gelehrten.“

In der Nacht, als der Gelehrte längst im Schlummer lag, da erhob sich das Weib an seiner Seite vom Lager und spähte durch die Dämmerung auf das Antlitz des geliebten Mannes. Sie stand auf und ergriff die Nachtlampe, daß der gelbe Schein auf sein ruhiges Antlitz fiel, und große Thränen sanken aus ihren Augen auf sein Haupt. Dann setzte sie sich vor ihn, rang die Hände und bändigte mit Anstrengung das Weinen und den Krampf, welche ihr den Leib erschütterten.

9.

Im Thurm der Prinzessin.

Als die Prinzessin von ihrem drängenden Vater in die Heimath zurückgerufen wurde, hatte das erlauchte Haus, dessen Namen sie jetzt trug, nicht nur darauf bestanden, daß sie fortan einige Monate des Jahres an dem Wohnsitz ihres verstorbenen Gemahls zubringe, auch daß ihr in der Residenz des Vaters ein gesonderter Hofhalt eingerichtet werde. Darüber war ein Vertrag geschlossen, welcher allerdings den Zweck hatte, der jungen Fürstin eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren. Um den Wortlaut des Vertrags zu erfüllen, wurde der Prinzessin ein fürstliches Schloß auf dem Lande als Wohnsitz überwiesen, da in der Residenz selbst kein geeignetes Gebäude vorhanden war. Das Schloß lag eine halbe Tagereise von der Stadt, am Fuße belaubter Hügel, zwischen Wäldern und Dorffluren, im Sommer ein anmuthiger Ruhesitz; die Prinzessin hatte dort bereits einige Monate ihres Trauerjahrs zugebracht.

Es war ein warmer Tag, an welchem der Professor nach dem Schlosse fuhr. Die Luft war durch das Gewitter der Nacht nicht abgekühlt, der strömende Regen-

guß hatte Furchen in die glatte Kunststraße gerissen, zwischen den Ackerbeeten stand das Wasser, an dem üppigen Grün des Rasens, an den Blättern der Wegpflanzen hingen die Tropfen, eine feuchte Brutwärme lag über der Erde, der Wasserdunst färbte die entfernten Höhen mit dunklem Blau. Am Himmel zogen die Wolken flüchtig dahin, bald verhüllten sie neckend die Sonne und warfen ihre Schatten über die sprossende Flur, bald öffneten sie den Lichtstrahlen ein Thor, dann flog ein feuriger Glanz über Baumgipfel, Dächer und den fruchtbaren Grund. Schneller Schatten und heller Schein am Himmel und auf der Erde, erst deckte das Wolkenheer mit grauen Gewändern den gradlinigen Weg, welchen der Gelehrte fuhr, wieder lag die Straße vor ihm als ein goldener Pfad, der zum ersehnten Ziele führt.

Grelles Licht und dunkler Schatten flogen auch durch die Seele des Gelehrten. „Die Schrift wird gefunden; sie bleibt uns verborgen," rief es in ihm und sein Auge umwölkte sich. „Wenn sie nicht gefunden wird? Viele werden dann mit Verwunderung lesen, wie täuschend der Schein war, wie nahe die Möglichkeit; mancher wird bedauernd auf eine Hoffnung verzichten, die ihm über den Worten des Klosterbruders aufgeht; doch den Schmerz der Entsagung wird Keiner fühlen wie ich. Ein Gedanke, der durch Jahre die Phantasie unterhalten, die Augen auf einen Punkt gerichtet hat, ist mir übermächtig geworden. Mit tausend Eindrücken aus alter und neuer Zeit spielt des Mannes freier Geist,

er bändigt ihre Gewalt durch abwägenden Verstand und Kraft des Willens. Mir aber ist ein kleines Bild aus verloschenen Zügen des alten Buches so tief in die Seele gedrungen, daß die Hoffnung zu erwerben das Blut in den Adern hüpfen macht, und die Furcht zu verlieren die Spannung der Muskeln lähmt. Allzugroß ist der Eifer, das weiß ich, er hat mich hart gemacht gegen die kindliche Angst meines Weibes, auch ich bin nicht stärker geworden, seit ich auf dem unsicheren Pfad eines Wildschützen dahinfahre. Jeder hüte sich, daß ihm seine Träume nicht die Herrenrechte des Geistes verringern, auch der Traum guter Stunden, wo die Seele sich arglos einer großen Empfindung hingiebt, mag abwenden von dem geraden Wege der nächsten Pflicht."

Das goldene Licht flog über sein Antlitz. „Wenn sie aber gefunden wird. Es ist nur ein kleiner Theil unseres Wissens aus alter Zeit, der in ihr verborgen liegt. Und doch würde grade dieser Fund eine verdämmerte Landschaft mit hellem Glanze füllen, und einige Jahrzehnte des alten Lebens würden für unser Auge in festen Umrissen sichtbar werden, als ob sie in nächster Vergangenheit lägen. Der Fund könnte hundert Räthsel lösen und tausend neue aufregen, jedes spätere Geschlecht dürfte der größeren Habe sich freuen und mit besserer Kraft neuen Aufschluß begehren. Auch ihr wünsche ich die Freude eines Fundes, welche dort im Schlosse so warmherzig meine Sorge theilt, auch ihr

wäre eine große Erinnerung für immer, daß sie wohlthuenden Antheil gehabt an der ersten Arbeit des Suchenden."

Höher stiegen die Berge, farbiger wurden ihre Massen. Die Linien der Vorhügel schieden sich von der nebligen Ferne, zwischen dem schwarzen Wald öffneten sich blaue Mündungen der Thäler. Der Wagen rollte in einen wohlgehegten Forst, gedrängte Föhren und Fichten schlossen eine Weile die Aussicht; als die Straße wieder in's Freie führte durch Rasenflächen und Baumgruppen, lag das Schloß gerade vor den Augen des Gelehrten. Ein mächtiger alter Thurm mit Zinnen gekrönt, ragte aus niedrigem Gehölz, über ihm stand die Sonne des Nachmittags und malte lange Regenstreifen in den Dunst der Luft. Das braune Mauerwerk hob sich in der einsamen Landschaft wie der letzte Pfeiler eines zertrümmerten Riesenbaues, nur an der hellen Steinfassung der wohlgefügten Fenster erkannte man, daß es wohnliche Räume enthielt. An den Thurm gelehnt stieg das kleine Schloß herauf, mit steilem Dach und spitzbogigen Fenstern, in seiner mäßigen Größe ein seltsamer Genosse des gewaltigen Thurmbaues. Aber trotz dem Mißverhältniß der verbundenen Theile war das Ganze ein stattlicher Ueberrest des Mittelalters, vielen Geschlechtern hatten die festen Mauern zu Schutz und Wehr gedient.

Wilder Wein sandte seine Ranken bis auf das Dach des Hauses und um die Fenster des Thurmes, welcher

in sieben Stockwerken aufstieg, durch starke Strebepfeiler gestützt. In der Höhe wuchs Quendel und Gras aus den Fugen des verwitterten Steins, aber die Grashalme, welche noch vor wenig Tagen den Grund bedeckt hatten, waren ausgerissen, Hofraum und Thüren hatten sich für die neuen Bewohner festlich geschmückt, Blumentreppen und Topfgewächse waren reichlich aufgestellt. Nur an einer Ecke war die schnelle Arbeit nicht beendet, der grünliche Schimmer am Boden und ein Schwarm schwarzer Vögel, der um die Zinne des Thurmes flatterte, gaben Zeugniß, daß der Bau leer von Menschen in einsamer Landschaft gestanden hatte.

Der Professor sprang aus dem Wagen, der Marschall winkte ihm von der Rampe Grüße zu und führte ihn selbst in das einfache Gastzimmer. Kurz darauf leitete er ihn durch einen gewölbten Gang des Schlosses in den Thurm. Die Prinzessin stand, von einem Spaziergang zurückgekehrt, den Sommerhut in der Hand, am Eingang des Thurmes. „Willkommen in meiner Solitude," rief sie dem Gelehrten entgegen, „glücklich sei die Stunde, in welcher dies alte Haus Ihnen die Thüren öffnet. Hier stehen Sie an der Pforte meines Reiches, ich habe mich fast in jedem Stockwerk des Thurmes angesiedelt, er ist unser Frauenzwinger. Wenn diese feste Eichenthür verschlossen wird, können wir Frauen ein Amazonenreich gründen und die ganze Männerwelt, soweit sie hier sichtbar wird, gefahrlos mit Tannzapfen bewerfen. Denn dies ist die Frucht, welche

hier am besten gedeiht. Kommen Sie, Herr Werner, ich führe Sie der Stätte zu, auf welcher Ihre Gedanken jetzt mehr verweilen, als bei uns Kindern der Gegenwart."

Eine steinerne Wendeltreppe verband die Stockwerke des Thurms, jedes enthielt Zimmer und Kabinette, nur das höchste war Bodenraum. Die Prinzessin wies geheimnißvoll die Treppe hinauf. „Dort oben unter der Plattform ist Alles vollgestopft mit altem Hausrath. Ich konnte schon gestern der Neugierde nicht widerstehen, einmal in die Kammern zu blicken, es liegt in wirrem Haufen durcheinander, wir werden Arbeit haben."

Der Professor sah freudig auf das wohlerhaltene Steinwerk der bogigen Thüren und auf die kunstvolle Arbeit des alten Schlossers. Es war in neuer Zeit wenig gethan, um den alten Schmuck der Wände ansehnlich zu machen und kleine Schäden zu bessern. Aber wer Antheil nahm an Meißel und Schnitzmesser der alten Bauherren, der erkannte überall mit Behagen, daß der Thurm leicht zu einem Prachtstück alten Stils geformt werden konnte. Der Diener öffnete die Thür zu den Zimmern der Prinzessin. Auch diese waren einfach hergerichtet, die zerschlagene Glasmalerei der kleinen Fenster war durch bunte Scheiben kunstlos ausgebessert, nur Bruchstücke der alten Bilder hafteten in dem Blei.

„Hier ist noch viel zu thun," erklärte die Prin-

zessin, „das soll in den nächsten Jahren allmälig geschehen.“

Im Vorzimmer klirrten die Schlüssel des Kastellans, der Professor wandte sich nach der Thür. „Einen Augenblick Geduld,“ rief die Prinzessin, sie flog in ein Nebenzimmer und kehrte in einem grauen Mantel mit Kappe zurück, der sie faltig umhüllte, nur das feine Antlitz war sichtbar, die großen strahlenden Augen und der lächelnde Mund. „Das ist die Gnomentracht, in der ich den staubigen Geistern des Bodens zu nahen wage.“

Sie stiegen zu dem höchsten Stockwerk hinauf. Während der Kastellan am Gebund den Schlüssel suchte, befühlte der Professor das Holz der Thür und bemerkte mechanisch: „wieder schöne Schlosserarbeit.“ Aber sein Auge fuhr unruhig an den Umrissen der Thür umher.

„Ich hoffe,“ sagte die Prinzessin leise.

„Alles sieht hoffnungsvoll aus,“ versetzte der Gelehrte.

Die dicke Thür ächzte in ihren Angeln. Ein großer Raum öffnete sich dem suchenden Blick. Durch enge Mauerluken fiel ein scharfes Licht auf die geheimnißvolle Stätte, in dem gradlinigen Luftstrom wirbelten die Atome des Staubes, davor und dahinter dämmrige Dunkelheit. Hochgethürmt, ineinander geschoben lag hier alter Hausrath; riesige Schränke mit ausgebrochenen Thüren, plumpe Tische mit Kugeln am Ende der Beine, Stühle mit gradliniger Lehne und Lederpolstern, aus

denen das Roßhaar quoll; dazwischen Bruchstücke alter Waffen, Hellebarden, zerfressene Schienen, verrostete Helme. Undeutlich ragten die Formen durcheinander, Stuhlbeine, Holzplatten mit eingelegter Arbeit, eine Rundung von altem Eisen. Es war ein trödelhaftes Gewirr künstlicher Gebilde aus mehren Jahrhunderten. Die Hand berührte den Tisch, an welchem ein Zeitgenosse Luthers getrunken hatte, der Fuß stieß an einen Schrein, dem Kroaten und Schweden die Thür ausgeschlagen, auf dem weißlackirten Sessel mit dem zerfressenen Sammetpolster hatte einst ein Hoffräulein gesessen im Reifrock mit gepudertem Haar, jetzt ruhten sie zusammengeschichtet in wüstem Haufen, die abgethanen Hülsen früherer Geschlechter, halb zerstört und ganz vergessen, leere Puppengehäuse, aus denen die Schmetterlinge geflogen waren. Alles lag mit graulicher Leichendecke überzogen, mit dem letzten Schutt des geschwundenen Lebens. Zu Pulver zerrieben kräuselte sich in der Luft, was einst Form und Körper war, feindlich ballte der Staub seine Wolken gegen die Eintretenden, welche kamen, an seinem Besitzthum zu rühren, das er mit dicken Lagen überzog; er hing sich an Haare und Kleider des neuen Lebens und quoll langsam durch die geöffnete Thür hinab den Räumen zu, wo bunte Farbe und glänzender Schmuck die Menschen umgab, um auch dort den endlosen Kampf der Vergangenheit gegen das Neue zu führen, den stillen Kampf, der sich täglich erneut im Großen

wie im Kleinen, der Neues alt macht und Altes auflöst, um zuletzt die Keime jungen Lebens hülfreich zu nähren.

Der Professor sah wie ein Falk zwischen Tisch- und Stuhlbeinen in den dämmerigen Hintergrund. „Hier ist vor Kurzem geräumt worden,“ sagte er, „über die vordern Möbeln ist gefegt.“

„Ich habe gestern versucht, ein wenig zu säubern,“ sagte der Kastellan, „weil Ihre Hoheit den Wunsch aussprach, hier einzutreten, aber wir sind nicht weit gekommen.“

„Haben Sie das Geräth des Raumes früher einmal durchsucht?“ frug der Professor.

„Nein,“ versetzte der Mann, „ich bin erst im vorigen Jahre durch des Fürsten Hoheit hierher versetzt.“

„Besteht ein Verzeichniß der Sachen?“

Der Mann verneinte.

„Wissen Sie, daß Kisten oder Truhen hier stehen?“

„Ich meine dergleichen bemerkt zu haben,“ antwortete der Kastellan.

„Holen Sie die Arbeiter, das Geräth hinauszuschaffen,“ befahl die Prinzessin. „Heut wird jedes Stück dieses Bodens betrachtet.“

Der Kastellan eilte hinab, der Professor suchte wieder durch die aufgethürmten Massen zu spähen, aber das grelle Licht in der Höhe blendete die Augen. Er sah auf das Fürstenkind; sie stand im hellen Gewande

an der Thür wie die Fee des Schlosses, welche in die Wohnung der altbärtigen Hausgeister gestiegen ist, ihre Huldigungen entgegen zu nehmen.

„Es wird eine lange Arbeit und Ew. Hoheit werden sich an dem Umherschleppen der staubigen Möbeln nicht erfreuen.“

„Ich bleibe bei Ihnen,“ rief die Prinzessin. „Ist der Antheil, den ich an dem Funde haben kann, auch winzig klein, ich will ihm doch nicht entsagen.“

Beide schwiegen, der Gelehrte rückte ungeduldig über den Stühlen. In der Staubwolke flatterten Motten auf und eine braune Mauerschwalbe flog aus dem Nest, das sie an der Fensterluke gebaut hatte. Alles war still, nur ein leises Klopfen klang regelmäßig wie der Pendelschlag der Uhr in dem wüsten Raum.

„Das ist die Todtenuhr,“ flüsterte die Prinzessin.

„Der Holzwurm thut seine Arbeit im Dienst der Natur, er löst was abgelebt ist in seine Elemente.“

Es wurde still im Holz. Nach einer Weile tickte der Wurm wieder, darauf ein zweiter, sie hämmerten und nagten emsig: dahin, dahin, hinab! Ueber dem Haupt der Suchenden aber krächzten die Dohlen und aus der Tiefe zog leise der Gesang einer Nachtigall in die Arbeit der Todtengräber.

Die Arbeiter kamen, sie trugen ein Stück des Geräthes nach dem andern auf Vorraum und Treppe. Dichter wirbelte der mißfarbige Staub, die Prinzessin flüchtete sich in den Vorsaal, der Professor aber verließ

nicht seinen Posten. Er griff selbst zu, hob und rückte in der vordersten Reihe. Er trat einen Augenblick an die Thür, Athem zu holen, lachend empfing ihn die Prinzessin. „Sie sind verwandelt, als hätten auch Sie in der Kammer dieser Auferstehung geharrt. Und mir geht es, wie ich merke, nicht besser."

„Ich sehe eine Truhe," meldete der Professor und eilte zurück. Noch ein wirrer Knäuel von Stuhlbeinen und Lehnen wurde abgehoben, dann faßten die Arbeiter einen kleinen Kasten, welcher im Dunkeln stand. „Setzt hin," rief der Kastellan und fuhr schnell mit dem großen Borstbesen darüber. Das Gefäß wurde an das Licht getragen, es war eine Truhe von Kienholz mit gewölbtem Deckel, die Oelfarbe des Anstrichs an vielen Stellen geschwunden, an den Ecken eiserne Beschläge, ein rostiges Schloß, das den Schließhaken festhielt, aber locker im Holze hing. Auf dem Deckel der Kiste war verstäubt und abgerieben eine 2 in schwarzer Farbe sichtbar. Der Professor ließ die Kiste zu den Füßen der Prinzessin niedersetzen. Er wies auf die Ziffer. „Dies ist wahrscheinlich eine der Truhen, die der Beamte von Rossau nach dem Schloß Solitude geschickt hat," sagte er mit erkünstelter Ruhe, aber seine Stimme bebte. Die Prinzessin kauerte neben ihm nieder und versuchte den Deckel zu heben, das Schloß löste sich aus dem Holz, die Kiste ging auf.

Oben lag ein dickes Buch in Pergament gebunden. Schnell wie der Löwe nach seiner Beute fuhr der Pro-

fessor darnach, aber legte es sogleich wieder hin. Es war ein altes Meßbuch, auf Pergament geschrieben, die Deckel schadhaft und zerrissen, die Lagen des Pergaments hingen locker am Bande. Er griff wieder in die Kiste, ein zerrissenes Jagdnetz füllte den übrigen Raum, außerdem einige schadhafte Armbrüste, ein Bündel Bolzen, kleines Eisenwerk. Er erhob sich, seine Wange war entfärbt, aber sein Auge glühte. „Das ist die zweite Nummer, wo ist die erste?“ rief er. Er sprang in den Raum zurück, die Prinzessin folgte. „Vorwärts, ihr Männer,“ befahl er, „holt die andere Truhe.“ Die Männer hoben und räumten. „Dort steht noch etwas,“ rief einer der Arbeiter; der Professor eilte vor ihm zur Stelle, hob und zog, es war nur ein leerer Kasten.

Die Arbeit ging fort. Auch den Hofmarschall hatte die Neugierde herbeigetrieben, er musterte eifrig die alten Möbeln, und ließ zusammenstellen, was nach seiner Ansicht noch ausgebessert und im Schlosse aufgestellt werden mochte. Die Treppe füllte sich mit Hausrath, auch ein Zimmer der Dienerinnen wurde geöffnet und mit alten Sachen besetzt. Eine Stunde war verronnen, der Raum wurde leerer, die Sonne stand tief, ihre Strahlen malten das Bild der Mauerluke roth an die entgegenstehende Wand, die andere Kiste fand sich nicht. „Schafft Alles hinaus,“ rief der Professor, „das letzte Holz.“ Ein Haufen alter Spieße, zerschlagene Gläser und Thonkrüge wurden aus dem Winkel hervorgeholt,

abgefallene Tischbeine, gesplitterte Fourniere, in der Ecke noch ein großer Zinnkrug, der Raum war leer. Auf dem Boden lagen zernagte Holzstückchen, an denen der Todtenwurm sein Werk bereits gethan.

Der Professor trat wieder in die Thür. „Diese Kammer ist ausgeräumt," sagte er mit künstlicher Ruhe dem Kastellan. „Oeffnen Sie den Nebenraum."

„Ich glaube nicht, daß sich darin etwas findet," versetzte der ermüdete Mann. „Dort liegen wohl nur alte Bretter und Oefen, die früher im Schlosse gestanden haben."

„Hinein!" mahnte der Professor.

Der Kastellan öffnete zögernd die Thür, eine zweite Kammer, noch größer, noch weniger einladend, bot sich dem Blick, rußige Kacheln, Ziegeln und Schieferplatten lagen berghoch am Eingange, darüber hölzernes Rüstzeug, das wahrscheinlich bei der letzten Reparatur des Schlosses gebraucht war.

„Mir ist lieb, daß ich dies sehe," rief der Hofmarschall, „solche Belastung des Oberstocks ist ungehörig. Dies Zeug muß ganz aus dem Thurm geschafft werden." Der Professor war auf einen Berg von Schieferplatten gestiegen und suchte in der Finsterniß nach der andern Truhe, aber das Chaos war wieder zu groß.

„Ich lasse sogleich aufräumen," tröstete der Hofmarschall, „aber das mag längere Zeit dauern, wir kommen heut schwerlich zu Ende."

Der Professor sah bittend auf die Prinzessin. „Nehmen Sie mehr Leute," rief sie.

„Auch darüber vergeht die letzte Tageszeit," versetzte der Hofmarschall verständig. „Wir sehen, wie weit wir kommen. In jedem Fall soll der Herr Professor morgen bei guter Zeit den Zugang gebahnt finden."

„Unterdeß schütteln wir den ersten Staub von unsren Gewändern," sagte die Prinzessin, „und treten in meinem Bibliothekzimmer ab; es liegt grade unter uns, Sie können von dort die Arbeit der räumenden Leute überwachen. Die Truhe schaffen wir zu meinen Büchern. Ich nehme sie mit mir, und ich erwarte Sie." Zwei Männer trugen die gefundene Nummer 2 in die Bibliothek, widerwillig ging der Professor nach seiner Stube, sich umzukleiden.

Die Prinzessin schritt, den Gelehrten erwartend, über den Teppich, auf welchen die alte Truhe gestellt war. Nicht mit freiem Herzen sah sie dieser Zusammenkunft entgegen, sie barg in ihrer Seele einen Wunsch und einen Auftrag. Ihr Abschied vom Fürsten war diesmal freundlicher gewesen als seit Jahren; der Herr hatte sie vor dem Aufbruch in ein Seitenzimmer geführt und zu ihr über Werner gesprochen. „Du weißt, daß man dem ehrlichen Bergau nicht allzuviel überlassen darf, mir wäre lieb, wenn auch du etwas dazu thätest, den Gelehrten in unserer Nähe zu halten. Ich habe mich in dieser kurzen Zeit an ihn gewöhnt und würde

die anregenden Stunden ungern missen. Aber ich denke nicht an mich allein. Ich werde älter, deinem Bruder wäre grade ein solcher Mann für sein ganzes Leben von höchstem Werth, ein Mann in voller Kraft, der gegenüber unsrem zerstreuenden Treiben immer gesammelt und sicher in seinen Interessen steht. Das Verständniß dafür wünsche ich euch beiden erhalten und gesteigert, auch dir, Sidonie. Ich habe mit besonderer Genugthuung gesehen, wie warm die Empfindung ist, mit welcher du die Studien unserer gelehrten Männer begleitest. Deine Seele wird durch das Zwitschern der artigen Vögel, welche uns umgeben, nicht hinreichend unterhalten, grade dir mag einige Nachhülfe von kundiger Seite eine edlere Auffassung der Welt öffnen. Suche diesen Mann zu gewinnen, jede Art von lästiger Verpflichtung soll ihm erspart bleiben; was jetzt etwa seine Stellung unsicher macht, hebt sich von selbst, sobald er bei uns eingebürgert ist. Ich fordere nicht, daß du mit ihm sprichst, ich wünsche es nur; und ich möchte dir den Glauben beibringen, daß ich dabei auch an deine Zukunft denke."

Ohne Zweifel war das der Fall.

Die Prinzessin hatte die Worte des Vaters mit der stillen Kritik gehört, welche diese beiden Blutsverwandten gegenseitig auszuüben gewöhnt waren. Aber der Ton, den die feine Zunge des Fürsten in ihre Seele sandte, klang diesmal so voll in ihr wieder, daß sie ihre Bereitwilligkeit aussprach, mit Herrn Werner zu reden.

„Wenn du etwas dergleichen unternimmst," hatte der Fürst zuletzt gesagt, „so thue es nicht halb. Benütze den milden Einfluß, den du etwa auf ihn ausüben kannst; laß zu festem Wort und Versprechen werden, was der Gelehrte uns zu bewilligen geneigt ist."

Jetzt dachte die Prinzessin unruhig dieser Worte. Ach, sie hätte dem werthen Mann gern denselben Wunsch aus eignem Herzen an das seine gelegt, und sie empfand ein Mißbehagen darüber, daß ihr geheimer Gedanke auch Wille eines Andern war.

Der Professor trat in die Bibliothek der Prinzessin, er sah flüchtig auf die Gipsabgüsse und Bücher, welche frisch ausgepackt und ungeordnet umherstanden. „Schwer trägt sich die Erwartung," sagte er, „wenn sie so heftig aufgeregt ist. Man könnte lachen über den höhnischen Zufall, der uns einen Bruder entgegen getragen, an welchem nichts liegt, und den andern vorenthält, der unermeßlich wichtig wäre."

Die Prinzessin wies mit der Hand nach der Thür, draußen auf der Treppe klang der Tritt tragender Leute. „Nur noch kleine Geduld, ist's nicht mehr heut, dann morgen in der Frühe."

„Morgen," rief der Professor, „dazwischen liegt eine Nacht. Unterdeß pocht unablässig der Wurm, arbeiten die Kräfte der Zerstörung. Zahllos sind die Möglichkeiten, welche uns von einer Hoffnung scheiden, sicher ist nur der Erwerb, den wir in der Hand halten." Er betrachtete die Truhe. „Sie ist weit kleiner, als ich

wähnte, wie zufällig lag das Meßbuch darin, noch ist nicht einmal ganz sicher, woher sie stammt, und noch ist sehr zweifelhaft, was in der andern Kiste verborgen liegt.“

Die Prinzessin öffnete den Deckel. „Unterdeß halten wir uns an das Wenige, das wir gefunden.“ Sie hob den Pergamentband heraus und legte ihn in die Hand des Gelehrten. Einzelne Blätter glitten abwärts, der Professor griff darnach, sein Auge zog sich zusammen, er sprang an das Fenster. „Zwei Blätter, welche nicht hineingehören.“ Er las. „Ein Stück der Handschrift ist gefunden,“ rief er. Er hielt der Prinzessin die Blätter hin, seine Hand zitterte, und die Erschütterung arbeitete so heftig in seinem Antlitz, daß er sich abwandte. Er eilte an den Tisch und suchte in dem Meßbuch, Seite für Seite schlug er heftig um vom Anfang bis zum Ende. Die Prinzessin hielt die Blätter erwartungsvoll in der Hand, sie trat zu ihm; als er das Haupt erhob, sah er zwei große Augen in zärtlichem Mitgefühl auf sich geheftet. Wieder ergriff er die beiden Blätter. „Was ich hier halte,“ rief er, „ist zugleich werthvoll und trostlos, man möchte weinen, daß es nicht mehr ist, es ist ein Bruchstück aus dem sechsten Buch der Annalen des Tacitus, das wir bereits einmal in anderer Handschrift besitzen. Dies waren zwei Blätter einer Pergamentlage, zwischen denen mehre verloren sind. Die Schrift ist wohlerhalten, besser als ich gedacht hatte, sie ist den Zügen nach im zwölften Jahr-

hundert von einem Deutschen geschrieben." Er suchte im Licht der Abendsonne schnell nach dem Inhalt. Die Prinzessin blickte über seine Schulter neugierig auf die dicken Buchstaben der Mönchshand. „Es ist richtig," fuhr er ruhiger fort, „der Fund ist von hohem Interesse. Es wird lehrreich sein, diese Handschrift mit der einzigen vorhandenen zu vergleichen." Er sah wieder nach. „Ob es eine Abschrift ist," murmelte er, „vielleicht weisen beide auf gemeinsame Quelle. Also auch die Handschrift, welche wir suchen, muß zerrissen sein, diese Blätter sind herausgefallen und vielleicht während des Einpackens in ein falsches Buch geschoben. Noch ist Manches räthselhaft, aber die Thatsache scheint mir fest zu stehen, wir halten hier einen Ueberrest der Handschrift von Rossau, und dieser Fund darf eine Bürgschaft sein, daß auch das Uebrige nahe. Wie viel?" fuhr er finster auf, „und in welchem Zustande?" Wieder hörte er unruhig auf den Tritt der Männer, welche die Kammer räumten. Er stürmte aus dem Zimmer die Treppe hinan, aber er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück. „Das geht langsam," sagte er, „noch ist nichts zu sehen."

„Ich weiß gar nicht, ob ich wünschen darf, daß es schnell gehe," rief die Prinzessin munter, aber ihr Auge strafte den lachenden Mund Lügen. „Wissen Sie auch, daß ich uneigennützig bin, wenn ich Ihnen helfe, die Handschrift zu finden? Solange Sie suchen, gehören Sie uns. Haben Sie den Schatz gehoben, dann ziehen

Sie sich in Ihr unsichtbares Reich zurück, und uns bleibt das Nachsehen. Ich habe Lust, die übrigen Kammern des Hauses vor Ihnen zu verschließen und nur Jahr um Jahr eine zu öffnen, bis Sie sich ganz zu uns gewöhnt haben."

„Das wäre grausam nicht nur gegen mich," versetzte der Professor.

Die Prinzessin trat ihm gegenüber. „Ich spreche nicht eitle Worte," sprach sie schnell in verändertem Tone. „Der Fürst wünscht, daß Sie sich bei uns ansiedeln. Bergau hat Auftrag, über Aeußerlichkeiten, welche Ihren Entschluß nicht bestimmen werden, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn ich dieselbe Bitte ausspreche, so folge ich meinem eignen Herzen."

„Sehr unerwartet tritt diese Forderung an mich," antwortete der Gelehrte erstaunt. „Mein Brauch ist, dergleichen still und in verschiedenen Stimmungen zu erwägen, ich bitte Ew. Hoheit, in dieser Stunde keine Antwort zu fordern."

„Ich kann sie Ihnen nicht ersparen," rief die Prinzessin. „Denn ich möchte in meiner Weise selbst um Sie werben. Sie sollen Amt und Thätigkeit sich hier so frei wählen, als unsere Verhältnisse gestatten, man will Sie in aller Weise auszeichnen und jeden Wunsch, dessen Befriedigung in der Macht des Fürsten steht, erfüllen."

„Ich bin Universitätslehrer," versetzte der Professor, „ich bin es mit Freude, nicht ohne Erfolg. Mein ganzes

Wesen, der Gang meiner Bildung weisen mich auf diesen Beruf. Die Rechte und Pflichten, welche mein Leben umschließen, halten mich mit festen Banden. Ich habe Schüler, ich stehe mitten in dem Werk, das ich in ihre Seele schreibe."

„Sie werden nirgend Schüler finden, die Ihnen treuer ergeben sind und wärmer an Ihnen hängen, als meinen Bruder und mich."

„Ich bin kein Lehrer, der auf die Dauer einen Fürsten zu fördern vermag, ich bin gewöhnt an die strenge Methode meiner Wissenschaft und die stille Arbeit unter meinen Büchern."

„Der letzte Theil Ihrer Thätigkeit wenigstens geht hier der Welt nicht verloren. Grade hier sollen Sie Muße finden, vielleicht mehr, als unter Ihren Studenten."

„Das neue Leben würde mir neue Pflichten bringen," versetzte der Professor, „und als Mann müßte ich sie mir fordern. Es würde mir auch Zerstreuung bieten, an welche ich nicht gewöhnt bin. Sie laden sich einen Mann, den Sie für fest halten, wohl, er steht fest in seinem Kreise, es besteht keine Bürgschaft dafür, daß er Ihnen in anderm Leben ebenso erscheinen werde. Vertrauen Sie nicht, daß ich Ruhe und Sammlung, wie sie der Arbeiter bedarf, mir in veränderter Stellung bewahrte, und mein Mißbehagen über innere Störungen würde auch meiner Umgebung fühlbar sein. Schmeichelnd tönt der neue Ruf mir in das Ohr. Aber selbst wenn

ich hier für mein Haus und meine Privatverhältnisse Alles hoffen dürfte, was dem Leben Behagen giebt, ich müßte doch da verharren, wo ich meiner Persönlichkeit nach am besten nütze. Ich habe heut die Ueberzeugung nicht, daß mir dies hier gelingen würde."

Die Prinzessin sah betrübt vor sich hin. Immer noch klangen von draußen die Tritte der Männer, welche die Handschrift von aufgehäuftem Schutt befreiten.

„Und doch," fuhr der Professor fort, „wenn uns das Glück wird, die Handschrift zu finden, so werden viele Tage, vielleicht viele Jahre meines Lebens durch eine neue Aufgabe in Anspruch genommen, welche so groß ist, daß ich dann meine Amtsthätigkeit als eine Last empfinden dürfte. Dann hätte ich das Recht zu fragen, in welcher Umgebung ich für dieses Werk am besten gefördert werde. Für diesen Fall würde mir auch das Recht zu Theil, die Academie für längere Zeit zu verlassen. Finde ich nicht, so wird mir doch sehr schwer werden, von hier zu scheiden, meine Seele wird noch lange ruhelos um diese Stätte schweben."

„So lasse ich Sie nicht frei," rief die Prinzessin, „ich höre nur die Worte Pflicht und Pergament. Gilt Ihnen denn gar nichts die Neigung, welche wir Ihnen entgegentragen? Vergessen Sie in diesem Augenblick, daß ich eine Frau bin, und betrachten Sie mich als einen warmherzigen Knaben, der hingebend zu Ihnen aufsieht, und der nicht ganz unwerth ist, daß Sie an seiner Seele Antheil nehmen."

Der Professor sah auf den Schüler, der vor ihm stand und kein Weib sein wollte. Die Fürstin hatte nie verführerischer ausgesehen, er blickte auf die gerötheten Wangen, auf die Augen, welche so herzlich an seinem Antlitz hingen, und auf die rothen Lippen, die vor innerer Bewegung zuckten. „Meine Schüler sehen sonst anders aus," sagte er leise, „und sie sind gewöhnt, strengere Kritik auch an ihrem Lehrer zu üben."

„Ertragen Sie einmal," rief die Prinzessin, „daß Sie in einem empfänglichen Gemüth reine Bewunderung finden. Ich habe Ihnen früher gesagt, wie werthvoll mir ist, Sie zu kennen, ich bin keine Kaiserin, welche ein Reich regiert, und ich will Ihre Kraft nicht verwenden für meine Geschäfte. Aber ich würde für ein hohes Glück halten, Ihrem Geiste nahe zu sein, die edlen Worte aus Ihrem Munde zu hören. Ich fühle die Sehnsucht, das Leben mit den klaren Augen eines Mannes anzusehen. Sie haben mir leicht, wie spielend, Räthsel gelöst, die mich quälten, und Fragen beantwortet, mit denen ich seit Jahren rang. Herr Werner, Sie haben sich mir gütig zugeneigt; wenn Sie von hier gehen, werde ich da, wo ich jetzt am liebsten weile, mich vereinsamt finden. Wäre ich ein Mann, ich zöge Ihrer Lehre nach, ich bin hier gefesselt, und ich winke Sie zu mir."

Hingerissen lauschte der Gelehrte auf die weiche Stimme, welche so innig zu überreden wußte.

„Ich bitte nicht für mich allein," fuhr die Prinzessin

näher tretend fort, „auch mein Bruder bedarf eines Freundes. Ihm wird einst die Aufgabe, für Viele zu sorgen. Was Sie an seinem Geiste thun, das gereicht Andern zum Heil. Wenn ich aus der Gegenwart mich träume in die Zukunft unseres Hauses, dieses Landes, so fühle ich stolz, daß wir Geschwister eine Ahnung von dem haben, was unsere Zeit von ihren Fürsten fordert, und ich fühle den Ehrgeiz, daß wir beide uns vor Andern würdig dieses hohen Berufes erweisen. Ich hoffe in meiner Heimath ein neues Leben entfaltet, den Bruder und mich umgeben von den besten Geistern unseres Volkes; was ein guter Fürst zu spenden vermag, reiche Einfassung eines wohlbefestigten Lebens, das sehe ich tüchtiger Geisteskraft zugetheilt. So leben wir verständig und ernsthaft, wie unsere Zeit verlangt, mit einander, es soll kein lustiger Hof werden in altem Stil, aber es soll ein herzlicher Verkehr sein zwischen dem Fürsten und dem Geist der Nation. Das wird uns freier und besser machen, es mag auch dem Ganzen zu gut kommen, es kann noch späteren Zeiten eine frohe Erinnerung sein. Wenn ich mir solche Zukunft denke, dann, Herr Werner, sehe ich Sie als lieben Gefährten unseres Lebens, und der Gedanke macht mich stolz und glücklich."

Die Sonne sank, ihr letzter Strahl fiel glühend auf die Fürstin und das Haupt des Mannes. Süß tönte das Lied der Nachtigall im Fliederbusch, der Gelehrte stand schweigend der schönen Frau gegenüber,

welche ihm das Leben so rosig malte; ihm pochte das Herz, und seine Kraft ward klein. Wieder sah er nahe vor sich zwei strahlende Augen, und noch einmal tönten die bittenden Worte: „Bleiben Sie bei uns" ihm mit hinreißendem Zauber in das Ohr.

Da rauschte es leise an der Prinzessin nieder, die Blätter der Handschrift, welche sie berührt hatte, fielen auf den Boden. Der Professor bückte sich darnach und schnellte in die Höhe. „Ew. Hoheit sehen mit fröhlichem Blick in die Zukunft," begann er weich, „mein Auge ist gewöhnt, die einzelnen Zeilen in der Schrift vergangener Zeit zu lesen. Hier liegt meine nächste Aufgabe, um diese Blätter flattern meine Träume. Ich bin nur ein Mann der Schreibstube, und ich werde weniger, wenn ich mehr zu sein fordere. Ich weiß, daß ich Vieles entbehre: in dieser Stunde, wo das leichtbeschwingte Leben so schön vor mir glänzt, fühle ich dies tiefer als je. Aber mein bestes Glück muß sein, daß ich aus stillen Wänden in andere Seele senke, was dort zur Blüthe und Frucht wird. Und meine größte Belohnung muß sein, daß ein Anderer in guten Stunden, wo er sich der eigenen Tüchtigkeit bewußt wird, mit flüchtiger Erinnerung auch des entfernten Lehrers denkt, seines Lehrers, der nur einer war unter Tausenden, die ihn gebildet haben, nur ein einzelner Säemann auf den unabsehbaren Feldern unserer Wissenschaft."

So sprach der Gelehrte. Aber als er mit mühsam erkämpfter Haltung sagte, was wahrhaft und ehrlich

war, da dachte er nicht allein an die Wahrheit, und nicht allein an den Schatz, den er suchte, sondern an den größern, den er verlassen, um mit der schönen Fee des Thurmschlosses auf die Jagd zu ziehen. Er hörte die flehenden Worte: „Geh nicht, Felix!“ und sie waren ihm eine Mahnung zu guter Stunde. „Wenn ich zu ihr kehre, wird sie wohl mit mir zufrieden sein,“ sann der Arglose. Es wurde ihm erspart, sie darum zu fragen.

Unten rollte schnell ein Wagen heran, der meldende Diener nahte dem Zimmer. „So starr Ihr Wille, so fest Ihr Sinn,“ rief die Prinzessin leidenschaftlich. „Aber auch ich bin eine hartnäckige Mahnerin; ich setze meine Werbung fort, Herr Werner. Krieg zwischen uns beiden. Auf Wiedersehen zum Abend.“ Sie eilte die Stufen hinab. Das Abendlicht schwand hinter einer finstern Wolkenwand, der Wasserdampf schwebte in langen Streifen über die Wiesen und hing sich an die Wipfel der Bäume, und um die Mauern des Thurmes flogen krächzend die Dohlen. Oben knarrte die Thür der Kammer, der Kastellan rasselte mit den Schlüsseln, während der Gelehrte liebevoll auf die Blätter sah, welche er in der Hand hielt.

10.

Ilse's Flucht.

Ilse war am Morgen dieses Tages von dem Abschiedsgruß des Gatten erwacht, sie saß an ihrem Lager und horchte auf die rollenden Räder. „Das war eine bangsame Nacht," sagte sie, „nach den Thränen und der Angst kamen die Träume. Ich hing über einem Abgrund, tief unten im Nebel rauschte ein Wassersturz, Felix hielt mich von oben an einem Tuch, seine Kraft ließ nach, ich fühlte das an dem Tuche, aber ich hatte im Traume keine Sorge, es war mir lieb, daß Felix mich losließ und nicht mit mir hinabsank. Schwebe in Frieden abwärts, mein Traum, zu deiner Pforte von Elfenbein, du warst ein guter Traum, denn sonst habt ihr einen Hang zum Schlechten, und manchmal muß man sich euer schämen.

„Er fährt dahin und ich bin allein. Nein, mein Felix, du weilst bei mir, auch wenn ich deine Stimme nicht höre. Ich war gestern heftig gegen dich, das thut mir sehr leid. Ich trage dich doch in mir herum, ganz nach deiner Lehre vom Geist des Menschen, der in den Andern übergeht. Das Stück Felix, welches ich in mir

bewahre, wollen wir heut in Ehren halten und still ausdauern in dem häßlichen Hause."

Sie öffnete die Vorhänge. „Es wird wieder ein trüber Tag, die Finken sitzen schon am Fenster und schreien nach der säumigen Frau, die heut das Frühstück ihrer Kleinen verschlief. Draußen blüht es, und die großen Blätter des Rhabarbers blähen sich vor Behagen in der feuchten Luft. Dem Vater aber muß des Regens zu viel werden, die Saat leidet. Nicht Jedem kann es der liebe Gott zugleich recht machen, begehrlich sind wir Alle.

„In der Heimath schwatzen sie über mich. Die Nachbarin sagte nicht das Aergste, was sie wußte. Dergleichen bin ich nicht gewohnt. Als ich das Weib meines Felix wurde, da meinte ich enthoben zu sein über jede Niedrigkeit der Erde, jetzt aber fühle ich die Stiche in meiner Seele."

Sie hielt die Hand über die Augen. „Keine Thräne heut?" rief sie aufspringend. „Wenn die Gedanken mir wild umherziehen, ich will mir selbst beweisen, daß auch ich etwas von einem Gelehrten habe, ich will ruhig auf mein eignes Herz sehen, und sein Pochen stillen durch kluges Nachdenken. Als er zuerst zu uns kam und der schöne Inhalt seiner Rede mich aufregte, da verfolgte mich sein Bild in meine Kammer; ich nahm ein Buch, aber ich wußte nicht, was ich las, ich ergriff eine Rechnung, aber ich konnte nicht mehr zusammenzählen, ich merkte, daß es wild in mir werden wollte. Und es war

doch ein Unrecht, so an einen Mann zu denken, der mir derzeit noch ein Fremder war. Da ging ich mit meiner Angst in die Kinderstube, räumte allen Geschwistern ihre Sachen auf und sah nach, ob die Knaben etwas zerrissen hatten. Ich war damals ein sehr hausbackenes Ding. Ach, ich bin's immer geblieben; ich hoffe, heut soll es mir helfen. Ich suche den leichten Kram zusammen. Denn mir ist doch, als wäre mir die Reise nahe, dafür ist gut, wenn Alles gerüstet ist." Sie öffnete Schrank und Kommode, zog ihren Koffer hervor und packte ein.

„Wohin?" frug sie leise, „in die Weite? Wie lange ist's her, da hatte ich große Flügel wie eine Schwalbe und flog mit meinen Gedanken froh in die Fremde, und jetzt sind dem armen Schwälbchen die Flügel gelähmt, ich sitze allein auf meinem Zweig, ich möchte mich tief verstecken in die Blätter und ich fürchte mich vor dem Flattern und Schwatzen der Nachbarn." Sie stützte das Haupt müde in die Hand. „Wo soll ich hin?" seufzte sie, „zum Vater soll ich nicht, wie soll ich jetzt Berge und alte Säulen mit Freude schauen? wie kann man ein Herz haben für die Bilder der Natur und für das Treiben vergangener Völker, wenn das eigene Leben nicht in Ordnung ist?

„Man soll sich immer betrachten als das Kind des ganzen Menschengeschlechts, sagt mein Felix, und das Haupt frei halten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Gestorbener und Lebender mit uns verbunden

sind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab, von denen, die waren und um mich sind, was mir durch die Seele stürmt und was stets auf's Neue quälend in mir aufsteigt? wer löst mich von der Unzufriedenheit mit mir selbst und von einer heißen Angst um das Kommende? Ach, es ist eine Lehre für die großen Stunden des Menschen, wo er ruhig um sich schaut, aber die Lehre ist zu hoch für den armen Gequälten."

Sie nahm die kleine Bibel von dem Schrank, welche ihr der gute Pfarrer auf dem Stein beim Abschied geschenkt hatte, und zog sie aus ihrer Kapsel. „Ich habe lange versäumt, in dir zu lesen, liebes Buch, denn wenn ich deine Blätter aufschlage, so fühle ich mich wie ein doppeltes Wesen, die alte Ilse wird lebendig, die einst deinen Worten ohne Grübeln vertraute, und dazwischen sehe ich wieder mit den Augen meines Mannes prüfend auf manche Blätter, und ich frage, ob auch noch jeder Ausspruch, den ich hier finde, mein Gedanke sein darf. Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unsicherheit nicht schützt. Auch wenn ich die Hände zusammenlege und bitte, wie ich als Kind gelernt, so weiß ich, daß ich um nichts bitten darf, als um die Kraft, selbst zu überwinden, was mir den Muth beschwert."

Der Gärtner trat in das Zimmer, heut wie jeden Morgen, und bot einen Korb Blumen, welchen der Herr des Schlosses ihr sandte. Ilse fuhr auf und wies nach

dem Tisch. „Setzen Sie hin," sagte sie kalt, ohne den Korb zu berühren. Sonst hatte sie dem Mann oft ihre Freude gezeigt an dem schönen Blüthenschmuck, den er gezogen, und der Gärtner, dem immer weh that, daß die vornehmen Herrschaften über das Seltenste wegsahen, hatte sich an den warmen Antheil der fremden Frau so gewöhnt, daß er jeden Morgen selbst die Blumen brachte und ihr die neuen Lieblinge des Glashauses nannte. Das Beste, was er hatte, schnitt er für sie ab. „Die Andern merken es doch nicht," sagte er, „und sie behält auch die lateinischen Namen."

Heut setzte er gekränkt den Blumenkorb hin. „Es sind neue Pantoffelblumen dabei," begann er vorwurfsvoll, „es ist mein Sortiment, Sie sehen diese Arten nicht wieder." Ilse fühlte das Leid des Gärtners, sie trat mit Ueberwindung an den Tisch und sagte: „Wohl sind sie sehr schön. Aber die Blumen, lieber Herr, verlangen auch ein leichtes Herz, und das fehlt mir jetzt. Ich verdiene heut Ihre Freundlichkeit schlecht, seien Sie mir darum nicht böse."

„Wenn Sie nur auf die graugefleckten achten wollen," rief der Gärtner in Künstlerbegeisterung, „diese sind mein Stolz und sonst nirgend in der Welt zu haben."

Ilse rühmte die grauen. „Manches Jahr habe ich mich gemüht," fuhr der Gärtner fort, „ich habe Alles gethan, um guten Samen zu erhalten, immer kam Gewöhnliches. Als ich fast den Muth verloren hatte,

blühten in einem Jahre alle die neuen Arten. Nicht meine Kunst that es," fügte er ehrlich hinzu, „es ist ein Geheimniß der Natur, sie hat mir das Glück gegeben und meine Sorge abgethan ganz auf einmal."

„Sie hatten sich doch darum bemüht und wacker das Ihre gethan," antwortete Ilse, „handelt man so, dann mag man auch dem guten Geiste des Lebens vertrauen."

Der Gärtner ging beruhigt von dannen, Ilse sah auf die Blumen. „Auch er, der euch zu mir sandte, ist mir zur Angst geworden. Und doch war er der Einzige hier, der mir gleichmäßige Freundlichkeit und eine gute Haltung gezeigt hat. Felix hat recht, es ist für uns kein Grund, seinetwegen unruhig zu sein. Wer weiß, ob er große Schuld hat an den häßlichen Reden, die um dieses Haus fliegen. Ich darf ihm nicht Unrecht thun. Aber wenn ich seine Blumen betrachte, ist mir jetzt, als läge eine Natter darin, denn ich weiß nicht, ist seine Seele lauter oder unrein, ich verstehe seine Art nicht, und das macht unsicher und argwöhnisch." Sie stieß den Korb weg und wandte sich ab.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung übergeben war, kam betrübt in das Zimmer und bat, ihr bis morgen Urlaub zu geben, weil ihre Mutter auf einem Dorf in der Nähe schwer erkrankt sei. Ilse erkundigte sich gütig nach der Krankheit, gab ihr mit Wünschen und gutem Rath die erbetene Freiheit. Das Mädchen schlich verstört aus der Thür, Ilse sah ihr

traurig nach. Auch ihr ist das Herz schwer. Es trifft sich gut, daß Felix nicht zu Hause ist, da kann ich mir allein helfen. Es wird ein stiller Tag werden, nach dem Sturm von gestern ist mir das recht."

Wieder klopfte es, der Kastellan vom Schlosse brachte die Briefe, welche ihm der Postbote auch für den Pavillon abgab. Es waren heut auch Briefe der Geschwister, welche den regelmäßigen Verkehr zwischen dem Stein und seiner entfernten Tochter unterhielten. Ueber das ernste Gesicht von Frau Ilse flog ein Strahl der Freude.

„Das ist ein guter Morgengruß," sagte sie, „ich will heut meiner Bande ausführlich antworten, wer weiß, ob in den nächsten Wochen Zeit dafür ist." Sie eilte an den Schreibtisch, las, lachte und schrieb, die Angst war von ihr genommen, sie plauderte als frohes Kind in den Redensarten und Gedanken der Kinderstube. Darüber verrannen die Stunden, Gabriel trug das Mittagsmahl auf und ab. Als er sie am Nachmittag wieder über die Briefe geneigt fand, blieb er hinter ihr stehen und kämpfte mit sich, ob er sie anreden sollte, aber da Ilse so tief in ihre Arbeit versenkt war, nickte er vor sich hin und schloß die Thür.

Zuletzt schrieb Ilse an den Vater. Wieder wurde ihr das Haupt schwer, und aus der Tiefe stieg die Angst und legte sich brennend um ihre Brust. Sie sprang vom Schreibtisch auf und ging heftig durch das Zimmer. Da, als sie dem Fenster nahe kam, sah sie, daß der

Herr des Schlosses langsam auf dem Kieswege dem Pavillon zuschritt.

Ilse trat schnell zurück. Nicht ungewohnt waren ihr die kurzen Besuche des Fürsten, heut aber blickte sie scheu auf die Wände, das Blut schoß ihr zu dem Herzen, sie preßte die Hände auf die Brust und rang nach Fassung.

Die Thür flog auf. „Ich komme zu hören," begann der Fürst, „wie Sie die Einsamkeit dieser Stunden ertragen. Auch mein Haus ist geräumt, die Kinder sind von mir gezogen, es ist leer unter dem Schiefer des großen Baues."

„Ich habe die Muße benützt mit entfernten Freunden zu verkehren," antwortete Ilse. Sie wollte heut die Namen der Kinder vor dem Fürsten nicht nennen.

„Gehört zu diesen Freunden auch das kleine Volk, welches in der Ferne auf dem Steine umherspringt?" frug der Fürst lächelnd, „haben die Kinder vom Gute wieder ihre Wünsche an's Herz gelegt?" Er ergriff einen Stuhl und lud Ilse zum Sitzen ein.

Seine Haltung gab auch ihr größere Ruhe, er sah in diesem Augenblick aus wie ein kluger und wohlwollender Mann.

„Ja, Hoheit," versetzte Ilse. „Diesmal aber war meine jüngere Schwester Luise die eifrigste Briefstellerin."

„Verspricht sie Ihnen ähnlich zu werden?" frug der Fürst freundlich.

„Sie ist jetzt zwölf Jahr,“ versetzte Ilse gehalten, „sie hat Gefühle über Alles, und ihre Phantasie fliegt um jeden Strohhalm. Es sieht fast aus, als ob sie die Dichterin der Kinderstube sein wollte. Ich weiß nicht, wie dieser phantastische Sinn in unsere Wirthschaft gekommen ist. Sie erzählt mir in ihrem Brief eine ganze lange Geschichte, die ihr selbst begegnet sei, und die doch nichts ist als ein kleines Mährchen, das sie irgendwo gelesen hat. Denn seit ich in der Stadt bin, sind mehr Mährchenbücher auf den Stein gekommen, als in meiner Jugend.“

„Wahrscheinlich ist es nur kindliche Eitelkeit,“ sagte der Fürst freundlich, „welche sie antreibt eine Erfindung für Wahrheit auszugeben.“

„So ist es auch,“ antwortete Ilse lebhafter. „Sie will sich im Walde verirrt haben, und als sie einsam unter den Pilzen saß, kamen die kleinen Thiere unseres Hofes, die sie sonst füttert, die weiße Maus im Käfig, das Kätzchen und der Schäferhund, setzten sich um sie und liefen vor ihr her, bis sie sich aus dem Walde fand. Die Katze neben der Maus, Hoheit, das war dumm! Diese Geschichte erzählt sie dreist als Wirklichkeit und fordert mich noch auf sie rührend zu finden. Das wurde doch zu arg, ich habe ihr aber auch meine Meinung gesagt.“

Der Fürst lachte, er lachte von Herzen. Es war ein seltener Klang, der an den Wänden des dunklen Zimmers dahinzog, und verwundert schaute der Liebes-

gott oben auf den lustigen Mann herab. „Darf ich fragen, welche Kritik dem poetischen Gemüth zuertheilt wurde?“ frug der Fürst. „In dem Mährchen ist doch eine poetische Idee, daß Freundlichkeit, welche man Andern erwiesen, zur rechten Stunde wieder vergolten wird. Das ist leider nur Dichtereinfall, die Wirklichkeit kennt solche Dankbarkeit selten.“

„Man soll auch im Leben nicht auf fremde Hülfe bauen,“ versetzte Ilse fest. „Und man soll Freundlichkeit Andern nicht erweisen, damit sie vergolten wird. Es ist ja besondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo wieder herzlich zu uns zurückklingt, aber man soll nicht darauf vertrauen; ein verirrtes Kind soll tapfer seine fünf Sinne zusammennehmen, damit es den Weg zur Heimath selbst findet. Vor Allem aber soll man nicht poetische Einfälle für ein erlebtes Ereigniß ausgeben. Darüber gab's wieder Schelte, denn, Ew. Hoheit, Mädchen in diesen Jahren muß man immer zu richtiger Besinnung zwingen, sie verlieren sich leicht in Träumerei.“

Der Fürst lachte wieder. Wo weilen die klugen Thiere, Frau Ilse, welche dir freundlichen Rath geben in deiner Noth?

„Sie waren zu streng,“ fuhr der Fürst fort. „Auch uns Erwachsenen täuscht die Hexe Phantasie ewig das Urtheil; man ängstigt sich ohne Grund und man hofft und vertraut ohne Berechtigung. Wer immer vermöchte, das unbefangene Urtheil über die eigene Lage zu be-

wahren, der wäre so frei, daß er das Leben schwerlich noch ertrüge."

„Die Phantasie verwirrt uns," antwortete Ilse umherblickend, „aber sie warnt uns auch."

„Was ist alle Wärme der Empfindung, jede Hingabe an andere Menschen?" fuhr der Fürst traurig fort, „nichts als ein feiner Selbstbetrug. Wenn ich jetzt mir mit der frohen Empfindung schmeichle, daß es mir gelang, einen Antheil auch an Ihrem Herzen für mich zu gewinnen, zuletzt ist auch das nur eine Täuschung; aber es ist ein Traum, den ich mir sorgfältig erhalte, denn er thut mir wohl. Mit einem Genuß, den ich lange entbehrt, höre ich auf die ehrlichen Worte Ihrer Stimme, und mich peinigt der Gedanke, daß ich dies anmuthige Behagen je wieder missen soll. Es hat für mich höheren Werth, als Sie wohl meinen."

„Ew. Hoheit sprechen zu mir, wie zu einem recht guten Freunde," versetzte Ilse sich hoch aufrichtend, „und wenn ich den Ausdruck, womit Sie mir dies Gütige sagen, zu Herzen nehme, so muß ich glauben, daß Ihnen ganz so zu Muthe ist, wie Sie reden. Mir aber stört jetzt dieselbe Phantasie, welche Sie tadeln und loben, auch das Vertrauen, welches ich gern zu Ew. Hoheit haben möchte. Und ich will darüber nicht schweigen, denn mir thut weh, nach solchem lieben Wort etwas gegen Sie auf dem Herzen zu behalten." Sie stand schnell auf. „Mir stört meinen Frieden, daß ich in einem Hause wohne, welches der Fuß anderer Frauen meidet."

Der Fürst blickte überrascht auf die Frau, welche mit fester Haltung die innere Unruhe beherrschte. „Die Zigeunerin," murmelte er.

„Ew. Hoheit wissen so gut, welche Dienste die Phantasie thut," fuhr Ilse schmerzlich fort. „Mich hat sie gequält, und mir wird schwer in diesem Raum an die Achtung zu glauben, deren Ew. Hoheit mich versichern."

„Was hat man Ihnen zugetragen?" frug der Fürst mit scharfem Ton.

„Was Ew. Hoheit aus meinem Munde zu hören nicht verlangen dürfen," versetzte Ilse stolz. „Es ist möglich, daß ein Herr vom Hofe über dergleichen gleichgültiger denkt. Das sage ich mir selbst. Mir aber hat Unglück gebracht, daß ich hier bin. Es ist ein Fleck auf einem saubern Gewande, mein Auge haftet starr darauf, ich wasche ihn weg mit meiner Hand, und doch liegt er immer wieder vor mir, denn es ist ein Schatten, der von außen darüber fällt."

Der Fürst sah finster vor sich hin. „Ich benütze die Ausreden nicht, welche Sie selbst dem Herrn eines Hofes in den Mund legen, denn ich fühle in diesem Augenblicke tief und leidenschaftlich wie Sie, daß man Ihnen ein Unrecht gethan. Ich habe nur eine Entschuldigung," fuhr er in gehobener Empfindung fort, „Sie kamen her, mir fremd, und wenig ahnte ich, welchen Schatz man in meiner Nähe barg. Seitdem haben Sie bei kurzem Gruß und Kommen für mich eine Be-

deutung gewonnen, der ich mich widerstandslos hingebe. Selten erlaubt mir das Schicksal unverhüllt zu sagen, was ich empfinde. Ich scheue mich, die hochtrabenden Worte eines Jünglings zu gebrauchen, denn ich will Sie nicht beunruhigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen Sie weniger stark fühle, weil ich meine Bewegung zu verbergen weiß."

Ilse stand in der Mitte des Zimmers, ein flammendes Roth fuhr ihr über die Wangen. „Ich bitte Ew. Hoheit kein Wort weiter zu sprechen, denn mir ziemt nicht das zu hören."

Der Fürst lächelte bitter. „Schon habe ich Sie verletzt, und Sie machen mir schnell deutlich, daß eine Täuschung war, wenn ich auf Ihre Neigung hoffte. Und doch bin ich Ihnen gegenüber so arm, daß ich Sie bitte, Ihr Mitgefühl einer Leidenschaft nicht zu versagen, die so heiß in mir glüht, daß sie mir in dieser Stunde die Herrschaft über mich selbst genommen hat."

Ilse flüsterte vor sich hin: „Hinweg von hier!"

„Entsagen Sie diesem Gedanken," rief der Fürst außer sich. „Ich kann Ihren Anblick, den Klang Ihrer Stimme nicht entbehren. Wie spärlich er mich erfreut, er ist das Glück meiner Tage, in einem Leben ohne Freude und Liebe das einzige große Gefühl. Daß ich Sie mir nahe weiß, hält mich aufrecht im Kampfe gegen Gedanken, die mich in düsteren Stunden betäuben. Wie der andächtige Wanderer auf das Glöcklein des Eremiten lauscht, so horche ich auf den leisen Ton, der aus Ihrem Le-

ben in das meine klingt. Lassen Sie sich die Hingabe des einsamen Mannes gefallen," fuhr er ruhiger fort. „Ich gelobe, Ihr Zartgefühl nicht mehr zu kränken, ich gelobe, mich mit dem Anrecht an Ihr Leben zu begnügen, das Sie mir in freier Wahl geben."

„Mich aber reut jedes Wort, das ich zu Ew. Hoheit gesprochen, und mich reut jede Stunde, in der ich ehrfürchtig Ihrer gedacht," rief Ilse in auflodernden Zorn. „Ich war ein armes gläubiges Kind," fuhr sie außer sich fort, „und ich habe für meinen Fürsten die Hände gefaltet, ehe mein Auge ihn gesehen, jetzt, da ich ihn kenne, graut mir vor ihm, und ich raffe mein Kleid zusammen und spreche: Hebe dich weg von mir."

Der Fürst fiel in einen Stuhl. „Es ist ein alter Fluch, der aus diesen Wänden in mein Ohr braust, es ist nicht Ihre Seele, die mich von sich stößt, Von Ihren Lippen soll nur das Wort der Liebe und des Erbarmens kommen. Nicht der Versucher bin ich, selbst ein Wanderer in der Wüste, nichts um mich, als öder Sand und starrer Fels. Und ich höre verschmachtend ein Kinderlachen, ich sehe die blondgelockte Schaar bei mir vorüberziehen, ich sehe zwei Augen mit warmem Gruß auf mich geheftet, und eine Hand, die dem Müden mit der gefüllten Schaale zuwinkt, und wie ein Nebelbild ist Alles verschwunden, ich bleibe allein und ich verderbe." Er schlug die Hände vor die Augen. Ilse erwiederte kein Wort, sie stand abgewandt und blickte durch das Fenster nach den Wolken, welche flüchtig am Himmel zogen.

Es war still im Zimmer. Keines regte sich und Keines sprach. Langsam erhob sich der Fürst, er trat vor Ilse, wie verglast waren seine Augen, und seine Bewegungen mühsam und gezwungen. „Hat Sie verletzt, was ich in überströmendem Eifer sprach, so vergessen Sie es. Ich habe Ihnen gezeigt, daß auch ich noch nicht frei von der Schwäche lebe, vergeblich auf einen verwandten Herzschlag zu hoffen. Denken Sie nur daran, daß ich ein Irrender bin, der bei Ihnen Trost gesucht hat, es war eine demüthige Frage, können Sie keine Antwort geben, so zürnen Sie doch dem armen Bittenden nicht.“ Ein langer Blick fiel auf sie, heiße Leidenschaft, tödtlich verletzter Stolz und etwas anderes, das der Frau Entsetzen erregte, lag in seinem Auge, fest und starr sah auch sie ihm in das Antlitz, er hob warnend den Finger und schritt zur Thür hinaus.

Sie lauschte auf die Tritte des Schreitenden, sie merkte jede Treppenstufe, die er hinabstieg, als sich die Hausthür hinter ihm schloß, riß sie an der Klingel.

Gabriel, der im Vorzimmer gestanden, trat schnell herein. „Ich will fort von hier,“ rief Ilse.

„Wohin, Frau Professorin?“ frug der erschrockene Diener.

Wohin? brauste es in Ilse's Ohr.

„Zu meinem Mann,“ rief sie, aber als sie die eigenen Worte hörte, fuhr sie zusammen, auch er war in einem Hause des Fürsten, er war bei der Tochter

des argen Mannes, er selbst nicht sicher dort, sein Weib nicht sicher bei ihm. Wohin? wirbelte ihr im Hirn. Beim Vater auf dem Stein war der Sohn des argen Mannes; sie dürfe nicht hinkommen, hatte die Nachbarin gesagt. Sie senkte betäubt das Haupt, das Gefühl der Hülflosigkeit legte sich centnerschwer auf sie. Aber sie erhob sich wieder und trat nahe zu Gabriel. „Ich will dies Haus verlassen," sagte sie, „ich will diese Stadt verlassen, noch heut, auf der Stelle." Der Diener rang die Hände. „Ich wußte, daß es so kommen würde," rief er.

„Sie wußten es?" frug Ilse finster, „und ich nicht und mein Gatte nicht? Lag denn auf der Straße für Jedermann sichtbar, was ihm und mir Geheimniß war?"

„Ich merkte, daß es hier sehr unheimlich ist," antwortete Gabriel, „und daß Niemand dem vornehmen Herrn traut, welcher dort hinausging. Wie durfte ich Ihnen sagen, was nur mein einfältiger Gedanke war?"

„Es ist nicht gut, wenn man sich zu wenig um die Reden der Leute kümmert," versetzte Ilse. „Ich will an einen Ort, wo ich eine Frau finde, Gabriel. Schaffen Sie mir sogleich einen Wagen und begleiten Sie mich zur Frau Oberamtmann. Wir lassen Alles hier, Sie kehren in dies Haus zurück, damit Sie zur Stelle sind, wenn mein Mann eintrifft."

„Woher soll ich den Wagen nehmen?" frug Gabriel zögernd.

„Aus der Stadt, und nicht aus dem Marstall.“

Gabriel stand und überlegte, endlich sagte er kurz: „Ich gehe, Frau Professorin, haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zusieht, wenn Sie sich zur Reise bereiten.“

„Niemand darf es wissen,“ rief Ilse heftig. Gabriel eilte hinaus, Ilse verriegelte die Thür und flog in das Nebenzimmer. Dort suchte sie das Unentbehrliche für die Reise zusammen, Hut und Hülle. Sie schloß alle Behälter und packte die Schlüssel in ein Bund. „Wenn Felix kommt, soll er nicht sagen, daß ich kopflos entlaufen sei.“ Sie ging auch an seinen Arbeitstisch und versiegelte die Briefe in einem Packet. „Damit kein neugieriges Auge auf euch blickt,“ sagte sie. Als sie die Briefe der Kinder und ihre eigenen Antworten zusammenschloß, überfiel sie ein Schauer und sie barg das Bündel schnell unter den übrigen Schriften. Sie war fertig, Gabriel kehrte noch nicht zurück, er säumte lange. Mit festem Schritt ging sie durch die Zimmer. „Fremder seid ihr mir geworden, je länger ich hier weilte. Die Pracht des ersten Abends, wo ist sie geblieben? Es war ein kalter Glanz, feindselig meinem Leben, könnte ich jede Erinnerung an euch aus der Seele reißen, es wäre mir lieb.“ Sie setzte sich auf die Stelle, wo sie in der Nacht über den schlafenden Gatten geblickt. „Das war der letzte traurige Blick auf sein liebes Haupt, wann sehe ich es wieder? Ich gehe von dir, mein Felix. Wer uns das gesagt hätte, als wir nebeneinander

vor dem Altare standen! Ich lasse dich zurück unter argdenkenden Menschen, dich, auch dich in Gefahr, und ich gehe allein in die Fremde, Rettung für mich zu suchen, weit weg von dir. Wer uns das gesagt noch vor wenig Tagen, ich hätte ihn einen Lügner gescholten in sein Angesicht. Ich gehe, mein Felix, um mich zu retten für dich, denke daran," bat sie vor dem Lager, „und zürne mir nicht. Um Kleineres ginge ich nicht." Sie sank an den Kissen nieder und rang die Hände in thränenlosem Schmerz. Lange lag sie so, endlich pochte es an der äußern Thür, sie sprang auf und öffnete, aber sie fuhr zurück, als sie in das bleiche Antlitz des treuen Dieners sah.

„Ich habe keinen Wagen bestellt," sagte Gabriel, „denn es würde nichts nützen."

„Was heißt das?" frug Ilse finster.

„Der Wagen, welcher hier vorfährt, würde die Frau Professorin nicht dahin bringen, wo Sie wollen, nur dahin, wo Andere wollen."

„So gehen wir selbst und nehmen in der Stadt ein Fuhrwerk, wie es auch sei."

„Wohin wir gehen," versetzte Gabriel, „werden wir beobachtet, wenn ich einen Wagen rufe, wird er wieder abbestellt."

„Sie sind selbst erschrocken, Gabriel, und Sie sehen Gefahren, wo keine sind," versetzte Ilse unwillig.

„Wenn auch ein ehrlicher Mann Sie zu der Frau Oberamtmann fährt," fuhr Gabriel fort, „so ist doch

zweifelhaft, ob Sie auf dem Gute ankommen. Sehen Sie den Mann dort unten am Schlosse? Er geht langsam wie ein Spaziergänger, aber er verwendet kein Auge von diesem Hause. Das ist einer von unsern Wächtern, und er ist nicht der einzige."

„Wer hat Ihnen das gesagt?" frug Ilse.

„Ich habe einen guten Freund hier, der zum Schlosse gehört," versetzte Gabriel zögernd, „zürnen Sie nicht, Frau Professorin, daß ich bei ihm anfrug, denn er kennt alle Schliche. Es ist ja möglich, sagte mir dieser, daß es glückt. Denn man kann die Leute in der Stadt doch nicht zu Räubern oder Betrügern machen, aber es ist unsicher und gefährlich."

Ilse ergriff ihren Hut und Mantel.

„Ich gehe, Gabriel," sagte sie ruhig. „Wollen Sie mich auf meinem Gange begleiten?"

„Liebe Frau Professorin, wohin Sie wollen," rief Gabriel. „Hören Sie aber erst auf meinen Vorschlag. Der Bekannte meint, das Sicherste ist, wenn der Herr Oberamtmann Sie selbst abzuholen kommt, und zwar am Abend. Die Abende sind finster, und Sie können dann vielleicht aus dem Hause gehen, ohne daß der Lakai oder ein Anderer es bemerkt."

„Eine Gefangene!" rief Ilse. — „Wer ist Ihr Bekannter?" frug sie Gabriel scharf ansehend.

„Er ist sicher wie Gold," betheuerte Gabriel, „und ich werde es der Frau Professorin später gern erzählen, nur heut bitte ich mich nicht zu fragen, denn er hat

wegen seiner eigenen Sicherheit gefordert, daß kein Mensch von ihm erfahre.“

„Ihrer Treue vertraue ich,“ versetzte Ilse kalt, „aber Sie selbst können getäuscht werden. Fremdem Rath folge ich nicht.“

„Er hat mir ein Pferd angeboten,“ rief Gabriel, „es steht bereits vor der Stadt. Wenn Sie mir eine Zeile an den Herrn Oberamtmann mitgeben, ich reite selbst und bringe den Wagen bei guter Zeit.“

Ilse sah finster auf den Diener. „Darüber vergehen viele Stunden, ich will nicht allein hier bleiben. Ich gehe zu Fuß auf der Landstraße zu meinen Freunden.“

„Sehen doch Frau Professorin nach dem Himmel, ein Wetter zieht herauf.“

„Es ist mir recht,“ rief Ilse, „ich gehe nicht zum ersten Mal durch den Regen. Wollen Sie mich nicht begleiten, so erwarten Sie hier meinen Mann und sagen ihm, ich wäre hinausgegangen auf meine Heimath zu, wenn ich bei guten Leuten bin, werde ich ihm schreiben.“

Gabriel rang die Hände, Ilse knüpfte Hut und Mantel um.

Da erhob sich unten im Hausflur ein lauter Wortwechsel, Gabriel riß die Thür auf, eine fremde Baßstimme zürnte heftig gegen den Lakaien: „Ich aber sage Ihnen, Levkoy, oder was für eine Pflanze Sie sonst sind, ich bin nicht der Mann, der sich die Thür vor der Nase zuschlagen läßt; sie ist zu Hause.“

Ilse warf Hut und Mantel von sich, sprang an die Treppe und rief hinunter: „Herr Hummel!"

„Gehorsamster Diener, Frau Professorin," rief Hummel herauf. „Ich komme sogleich, ich will nur erst diesem Majordomus meine Hochachtung aussprechen. Sie sind ein Intrigant, Herr, und ein Subject, dem ich diejenige Behandlung wünsche, welche es verdient: dreijährige Hasel und stramm angezogen. Ich komme, Frau Professorin." Er stieg schwerfällig die Treppe herauf, Ilse flog ihm entgegen, führte ihn an der Hand in ihr Zimmer, und so übermächtig wurde ihr jetzt die Erschütterung, daß sie ihr Haupt auf seine Schulter legte und weinte.

Herr Hummel hielt still und sah theilnehmend auf Frau Ilse.

„Also das ist Hofbrauch?" frug er leise, „und in diesem Tone wird hier Conversation gemacht?"

„Mein Gatte ist verreist, ich will hinweg, Herr Hummel, helfen Sie mir in's Freie."

„Das ist ganz mein Fall," versetzte Hummel, „ich bin ohnedies mitten in einem Entführungsgeschäft; ich komme in diese Stadt, um Ihnen wegen meiner Tochter Laura eine Bitte vorzutragen und bei schwarzen Herren hierselbst Einiges in Ordnung zu bringen. Wohin wollen Sie reisen?"

„Zu guten Freunden, welche mich in das Haus meines Vaters bringen."

„Dies ist der rechte Weg," versetzte Hummel. „In

verzweifeltem Fall, wenn Alles in der Welt wankt, soll das Kind zum Vater zurück. Diese Treue bleibt, sie ist zwanzig Jahr alt, bevor die des Mannes anfängt. Da Ihr Herr Vater nicht vorhanden ist, so erlauben Sie, daß ein Anderer, der auch weiß, was Sorge um ein Kind heißt, bei Ihnen die Stelle des Vaters vertritt."

Ilse hielt sich an ihm fest, Hummel drückte ihr in seiner Weise zart die Hand, es war doch ein kräftiger Druck.

„Jetzt Ruhe und kaltes Blut. Es kann keine geringe Sache sein, welche Sie so stark bewegt. Ich verlasse Sie nicht eher, bis ich Sie gut aufgehoben weiß." Er sah auf Gabriel, der ihm ein Zeichen machte. „Sie also kümmern sich um gar nichts. Setzen Sie sich ruhig hin und erlauben Sie, daß ich mich mit Gabriel bespreche. Ich sorge Ihnen für Alles, und ich stehe für Alles."

Ilse blickte ihn dankbar an und setzte sich gehorsam nieder. Hummel winkte Gabriel in das Nebenzimmer. „Was ist hier vorgefallen?" frug er.

„Der Herr ist auf einige Tage verreist, unterdeß ist man unartig gegen die Frau Professorin geworden, hier gehen große Schlechtigkeiten vor, man will sie nicht abreisen lassen."

„Meine Miether nicht abreisen lassen?" rief Herr Hummel, „lächerlich! Ich habe einen Reisepaß bis Paris in der Tasche, wir springen über dieses Land hinweg wie Heupferde. Ich hole sogleich eine Fuhre." Gabriel schüttelte den Kopf. Die Vertrauten handelten eine

Weile mit einander. Herr Hummel kam zurück und sagte mit größerem Ernst zu Ilse: „Jetzt bitte ich, setzen Sie sich an den Schreibtisch, und verfassen Sie einige Zeilen an den Herrn Oberamtmann; an den Mann und nicht an die Frau, sonst giebt's Confusion; er soll sogleich nach Empfang dieses Schreibens mit einem geschlossenen Wagen hierher kommen, er soll in der Vorstadt beim schwarzen Bär mit dem Wagen halten, er soll seinen Wagen nicht verlassen, es wäre ein großer Freundesdienst. Weiter nichts. Diesen Brief schafft Gabriel an die Adresse. Wie er ihn besorgt, ist ganz seine Sache und kümmert uns nicht, will er fliegen, wie dieser zweideutige Genius an der Decke, welcher seinen Paletot vergessen hat, so wird das um so besser sein. Also der Brief ist fertig, verzeihen Sie, wenn ich ihn lese. Alles richtig und genau. Schnell fort, Gabriel. Wenn Sie beim Schlosse vorüber sind, dann Carriere, bis dahin benehmen Sie sich als ruhiger Menschenfreund, ich erlaube Ihnen, meinen Dessauer zu pfeifen, wenn Sie das im Stande sind. Sollte man Sie fragen, so besorgen Sie für mich Geschäfte."

Gabriel eilte zur Thür hinaus. Hummel rückte sich einen Stuhl vor Frau Ilse und sah auf seine Uhr. „Sie werden fünf Stunden auf den Wagen warten, wenn Alles gut geht. Unterdeß müssen Sie mich bei sich ertragen, ich verlasse dieses Haus nicht ohne Sie. Lassen Sie sich den Aufschub nicht leid sein, mir ist er lieb, denn ich habe mit Ihnen als mit einer braven

Frau, vor welcher ich mit wahrem Respect den Hut abnehme, auch über meine Angelegenheiten zu sprechen, welche mir sehr auf dem Herzen liegen. Wir haben Zeit genug dafür. Ich habe auch dem Herrn Professor einige Papiere mitgebracht, es kommt wenig darauf an, sie werden aber hier auf den Tisch gelegt, damit wir als Geschäftsleute einander gegenüber sitzen. Dann aber werde ich mich freuen, wenn Sie dem Judas im Bedientenzimmer meinetwegen einen Auftrag geben. Haben Sie jedoch die Güte, vorher Alles wegzuräumen, was daran erinnert, daß Sie von mir entführt sein wollen."

Ilse sah ihn unsicher an. „Was darf ich dem Mann sagen, Herr Hummel?"

„Sie sind eine so gute Hausfrau," versetzte Hummel verbindlich, „daß ich Ihnen durchaus überlassen kann, was Sie mir vorsetzen wollen. Ich bin den ganzen Tag gereist." Er machte eine kleine Handbewegung nach seiner Weste.

Ilse sprang auf, sie mußte trotz ihrer Angst lächeln über das sorgliche Wesen des Hauswirths. „Verzeihen Sie mir, Herr Hummel."

„Das ist die rechte Stimmung," versetzte Hummel, „es giebt kein besseres Mittel gegen das Tragische, als einen gedeckten Tisch. Ich bitte deßhalb nicht um einen Teller, sondern um zwei, es würde mir nicht munden, wenn Sie zusehen wollten. Glauben Sie mir, Frau Professorin, die edelsten Gefühle sind unzuverlässig, wenn nicht ein ehrliches Butterbrot gleichsam als Stempel

darauf gedrückt worden ist. Das macht ruhig und fest. Und Sie werden heut diese Tugenden noch nöthig haben."

Ilse schellte. „Erscheint das Besteck," fuhr Hummel fort, „so nennen Sie ihm meinen Namen und Firma. Ich reise überhaupt nicht incognito, und ich wünsche hier gar nicht mysteriös betrachtet zu werden."

Der Lakai erschien, Ilse gab ihm Auftrag, in der Restauration das Nöthige zu holen, und frug, wie er dazu gekommen sei, ihre Anwesenheit vor ihrem lieben Hauswirth zu verleugnen.

Der Mann stotterte eine Entschuldigung und entfernte sich eilig.

„Als ich in dies Haus kam, wußte ich bereits, daß hier nicht Alles in Ordnung war. Ich frug im Schlosse nach Ihnen und erhielt keine genügende Auskunft, ich frug hinter dem Schlosse einen Mann, welcher umherstrich, nach Ihrer Behausung. Er sah mich an wie ein Kreuzschnabel. Sie wären verreist, behauptete er, und versuchte, meine Geheimnisse auszupumpen. Darüber gab es eine kurze Unterhaltung, wobei Kreuzschnabel seine Bosheit kund gab, weil ich ihn wegen Unbekanntschaft mit seinem gewöhnlichen Titel einen Spion nannte. Der Wachtposten trat dazu, und ich sah, die Herren Confratres hatten Lust, mich festzuhalten. Da kam ein junger Herr des Weges, frug die Andern nach dem Grund des Lärms, und sagte, er wüßte, daß Sie zu Hause wären. Er begleitete mich bis vor dieses Haus.

frug höflich nach meinem Namen, nannte mir auch den seinen, Lieutenant Baumläufer, und rieth, ich sollte mich ja nicht abschrecken lassen, das Dienervolk sei unverschämt, Sie aber würden sich freuen, einen alten Freund zu sehen. Er muß auch Ihnen bekannt sein."

Der Lakai deckte den Tisch. So oft er Herrn Hummel die Teller bot, sah ihn dieser mit vernichtendem Blick an, und beeiferte sich nicht, ihm sein Amt leicht zu machen. Dagegen bot er Frau Ilse ritterlich die Speisen und ermahnte sie durch ein bedeutungsvolles Räuspern, sich vorzusehen. Während der Diener abräumte, begann Hummel sich zurecht rückend: „Jetzt erlaube ich mir, von unsern Geschäften zu sprechen, es wird ein langer Vortrag, haben Sie Geduld."

Es war Abend geworden, Finsterniß lag über dem unheimlichen Hause, das Wetter zog herauf, die Fenster klirrten im Winde und der Regen rauschte. Ilse saß wie im Traum. Zwischen dem heftigen Sturm des vergangenen Tages und der bangen Erwartung einer wilden Nacht lagerte sich vor ihr die behagliche Prosa der Parkstraße, furchtlos, sicher, mit sich und der Welt zufrieden, soweit diese Welt nicht grade ärgerlich wurde. Aber sie fühlte, wie wohlthuend dieser Gegensatz war, sie vergaß sogar ihre eigene Lage und hörte mit inniger Theilnahme auf den Bericht des Vaters. „Ich spreche mit einer Tochter," sagte Herr Hummel, „die zu ihrem Vater zurückgeht, ihr sage ich, was ich Niemandem sonst erzähle, mir ist's hart, zu ertragen, daß mein

Kind mich verlassen will.“ Er sprach über das Kind, welches sie beide liebten, und jeder von ihnen hatte Freude an dem andern. So verrannen einige Stunden.

Der Lakai kam wieder und frug respectvoll die Frau Professorin, ob sie Gabriel weggeschickt.

„Er ist in meinem Auftrage ausgegangen,“ brummte Herr Hummel gegen den Fragenden, „er besorgt für mich Geschäfte von Geldeswerth, mit denen ich Ihre Ehrlichkeit nicht belästigen wollte. Wenn sich noch Jemand aus der Stadt nach mir erkundigt, so bitte ich Sie zu befehlen, Frau Professorin, daß dieser Mann nicht auch mich verleugnet.“

Er sah wieder nach seiner Uhr. „Vier Stunden,“ sagte er. „War das Pferd gut, und hat Gabriel sich nicht in der Finsterniß verirrt, so können wir ihn jeden Augenblick erwarten. Ist's ihm nicht geglückt, so seien Sie immer ohne Sorgen, ich führe Sie doch aus dem Hause.“ Unten schellte es, die Hausthür wurde geöffnet, Gabriel trat ein. Die Freude lachte aus seinem Gesicht. „Punkt zehn Uhr hält der Wagen vor der Herberge,“ sagte er vorsichtig, „ich bin schnell vorausgeritten.“

Ilse sprang auf, wieder flog der Schreck des Tages, die Sorge um die Zukunft durch ihr Haupt. „Bleiben Sie sitzen,“ mahnte Hummel wieder, „starkes Umhergehen ist verdächtig, ich halte unterdeß mit Gabriel hier daneben noch einmal Rath.“ Diese Berathung währte lange Zeit, endlich kam Herr Hummel zurück und sagte sehr ernsthaft: „Jetzt, Frau Professorin, machen Sie sich

bereit; wir haben eine Viertelstunde zu gehen, lassen Sie sich unser Thun ruhig gefallen, es ist Alles sorgfältig bedacht."

Herr Hummel schellte, Gabriel, der zu dem Späher im Unterstock zurückgekehrt war, trat ein wie gewöhnlich, er zog Schlüssel und einen Schraubenzieher aus der Tasche. „Ich habe die kleine Hintertreppe schon in den ersten Wochen verschlossen und die Thür mit einer großen Schraube gesperrt, die Leute wissen nicht, daß ich die Schlüssel habe." Er ging in einen Nebenraum der Hinterstube und öffnete den Zugang zu einer verborgenen Treppe. Herr Hummel schlich ihm nach. „Ich will wissen, wo ich wieder eingelassen werden soll," sagte er zurückkehrend zu Frau Ilse. „Wenn ich Sie hinausgeführt habe, muß hier Jemand als Ihr Geist umherpoltern, sonst dürfte die ganze Mühe vergeblich sein. Gabriel führt Sie die Hintertreppe hinab, während ich zur Vorderthür hinausgehe und den Lakaien unterhalte. Ich treffe Sie eine kurze Strecke von diesem Hause, im Gebüsch, Gabriel führt Sie zu mir; ich werde mich zurechtfinden." Ilse faßte ängstlich seine Hand. „Ich hoffe, Alles soll gut gehen," sagte Herr Hummel bedächtig. „Sorgen Sie für einen Mantel, der Sie so unkenntlich macht als möglich."

Ilse flog an den Schreibtisch und schrieb mit fliegender Eil die Worte: „Lebe wohl, Geliebter, ich gehe zum Vater." Noch einmal überkam sie der Schmerz,

sie rang die Hände und weinte. Hummel stand achtungsvoll zur Seite, endlich legte er die Hand auf ihre Schulter: „Die Zeit verrinnt.“ Ilse sprang auf, schloß den Zettel in ein Couvert, reichte ihn Gabriel und verhüllte schnell ihr Haupt. „Jetzt vorwärts,“ mahnte Herr Hummel mit leisem Gebrumm, „zu beiden Thüren hinaus. Ich gehe zuerst. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Professorin,“ rief er laut durch die offene Thür zurück, „wünsche wohl zu ruhen.“ Wuchtig schritt er die Treppe hinab, der Lakai stand auf den letzten Stufen. „Kommen Sie einmal her, Jüngling,“ rief Hummel, „ich wünsche Sie nach Ihrem Tode ausgestopft und vor dem Rathhause aufgestellt als ein Musterbild von Wahrheitsliebe für spätere Zeiten. Wenn ich wiederkomme, und verlassen Sie sich darauf, ich werde mir wieder das Vergnügen machen, Ihnen meine Hochachtung auszusprechen, dann will ich dem Herrn Professor die ganze Erbärmlichkeit Ihres Daseins enthüllen. Ich habe große Lust, Ihre Nichtsnutzigkeit im hiesigen Tageblatte bekannt zu machen, damit Sie zur Vogelscheuche werden für Jedermann.“

Der Diener hörte mit gesenkten Augen zu und verneigte sich spöttisch. „Gute Nacht, Höfling,“ rief Herr Hummel hinausgehend, und schlug die Thür hinter sich zu.

Herr Hummel wandelte im Geschäftsschritt vom Hause abwärts zur linken Seite, wo ein Pfad in das Dickicht führte; dort verbarg er seine Gestalt dem trüben

Licht der Laternen. Der Regen strömte und der Wind rauschte in den Gipfeln. Herr Hummel sah sich vorsichtig um, als er in die dichte Finsterniß des Platzes trat, an welchem einst Gabriel und der Prinz von den Gespenstern des Schlosses zu einander gesprochen. Ein leises Rascheln im Gebüsch, eine hohe Gestalt trat zu ihm und faßte seinen Arm. „Gut," sagte Herr Hummel leise, „vorläufig gerettet. Schnell zurück, Gabriel, und erwarten Sie mich zur Zeit. Wir aber suchen dunkle Wege und meiden die Laternen, im Hellen verbergen Sie Ihr Gesicht unter dem Schleier." Ilse schritt am Arm ihres Hauswirthes hinein in die Nacht, gedeckt durch den großen Schirm, welchen Herr Hummel über sie hielt.

Im Rücken der Flüchtigen schlugen die Thurmglocken die zehnte Abendstunde, als sich die Umrisse der letzten Herberge vor dem Thor von dem düstern Himmel abhoben. „Nicht früher, nicht später," sagte Herr Hummel, und hemmte den Schritt der eilenden Begleiterin. In demselben Augenblick kam ihnen ein Wagen langsam aus der Finsterniß entgegen. Ilse's Arm zuckte. „Ruhig," bat Herr Hummel, „sehen Sie nach, ob das Ihre Freunde sind."

„Ich erkenne die Blässe," flüsterte Ilse athemlos. Herr Hummel trat an den verdeckten Kutschersitz, auf welchem zwei Männer saßen, und frug mit schnell erfundener Parole: „Kröten?"

„Dorf," antwortete eine feste Stimme. Der Ober-

amtmann sprang zu Ilse herab, in dem Wagen rührte sich's, ein Zipfel der Lederdecke wurde geöffnet, eine kleine Hand fuhr heraus. Hummel ergriff und schüttelte sie. „Als Zugabe angenehm," sagte er. Ohne ein Wort zu sprechen knöpfte der Oberamtmann die Lederdecke auf. „Meine liebe Freundin," rief von innen eine zitternde Frauenstimme. Ilse wandte sich zu Herrn Hummel. „Keine Worte," sagte dieser, „gute Fahrt." Ilse wurde hineingeschoben, die Frau Oberamtmann faßte Ilse's Arm und hielt ihn kräftig fest. Während Oberamtmann Rollmaus das Leder wieder zuknöpfte, begrüßte ihn Herr Hummel. „Ich freue mich," sagte er. „Für Austausch der Namen ist die Gelegenheit nicht günstig. Auch ist unsere Klasse in der Naturgeschichte nicht dieselbe, aber die Pünktlichkeit zu rechter Stunde war gegenseitig und der gute Wille." Der Oberamtmann schwang sich wieder auf den Kutschersitz und ergriff die Zügel. Er wendete den Wagen, Herr Hummel klopfte noch einmal an das nasse Leder, gemächlich trabten die Pferde in's Freie, dann hörte Herr Hummel einen kurzen Zuruf, mit gestrecktem Lauf ging es in die Finsterniß hinein.

Hummel sah dem Wagen nach, bis dieser durch den dichten-Regenschleier verdeckt war, warf noch einen prüfenden Blick auf die leere Straße und eilte wieder der Stadtgegend zu, in welcher das Schloß lag. Durch die entlegenen Theile der Anlagen suchte er den Pavillon; an derselben Stelle, wo Gabriel die Herrin ihm übergeben hatte, tauchte er in den tiefen Schatten der

Bäume und tappte vorsichtig durch das nasse Gebüsch bis an die Hinterseite des Hauses. Er fühlte sich an der Wand entlang. „Setzen Sie sich auf die Schwelle,“ flüsterte Gabriel, „ich ziehe Ihre Stiefeln aus.“

„Kann diese Hoftoilette mir nicht erspart werden?“ summte Hummel, „Strumpfhosen sind gegen meine Natur.“

„Alles ist umsonst, wenn man Sie auf der Treppe hört.“

Hummel schlich hinter Gabriel die Treppe hinauf in finstere Stuben. „Hier sind die Zimmer der Frau Professorin. Sie müssen im Dunkeln auf und ab gehen und zuweilen mit den Stühlen rücken, bis ich Sie rufe. Es ist jetzt noch ein anderer Aufpasser gekommen, sie sprechen unten mit einander, ich fürchte, sie haben einen Argwohn, daß wir etwas im Schilde führen, sie sehen mich sehr von der Seite an. Der Lakai trägt jeden Tag die Lampen aus den Wohnzimmern, daran darf nichts geändert werden, er schöpft Verdacht, wenn er nicht hört, daß Jemand in den Nebenstuben umhergeht. Ist Alles zur Ruhe, dann verläßt der Lakai das Haus, dann können wir mit einander sprechen.“

„Es ist gegen mein Gewissen, Gabriel,“ brummte Hummel, „in einem fremden Hause ohne Erlaubniß des Eigenthümers oder des Miethers zu verweilen.“

„Still,“ mahnte Gabriel ängstlich, „ich höre den Mann auf der Treppe, schließen Sie hinter mir die Thür.“

Herr Hummel stand allein im Finstern, er setzte seine Stiefeln neben den Lehnstuhl, umkreiste beide und gab ihnen zuweilen einen Ruck. „Immer zart,“ dachte er, „denn es ist der Tritt einer Professorsfrau. Die Anforderungen, die in diesen Zeiten an einen Hausbesitzer gemacht werden, übersteigen alle Gedanken. Entführung aus fremden Häusern und Damenrollen in nächtlicher Finsterniß.“ Draußen hörte man die Schritte der Männer, er stieß an seine Stiefeln. „Dunkelheit in fremdem Hause ist mit nichten wünschenswerth,“ fuhr er bei sich fort, „ich habe immer einen Haß gegen finstere Räume gehabt, seit ich einmal in ein Kellerloch fiel, dieser Nebel ist nur gut für Katzen und Spitzbuben. Das Jämmerlichste aber für einen Bürger ist, wenn man ihm seine Stiefeln vorenthält.“ Er hörte einen leisen Tritt im Nebenzimmer, und wieder rückte er an dem Stuhl.

Endlich wurde es still im Hause, Herr Hummel setzte sich in dem Lehnsessel zurecht und sah sich müde in dem fremden Zimmer um. Von draußen fiel durch einen Ritz der Vorhänge ein matter Lichtschein an die Wand, die Quaste eines Vorhanges, der vergoldete Knauf eines Sessels schimmerten in der Dunkelheit. Jetzt zog Herr Hummel unwiderruflich die Stiefeln an und ergab sich noch eine Weile mißfälliger Beurtheilung der Welt. Indeß, seine Bürgerstunde war gekommen, und heut hatte ihn die Reise ermüdet. Er versank allmälig in träumerisches Sinnen, sein letzter deutlicher Gedanke war, „nur in dieser fürstlichen

Finsterniß nicht schnarchen.“ Mit diesem Vorsatz schloß er die Augen und sagte den Sorgen der Welt Valet.

Im Schlafe war ihm, als höre er ein leises Geräusch, er öffnete die Augen und blickte in dem Zimmer umher. Undeutlich sah er, daß eine Wand anders aussah als sonst. Der große Spiegel, welcher in die Wandfläche gefügt war, schien verschwunden, ihm kam vor, als ob eine verhüllte Gestalt in der Wand stehe und sich bewege. Er war ein beherzter Mann, aber der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er verschanzte sich hinter dem Stuhl. „Ist dies nur ein Schattenspiel,“ begann er mit stockender Stimme, „so bitte ich, sich nicht stören zu lassen; ich bewundere die Kunst, aber ich trage meine Geldbörse nicht bei mir. Behaupten Sie aber ein Mensch zu sein, so fordere ich größere Deutlichkeit, ich fordere die landesüblichen Rundungen hinten und vorn. Ich selbst habe die Ehre, mich Ihnen bei dieser mangelhaften Beleuchtung vorzustellen. Hutfabrikant Heinrich Hummel, meine Legitimation ist in Ordnung, Reisepaß nach Paris.“ Er fuhr mit der Hand nach der Brusttasche. „Da ein anständiger Bürger verpflichtet ist, sich in diesen gefährlichen Zeiten zu schützen, so steht in meinem Paß polizeilich bemerkt, avec un pistolet. Bitte, dies freundlich zu berücksichtigen.“ Er zog ein Taschenpistol heraus und hielt es vor sich. Wieder sah er nach der Stelle, nichts war zu sehen. Der Spiegel stand wie vorher. Er rieb sich die Augen.

„Dummes Zeug," sagte er, „es war am Ende nur eine verschlafene Einbildung."

Draußen wurde die Hausthür geschlossen. Noch eine Weile stand er, argwöhnisch umherblickend, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Endlich hörte er das Klopfen Gabriels an der Thür. Er öffnete, nahm ihm schnell das Licht aus der Hand, trat zu dem Spiegel und beleuchtete Rahmen und Wand. „Er steht eisenfest," sagte er vor sich hin, „es war nur eine Täuschung." Aber er ergriff doch eilig seinen Hut und zog den Diener aus dem Zimmer. „Für heut ist's genug," brummte er, „ich wünsche, schnell aus diesem Hause geschafft zu werden. Mir ist nicht recht, daß Sie allein hier bleiben, Gabriel. Morgen früh suche ich Sie auf, ich habe den Tag über in der Stadt zu thun. Versuchen Sie, zu schlafen, wir werden beide in unserm Bette an diese Intrigue denken, und an sie, welche noch ein sicheres Dach sucht zum Schutz gegen Nachtwind und Gespenster."

Ilse fuhr durch die Nacht. Um sie rauschte der Regen, der Sturm tobte durch die Bäume, hoch spritzte das Wasser aus den Gleisen um Pferde und Wagen. Nur zwischen den Gestalten der Männer auf dem Vordersitz sah sie ein Stück des Nachthimmels, der schwer und schwarz über der Flüchtigen hing. Zuweilen blinkte ein Lichtfunke aus dem Fenster eines Hauses, dann wieder nichts als Regen, Sturm und schwarze Nacht. Die Nachbarin hielt immer noch ihre Hand,

auch sie schwieg ängstlich während der unheimlichen Fahrt. Ilse fuhr hinein in die Welt, in eine lichtarme, sturmgepeitschte, thränenreiche Welt. Unsicherheit und bange Sorge überall, wenn sie an den Geliebten dachte, den sie in den Händen des Verfolgers zurückließ, wenn sie das bekümmerte Antlitz des Vaters vor sich sah, und die Fluren des Gutes, wo der Jüngling weilte, dessen Nähe ihr jetzt mit neuem Schmerz drohte. Aber sie saß hochaufgerichtet. „Wenn er zurückkehrt zu der Thür, über welcher die schwarzen Engel schweben, dann wird er vergebens nach seinem Weibe fragen. Ich aber habe gethan, was ich mußte, der Herr meines Lebens walte über mir.“

Hinter dem Wagen klang Hufschlag, er kam näher, wo sich der Feldweg zum Gute schied von der großen Landstraße, fuhr auf schäumendem Pferde ein Reiter heran, er rief denen auf dem Kutschersitz zu, Wagen und Reiter stürmten einige Augenblicke neben einander vorwärts, dann hielt der Reiter sein Roß zurück. Der Oberamtmann warf einen Baumzweig in den Wagen. „Den hat der Reiter für Frau Ilse hergebracht, er sei von dem Baum unter ihrem Fenster und die Rechnung sei bezahlt.“

11.

Der Obersthofmeister.

Zu derselben Stunde, in welcher Ilse den tröstenden Worten ihres Hauswirths lauschte, fuhr der Wagen des Obersthofmeisters an das Thurmschloß der Prinzessin. Erstaunt hörte die Prinzessin die Meldung des Dieners, und flog in ihr Empfangzimmer hinab. Der Professor ließ die Truhe mit ihrem Inhalt in sein Zimmer schaffen, und hatte sich eben über die Handschrift gebeugt, als der Hofmarschall eintrat, um seines Auftrags ledig zu werden.

Unterdeß erwartete die Prinzessin den alten Herrn.

Die Charge des Obersthofmeisters theilte ihm den Ehrendienst bei der Prinzessin zu, sie galt für eine achtungsvolle Entfernung von der Person des Fürsten. An dem Flügel des Schlosses, den die Prinzessin bewohnte, sah man seinen Wagen jeden Morgen zu derselben Stunde vorfahren. Sein persönliches Verhältniß zu der jungen Herrin schien kühl, in Hofgesellschaften wurde er von ihr nur soweit schicklich war ausgezeichnet, die Bittsteller erfuhren zuweilen, daß ihre Ge-

suche ihm mitgetheilt waren. In der Stadt galt er für einen gutherzigen Mann, er wurde wegen seiner Wohlthätigkeit von den Bürgern mit Achtung betrachtet und war der einzige unter den Herren des Hofes, über welchen nie ein abgeneigtes Urtheil laut wurde. Er wohnte in einem altfränkischen Hause, von Gärten umgeben, war unverheirathet, und lebte als reicher Mann, ohne nahe Verwandte, still vor sich hin. Er war, wie man annahm, ohne regelmäßigen Einfluß, er stand nicht in Gunst, und wurde deßhalb von den jüngeren Cavalieren mit ritterlicher Achtung behandelt. Trotzdem war er dem Fürsten und Hofe unentbehrlich. Er war der Großwürdenträger, nothwendig für die Repräsentation, er war Rathgeber in Familienangelegenheiten, Gesandter und Begleiter bei feierlichen Staatsactionen. Denn er war von früher an den meisten Höfen Europa's wohl bekannt, hatte Verbindungen in der großen Diplomatie, er genoß die besondere Gnade einiger Souveraine, an deren gutem Willen dem Fürsten gelegen sein mußte, und da bei unseren Höfen die Meinung, die man in der Fremde genießt, auch für das Urtheil des Schlosses maaßgebend zu sein pflegt, so machte ihn der Briefwechsel, in dem er mit den Leitern auswärtiger Politik stehen sollte, und die reiche Auswahl, welche ihm unter breiten Bändern freistand, für den Fürsten selbst zu einer Autorität, welche ebenso lästig als schätzenswerth war, für den Hof aber zum stillen Rathgeber und zur letzten Zuflucht in schwierigen Fragen.

Jetzt öffnete dem alten Herrn der Diener mit tiefer Verbeugung die Thür zum Empfangraum der Prinzessin. Gleichgültige Fragen und Antworten wurden gewechselt, dann trat die Prinzessin in das Nebenzimmer, und forderte ihre treue Kammerfrau durch einen Wink auf, vorn Wache zu halten. Als die Unterredung vor dem Ohr eines Lauschers gesichert war, änderte sich die Haltung der Prinzessin, sie eilte auf den alten Herrn zu und sah ihm fragend in das ernste Gesicht: „Ist etwas vorgefallen? Nichts Kleines hat Sie veranlaßt, Sich hierher in die Wildniß zu bemühen. Was haben Sie Ihrem Töchterchen zu sagen? ist es Lob oder sind es Schelte?"

„Ich erfülle nur meine Pflicht," versetzte der alte Herr, „wenn ich mich einstelle, um Ew. Hoheit Befehle entgegen zu nehmen, und nachzusehen, ob der Aufenthalt meiner gnädigsten Herrin schicklich vorgerichtet ist."

„Excellenz kommen zu schelten," rief die Prinzessin zurücktretend, „denn Sie haben kein freundliches Wort für Ihr kleines Weibchen."

Der Obersthofmeister neigte entschuldigend das weiße Haupt. „Wenn ich Ew. Hoheit ernster erscheine als sonst, so sind es vielleicht nur die Grillen eines alten Mannes, welche sich zu ungelegener Zeit eingestellt haben. Ich bitte um Erlaubniß, mich durch Ew. Hoheit Anblick davon zu befreien. Die leidende Gesundheit des Fürsten legt uns Allen Sorge auf, sie

mahnt an die Vergänglichkeit jedes Lebens. Selbst der guten Laune des Prinzen Victor gelang nicht, mich von trüben Gedanken zu lösen."

„Wie geht es dem Vetter?" frug die Prinzessin leicht.

„Er überwindet die Schwierigkeit, ein Prinz zu sein, in seiner wunderlichen Weise," versetzte der Obersthofmeister, „aber es ist ein tüchtiger Kern in ihm, er vermag wohl ernste Sachen klug zu behandeln. Mich freut," setzte der Hofmann hinzu, „daß meine gnädigste Herrin warm für einen Verwandten empfindet, der Höchstderselben treu ergeben ist."

„Er war gegen mich stets nett und zuverlässig," sagte die Prinzessin obenhin. „Jetzt aber haben Sie mich hart genug gestraft. Was Sie mir zu sagen haben, darf zwischen uns beiden nicht so verhandelt werden." Sie faßte einen Sessel und schob ihn in die Mitte der Stube. „Hier sitzen Sie nieder, mein würdiger Herr, und mir erlauben Sie, daß ich die Hand des Freundes fasse, wenn er mir sagt, was ihm um meinetwillen Sorge macht." Sie rückte sich ein niedriges Tabouret herzu, hielt mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn, und sah ihm spähend in die Augen. „Hoheit kennen das Mittel, mir zu dreister Bitte Muth zu machen," sagte der Hofmann lächelnd.

„So ist's besser," rief die Prinzessin erleichtert, „ich höre die Stimme, und ich halte die Hand, denen ich am liebsten vertraue."

„Ich aber wünsche Ew. Hoheit eine stärkere und nähere Stütze als mich selbst," begann der alte Herr ernsthaft.

Die Prinzessin fuhr in die Höhe. „Das also war's, was Excellenz zu dieser Reise bestimmte?" rief sie ängstlich.

„Das war die Sorge, welche mich beschäftigte. Es ist nichts, nichts weiter als eine Ansicht," entschuldigte der Oberstthofmeister sein Haupt neigend.

„Und das soll mich ruhiger machen?" rief die Prinzessin. „Was hat mir bis jetzt die Möglichkeit geschafft zu leben, als Ew. Excellenz Ansichten."

„Da Ew. Hoheit, noch in der Wittwentrauer, zur Heimath gefordert wurden, war mir der Wunsch des Fürsten willkommen, weil ich dadurch das Recht erhielt, dies Gespräch mit Ew. Hoheit zu führen." Er wies mit feiner Handbewegung auf den Sitz, die Prinzessin eilte wieder an seine Seite. „Auch jetzt, wo ich Ew. Hoheit vor mir sehe in dem heitern Glanz der Jugend, überreich ausgestattet, Andere zu beglücken und des besten Glückes theilhaftig zu werden, vermag ich den Gedanken nicht abzuwehren, daß Ihnen Unrecht ist, auf die Freuden des Hauses zu verzichten."

„Ich habe dies Glück genossen, und habe es verloren," rief die Prinzessin. „Jetzt bin ich vertraut mit dem Gedanken, Manchem zu entsagen. Ich suche mir dafür eine Entschädigung, welche auch Sie nicht für unwürdig halten."

„Es ist ein Unterschied zwischen uns von mehr als funfzig Jahren,“ sagte der alte Herr. „Was mir, dem unbedeutenden Manne, freisteht, das wird der Tochter des hohen Geschlechtes nicht ebenso leicht gestattet. Ich bitte meine geliebte Herrin um Erlaubniß,“ fuhr er mit leiser Stimme fort, „heut an den Vorhang zu rühren, welcher ein finsteres Bild aus Ihrer frühen Jugend verhüllt. Sie waren Zeugin der Scene, welche den Fürsten von Ihrer erlauchten Mutter schied.“

„Es ist eine dunkle Erinnerung,“ flüsterte die Prinzessin, ängstlich zu dem alten Herrn aufsehend, „die Mutter machte dem Fürsten Vorwürfe, es war etwas über den unseligen Pavillon. Der Fürst gerieth in eine Aufregung, die furchtbar war. Ich, das kleine Mädchen, lief herzu und umschlang das Knie der Mutter, er schleuderte mich fort, und —“ die Prinzeß verhüllte die Augen. Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung, und fuhr fort: „Die Nachwirkung dieser Scene wurde verderblich für das Leben einer edlen Frau, aber auch für Sie selbst. Damals äußerte sich zuerst die krankhafte Reizbarkeit des Fürsten, welche seitdem seine Stimmung verdüstert. Von jener Stunde sieht der Fürst in Ihnen eine lebende Zeugin dessen, was er selbst als seine Krankheit und seine Schuld empfindet. Er hat sich Jahre lang gemüht, Ihnen durch Güte und Aufmerksamkeiten jenen Eindruck zu verwischen, er hat nie geglaubt, daß ihm das gelungen

ist. Scham, Argwohn, Furcht haben ihm stets wieder das Verhältniß zu Ihnen verdorben. Er will Sie nicht von sich lassen, weil er fürchtet, daß Ihr Vertrauen einem andern Menschen verrathen könnte, was er selbst sich zu bergen bemüht ist. Er hat widerwillig der ersten Werbung nachgegeben, er wird auch eine zweite sehr unfreundlich empfangen, denn er wünscht nicht, Ew. Hoheit wieder vermählt zu sehen. Wohl aber freut er sich in den Stunden, wo über seinem ungewöhnlichen Geist finstere Wolken liegen, des Gedankens, daß Ew. Hoheit das Recht verlieren könnten, ihm in der Stille Vorwürfe zu machen. In ihm nagt, daß er die fürstliche Würde seiner Gemahlin tödtlich gekränkt hat, ihn beschäftigt jetzt der Gedanke, daß auch Ew. Hoheit über andern Verhältnissen vergessen könnten, was Beruf einer Fürstin ist."

„Er hofft vergebens," rief die Prinzessin außer sich. „Nie wird eine unwürdige Leidenschaft mich vor seine Füße werfen; nicht umsonst bin ich das Kind Ihrer Sorge gewesen."

„Was ist unwürdig für eine Fürstin?" frug der Obersthofmeister nachdenkend. „Daß Ew. Hoheit sich frei erhalten von den kleinen Passionen, welche bei der Quadrille eines Maskenballs aufflattern, davon ist man überzeugt. Aber auch das geistvolle Spiel mit schönen und großen Interessen vermag einer Frau das Leben zu stören. Leicht hängt sich Schwärmerei an den feinsten geistigen Genuß, mehr als einmal ist ein Weib

grade da in der größten Gefahr gewesen, wo sie, von außen kräftig angeregt, sich höher, freier, edler fühlte als sonst. Es ist schwer, eine entzückende Musik zu hören, und dem Künstler, der sie uns geschaffen, warme Theilnahme zu versagen."

Die Prinzessin sah vor sich nieder.

„Gesetzt den Fall," fuhr der Obersthofmeister fort, „daß ein Kranker, in galliger Laune, so grübelte, und für solchen Zweck handelte, die Gesunde würde sich wohl hüten, ihm den Willen zu thun."

„Sie würde sich aber auch nicht stören lassen in dem, was sie für Ehre und Reichthum ihres Lebens hält," rief die Prinzessin zu dem Alten aufsehend.

„Gewiß nicht," versetzte dieser, „wenn solche Güter in der That durch die spielende Hingabe einer Frau an Kunst oder Wissenschaft zu erwerben sind. Am schwersten wird eine Fürstin dabei Befriedigung finden. Niemand verdenkt einer Frau aus dem Volke, wenn sie ein großes Talent zum Lebensberuf macht; vermag sie, als Sängerin oder Malerin sich zu befriedigen und Anderen zu gefallen, so lacht ihr alle Welt freudig entgegen. Wenn aber meine gnädigste Prinzessin ihr schönes musikalisches Talent benutzen wollte, öffentliche Concerte zu geben, weßhalb würden die Menschen darüber die Achseln zucken? Nicht, weil Ew. Hoheit Talent geringer ist als das einer andern Künstlerin, sondern weil man Ihrem Leben andere Aufgaben zutheilt. Die Nation

stellt ihren Fürsten sehr bestimmte ideale Forderungen. Wenn leider den fürstlichen Herren unserer Zeit nicht leicht wird, diesen Idealen zu entsprechen, für die Frauen der erlauchten Geschlechter macht die ernste Richtung der Gegenwart dies eher möglich als in meiner Jugend. Eine Fürstin unseres Volkes soll das edele Vorbild einer guten Hausfrau sein, nichts mehr, nichts Anderes. Treu und wohlthuend und fest gegen ihren Gatten, sorgfältig in den Pflichten des Tages, warmherzig gegen Bedürftige, gütig und theilnehmend gegen Alle, denen der Vorzug wird, ihr zu nahen. Hat sie Geist, sie soll sich hüten zu glänzen, hat sie Talent für die Geschäfte, sie soll sich wahren eine Intrigantin zu werden. Sogar die schöne Virtuosität geselliger Talente wird sie mit größter Bescheidenheit üben. Wohlgewogenes Gleichgewicht der weiblichen Vorzüge ist der beste Schmuck einer Fürstin, ihre höchste Ehre, daß sie liebenswerther und besser ist als die Andern, ohne daß man darüber erstaunt, in Allem gut und tüchtig, nach keiner Richtung anspruchsvoll. Denn sie steht zu hoch, um für sich zu begehren und zu erobern."

Die Prinzessin saß neben dem Sprechenden, das Haupt auf den Arm gestützt, sie sah traurig vor sich hin.

„Meine theure Fürstin hört dergleichen nicht zum ersten Mal aus meinem Munde. Oft habe ich um die Gefahr gesorgt, welche Ihnen ein hochfliegender Geist und die behende Phantasie bereiten, das Wiegengeschenk

einer neidischen Fee, welche Ew. Hoheit zu glänzend und verführerisch machte. Denn diese brillante Begabung trägt die Schuld, daß Sie keine vornehme Natur sind, wie Ihr erlauchter Bruder, der Erbprinz. Zu lebhaft ist das Bedürfniß, sich geltend zu machen und auf Andere zu wirken. Den Bruder durfte man mit vollem Vertrauen seiner guten Art überlassen, jedes Einreden in seine Seele war bei dem vielgeplagten Kinde vom Uebel. Die reiche Künstlernatur aber, welche jetzt mit so großen Augen auf mich sieht, habe ich stets vor einer feinen Koketterie der Empfindung zu schützen gesucht. Ich bin jetzt ein harter Mahner an hohe Pflichten, weil ich Gefahren ahne, welche diese eroberungslustige Seele über sich und Andere heraufbeschwört."

„Ich höre aus liebevollen Worten einen harten Vorwurf," versetzte die Prinzessin gehalten. „Ich soll mich vermählen, — um vornehm zu werden."

„Meiner lieben Hoheit wünsche ich, daß sie dieses große Ziel erreiche, als Hausfrau eines Gemahls, der Ihrer Hingabe nicht unwerth ist. Nur auf diesem Wege darf eine Fürstin wahres Glück erwarten. Auch dies Glück wird nicht ohne Entsagung erworben, ich weiß es, Jedem ist schwer, sich selbst zu beschränken, wer im Purpur geboren ist, übt diese Tugend zehnmal schwerer als ein Anderer. Verzeihung," fuhr er fort, „ich bin geschwätzig geworden, wie uns Alten vom Hofe zuweilen begegnet."

„Nicht zu viel hat mir mein Freund gesagt, noch zu wenig," rief die Prinzessin bewegt. „Mir ist der Gedanke lieb geworden, still vor mich hinzuleben, umgeben von Männern, die mich das Höchste lehren, was eine Frau zu erwerben vermag. Auch auf diesem Wege finde ich zarte Pflichten, edle Bande, welche mich mit den Besten vereinen, auch ein solches Leben ist einer Fürstin nicht unwerth; mehr als eine hat in früherer Zeit dies Loos gewählt, und die Nachwelt denkt ihrer mit Achtung."

„Ew. Hoheit meint nicht Königin Christine von Schweden," versetzte der Obersthofmeister. „Aber auch anderen war solche Wahl selten von Heil. Denn Ew. Hoheit erwäge, wenn eine Fürstin sich mit weisen Männern umgiebt, sie meint dabei immer einen Mann, der ihr der weiseste ist."

Die Prinzessin schwieg und sah vor sich hin.

„Wir haben lange der Fürstinnen gedacht," begann der alte Herr, „man darf auch das Schicksal der Männer beachten, welche durch zarte Bande an das Leben einer erlauchten Frau geschlossen werden. Gesetzt, es gelänge, einen Freund zu finden, der ohne unziemliches Fordern mit Selbstverleugnung und Devotion sein Leben den bewegten und wechselvollen Tagen einer Fürstin widmet: viel muß er aufopfern und entbehren. Recht des Mannes ist, daß das Weib sich ihm hingiebt, hier soll ein Mann die Kraft, ja auch die Leidenschaft seiner Natur in Fesseln legen für eine Frau, welche

nicht ihm gehört, der er nur vorsichtig in einzelnen Stunden nahen darf wie der Freund dem Freunde, die ihn selbst betrachtet als eine gewiß sehr werthvolle Habe, zuerst als schönen Schmuck, zuletzt im besten Fall als nützliches Hausgeräth. Am schlechtesten steht auf diesem Posten der Künstler, der Gelehrte, ich habe immer vor solchem wandelnden Conversationslexikon eines fürstlichen Haushalts Bedauern gefühlt. Auch große Talente gleichen dann den Philosophen des alten Roms, welche mit langem Bart und dem Mantel ihrer Schule im Schweif einer vornehmen Dame durch die Straßen zogen."

Die Prinzessin stand auf und wandte sich ab.

„Besser allerdings ist die Lage des Mannes," schloß der Obersthofmeister, „dem seine Persönlichkeit gestattet, das ganze Leben seiner hohen Freundin durch stille Arbeit zu leiten. Auch er muß nicht nur selbst das Schönste missen, er wird auch seiner Herrin beim reinsten Willen nicht immer ein Glück sein. Wer mehr sein will als ein treuer Diener, der vermindert die Sicherheit seiner Herrin. Wird solche ritterliche Hingabe angeboten, so mag ein edles Weib zögern, sie anzunehmen; sie hervorzulocken, ziemt einer Fürstin nicht."

Der Prinzessin stürzten die Thränen aus den Augen, sie wandte sich schnell dem Alten zu. „Ich kenne ein solches Leben," rief sie, „das in unaufhörlicher Selbstverleugnung drei Frauen unseres Hauses zum Segen war. O, mein Vater, ich weiß wohl, was Sie uns gewesen sind, haben Sie Geduld mit Ihrem armen Pflege-

finde, ich ringe gegen Ihre Worte, es wird mir schwer, Ihnen mein Ohr zu öffnen, und doch weiß ich, Sie sind der einzige sichere Halt, den ich bis jetzt im Leben gehabt habe, Ihre Mahnung der einzige Zuruf, der meine Jugend vor dem Verderben bewahrte." Wieder faßte sie seine Hand und ihr Haupt sank an seine Schulter.

„Ich habe Ihre Großmutter geliebt," erwiederte der alte Herr mit zitternder Stimme, „es war in einer Zeit, wo dergleichen leichtherzig aufgefaßt wurde, ein reines Verhältniß, ich habe für sie gelebt, ich habe ihr täglich entsagt; sie war doch unglücklich, denn sie war Gemahlin eines andern Mannes, und grade die heiligsten Pflichten wurden ihr durch mein Leben erschwert. Ich habe Ihre Mutter als sorglicher Diener behütet, ich habe doch nicht verhindert, daß sie unglücklich wurde und in dem Gefühl ihres Elends starb. Jetzt halte ich das dritte Geschlecht an meinem Herzen und ich möchte, bevor ich von hier scheide, daß mein Leben und das Leiden der Mütter Ihnen zur Lehre sei. Habe ich je für Sie gesorgt, so thue ich es jetzt, hat mein liebes Kind je aus meinen Worten das Herz eines väterlichen Freundes gefühlt, so soll sie jetzt meinen Rath nicht gering achten, wie nüchtern er auch glänzende Träume störe."

„Ich will Ihrer Worte denken," rief die Prinzessin, „ich will mich mühen, zu entsagen, aber, Vater, mein gütiger Vater, es wird mir schwer."

Der alte Herr rückte sich schnell zusammen und

unterbrach ihre Worte. „Es ist genug,“ sagte er in der Haltung seines Amtes, „Hoheit haben heut große Nachsicht gegen mich geübt, noch leben Andere, welche auch ihren Antheil an höchster Huld begehren.“

Es klopfte an der Thür, die Kammerfrau trat ein. „Der Diener meldet, daß Fräulein Gotlinde und die Herren im Theezimmer harren.“

„Ich habe mit Sr. Excellenz noch über Geschäfte zu sprechen,“ antwortete die Prinzessin leise, „ich lasse Gotlinde bitten, bei unserm Gast meine Stelle zu vertreten.“

Der Abend lag über dem Thurmschloß, die Fledermaus flog aus ihrem Schlupfwinkel in der geräumten Kammer, sie zog ihre Kreise im Hofraum des Schlosses und schnalzte verwundert, daß sie in einer leeren Behausung erwacht war. Die Eule flog in die Thurmluke und suchte mit runden Augen nach der alten Stuhllehne, von der sie sonst auf die dummen Mäuse gelauert hatte, und die Todtenuhr, die der Gelehrte aus der einsamen Kammer unter die lebenden Menschen hinabgetragen hatte, nagte und tickte auf der Treppe und in den Zimmern des Schlosses. Der Regen schlug an die Mauern und der Sturmwind heulte um den Thurm. Das Weib des Gelehrten fuhr durch die Nacht, flüchtig wie ein gehetztes Wild, er aber schritt noch in seinem Zimmer auf und ab und formte träumend aus den gefundenen Blättern die ganze verlorene Handschrift. Und

wieder wunderte er sich, daß sie ganz anders aussah, als er seit Jahren gedacht hatte.

Auch um das Fürstenschloß in der Residenz heulte der Wind und große Regentropfen schlugen an die Fenster, auch dort tobten die Gewalten der Natur und forderten Zugang in die feste Burg der Menschen. Säle und geschmückte Zimmer füllte das Dunkel der Nacht wie ein finsterer Rauch, nur die Laternen aus den Anlagen warfen ihren bleichen Schein durch die Fenster, er hing an den Hüllen der Kronleuchter und dem goldenen Zierrath der Wände, und machte die Oede der menschlichen Räume noch trauriger. Die Schloßuhr rief in melancholischem Schlage durch das Haus, daß die erste Stunde des neuen Tages gekommen sei. Dann wieder Stille, öde Stille überall. Zuweilen knisterte es in dem Parket des Fußbodens, und durch eine geöffnete Scheibe blies der Zugwind in die Vorhänge, welche schwarz um die Fenster hingen wie Leichenschmuck, der aufgesteckt wird beim Begräbniß eines Hausgenossen. Hier und da schien ein spärlicher Strahl aus der Tiefe auf die Bilder an der Wand, dort hingen in der fremden Tracht ihrer Zeit die Ahnen des Fürstenhauses, und wenn bei Tage der Kastellan die neugierigen Fremden durch die Säle geleitete, dann nannte er ihre Namen und sprach die Worte des Lobes über sie, welche er eingelernt hatte. Viele Geschlechter hatten in diesen Räumen gehaust, stattliche Männer und schöne Frauen hatten sich hier im Reigen geschwungen,

in goldenen Bechern war der Wein geflossen, gnädige Worte, festliche Rede und das leise Gemurmel der Liebe waren hier gehört worden, der Glanz jeder früheren Zeit war überboten durch reicheren Zierrath der späteren. Alles aber war verschwunden und verweht, über den bunten Farben lag die Schwärze der Nacht und des Todes. Die sich einst hier verbeugt und des bunten Gewühls geladener Gäste gefreut, sie Alle waren hinabgestiegen zur Tiefe, nichts war geblieben in dieser Stunde als traurige Leere und unheimliche Stille und eine einzelne Gestalt, welche geräuschlos wie ein Geist auf dem glatten Boden dahinschlich. Es war der Herr dieses Schlosses. Das Haupt vorgebeugt wie im Traume, ging er bei den Bildern seiner Ahnen vorüber.

„Das scheue Reh entlief," flüsterte er, „der Panther sprang zu kurz, heulend schleicht er, das Haupt gesenkt, in seine Kluft zurück. Die große Katze konnte ihre Krallen nicht bergen. Die Jagd ist aus, es ist Zeit, den Hammer dieser Brust in Ruhe zu setzen.

„Es war nur ein Weib, ein kleines unbekanntes Menschenleben, aber die Gaunerin Phantasie hat meine Sinne an ihren Leib gebunden, ihr allein gehört, was ich von Wärme und Hingabe für das Menschenvolk übrig habe." Er blieb vor einem Bilde stehen, auf welches das trübe Licht einer gedämpften Lampe fiel. „Du Alter im Harnisch weißt, wie Einem zu Muth ist, der flüchtig von Haus und Hof zieht und seinem Feind überlassen muß, was ihm lieb war. Als du aus dem

Schlosse deiner Väter eiltest, ein heimathloser Flüchtling, verfolgt von der Meute fremder Söldner, da war dir elend zu Muth und du warfst einen wilden Fluch hinter dich. Aermer fühlt sich dein Enkel, der jetzt flüchtig durch das Erbe gleitet, das du ihm überlassen, dir blieb die Hoffnung im harten Herzen, ich habe heut Alles verloren, wofür zu athmen der Mühe lohnt. Sie ist meinen Wächtern entflohen. Wohin? Auf den Stein zu ihrem Vater! Fluch der Stunde, wo ich selbst, durch ihre Worte getäuscht, den Knaben in ihre Berge sandte."

Er schlich weiter. „Die dritte Station auf dem Wege zum Ende," grübelte er, „ist eitles und nichtiges Spiel und bubenhafte Tücke. So sagte der gelehrte Pedant. Es traf ein, ich bin entstellt zu einem kindischen Zerrbild meiner Natur. Kläglich ist das Geflecht des Netzes, welches ich um ihre Glieder legte, fester Wille vermochte es im Augenblick zu zerreißen. Er hatte recht, knabenhaft war das Spiel. Durch einen Federbart wollte ich ihn festhalten, und bevor noch die Kunst des Magisters ihre Wirkung gethan, störte ich mir selbst den Erfolg durch die zitternde Hast meiner Leidenschaft. Wenn ihm die Kunde kommt, daß sein Weib entflohen, dann schnürt auch er seine Bücher und höhnt mich in sicherer Ferne. Schlechter Spieler, der an die Spielbank trat mit gutem Vorsatz, Stück um Stück auf das grüne Tuch zu setzen, und der im Wahnsinn den Beutel hinwarf und durch eine Kugel Alles verlor. Fluch über ihn und mich! Er darf nicht von mir, er darf

sie nicht sehen. Doch was nützt ihn zu halten, wenn ich nicht seine Glieder in Eisen schmiede oder seinen Leib da unten berge, wo wir alle geborgen werden, wenn die Andern Macht erhalten, sich unser zu entledigen. Du lügst, Professor, wenn du mich deinen alten Kaisern vergleichst. Mir graut bei dem Gedanken an Dinge, die jene lachend thaten, und mein Hirn weigert sich zu denken, was einst ein kurzer Wink der Hand befahl.

„Eine Kugel und ein Würfel für zwei," fuhr er fort, „das ist ein lustiges Spiel, von Meinesgleichen erfunden. Wie's trifft, der Eine fällt, der Andere springt davon. Wir würfeln, Professor, wer von uns beiden dem Gegner diesen letzten Dienst erweist. Und ich werde dir zunicken, du Träumer, wenn ich der Glückliche bin, der zur Ruhe gebracht wird.

„Reicht dein Witz aus, Philosoph, dein Schicksal vorauszusehen, wie jenem alten Sterndeuter gelang, den dein Tiberius nach der eigenen Zukunft frug? Laß uns versuchen, wie weise du bist."

Er stand wieder still und sah unruhig auf die dunklen Bilder. „Ihr schüttelt mit den Köpfen, ihr Alten an der Wand, mancher von euch hat gethan, was Anderen leid wurde, ihr seid Alle ehrenvoll eingesargt mit Trauermarschall und Leichenpferd, man hat Lieder gesungen euch zu Ehren und die Gelehrten haben lateinische Wehklagen geschmiedet und geseufzt, daß der goldene Regen aufhörte, der aus eurer Hand auf sie her-

abfiel. Dort steht einer von euch," rief er, und sah mit starrem Auge in einen Winkel, „dort schwebt der Wehegeist heran, der schwarze Schatten, der durch dieses Haus fährt, wenn das Unglück naht, die Schuld und die Buße. Es fährt dahin, die Narren zu schrecken, wesenlos, ein Spuk meiner kranken Laune. Ich sehe, wie es die Hand hebt, es scheucht, und mir graut vor der Malerei meines Gehirns. Hinweg," rief er laut, „hinweg! Ich bin der Herr des Hauses!" Er lief durch die Zimmer und strauchelte, der schwarze Schatten eilte hinter ihm. Der Fürst stürzte auf den Fußboden.

Er rief laut nach Hülfe in dem öden Raum. Als der vertraute Diener aus dem Vorzimmer des Fürsten herzueilte, fand er seinen Herrn auf der Erde liegen. „Ich hörte einen gellenden Ruf," rief der Fürst, sich wild erhebend, „wer hat geschrieen über meinem Haupt?"

Der Diener versetzte zitternd: „Ich weiß nicht, wer es war, ich hörte den Ruf und eilte herbei."

„Ich war es wohl selbst," sagte der Fürst tonlos, „mich überkam die Schwäche."

Am frühen Morgen rief der Professor den Kastellan und stürmte die Thurmtreppe hinauf, er fuhr in der Kammer umher und rückte an Bohlen und Brettern, er fand manchen vergessenen Kasten, nicht den, welchen er suchte. Er ließ den Kastellan jeden Nebenraum des Schlosses öffnen, schritt durch die Böden und Keller,

nirgend eine Spur. Er suchte bei dem Förster, welcher in einem Nebenhause wohnte, auch dieser wußte keine Auskunft zu geben. Als der Gelehrte wieder in sein Zimmer trat, legte er das Haupt auf seine Hände. Aber er schalt sich und bändigte sich. „Zu sehr habe ich die kühle Umsicht verloren, welche Fritz die höchste Tugend des Sammlers nennt. Gewöhne dich an den Gedanken zu entsagen und prüfe ruhig die Hoffnung, welche noch dauert. Sei auch nicht undankbar für das Wenige, das du gewonnen.“ Aber ihm wurde schwer, bei den gefundenen Blättern zu verweilen und er ging wieder sinnend auf und ab. Er hörte Stimmen im Hofe, eiliges Laufen in dem Gange, endlich meldete ein Lakai die Ankunft des Fürsten, und daß dieser den Professor beim Frühstück zu sehen wünsche.

An der Thurmseite, welche der Morgensonne entgegen lag, war unter blühendem Gesträuch die Tafel gedeckt. Als der Professor unter das Dach trat, welches die Stelle vor Regen und Sonnenstrahlen schützte, fand er neben der Dienerschaft auch die Forstbeamten aufgestellt, und außer dem Marschall den Obersthofmeister, welcher unruhiger als der Professor die plötzliche Ankunft des Fürsten bedachte.

Der alte Herr näherte sich dem Gelehrten und sprach Gleichgültiges. „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ frug er verbindlich.

„Ich werde um Erlaubniß bitten, in der nächsten Stunde nach der Stadt abzureisen, ich bin fertig.“

Es währte lange, bis die Herrschaften kamen. Als der Fürst aus der Thür trat, fiel sein leidendes Aussehen allen Anwesenden auf, seine Bewegungen waren hastig, die Züge verstört, die Blicke fuhren unstät über die Gesellschaft. Er wandte sich zuerst mit harter Frage an den Förster. „Wie durften Sie das widrige Geschrei der Dohlen am Thurme leiden? Es war Ihre Sache dort aufzuräumen."

„Ihre Hoheit, die Frau Prinzessin, hatte in vorigem Sommer für die Vögel gebeten."

„Mir ist der Ton unerträglich," sagte der Fürst, „bringen Sie Gewehre und machen Sie sich bereit, einigemal darunter zu schießen."

Da der Verbrauch von Jagdpulver zu den regelmäßigen Landfreuden des Hofes gehörte, und der Fürst auch in der Umgebung des Schlosses gern selbst einmal auf einen Raubvogel oder ein anderes lockendes Ziel sein Gewehr richtete, fand der Hof diesen Auftrag weniger hart als der Gelehrte.

Der Fürst wandte sich an den Oberhofmeister.

„Ich bin überrascht, Excellenz hier zu finden," sagte er, „ich wußte nicht, daß auch Sie sich für dies Stillleben Urlaub ertheilt haben."

„Mein gnädigster Herr durfte überrascht sein, wenn ich meine Pflicht nicht gethan hätte. Es war meine Absicht, Eurer Hoheit noch heute in der Residenz über das Befinden der Frau Prinzessin zu berichten."

„Also darum?" sagte der Fürst, „ich hatte vergessen,

daß mein Obersthofmeister seines Wächteramtes nicht müde wird."

„Ein Amt, das man fast ein halbes Jahrhundert im Dienst des erlauchten Hauses geübt hat, wird zur Gewohnheit," versetzte der Obersthofmeister. „Ew. Hoheit haben den Eifer eines Dieners, der sich gern nützlich machen möchte, sonst mit Nachsicht beurtheilt."

Der Fürst wandte sich an den Hofmarschall und frug mit gedämpfter Stimme: „Will er bleiben?"

Der Hofmarschall versetzte gedrückt: „Es war kein Versprechen, nicht einmal ein Wunsch aus ihm zu holen."

„Ich wußte es bereits," versetzte der Fürst rauh. Er wandte sich zu dem Professor, und zwang sich heftig zu freundlicher Miene, als er sagte: „Ich habe von meiner Tochter gehört, welchen Verlauf Ihr Feldzug gegen Stuhlbeine genommen hat. Ich wünsche darüber noch mit Ihnen allein zu sprechen."

Man nahm Platz. Der Fürst starrte vor sich hin und trank einige Gläser Wein, auch die Prinzessin saß schweigend, es war eine einsilbige Unterhaltung. Nur der Obersthofmeister wurde gesprächig, er frug nach einer Büste Winkelmanns und sprach von dem lebhaften Antheil, welchen die Nation jedem ungewöhnlichen Schicksal ihrer geistigen Führer zuwendet.

„Es muß doch ein angenehmes Gefühl sein," sagte er verbindlich zum Professor, „gewissermaßen von der

ganzen civilisirten Welt gehütet zu werden. In hundert Fällen vergeht das Privatleben unserer großen Gelehrten ohne besondere Ereignisse und doch beschäftigt sich unser Volk so gern mit dem Lebenslauf der Geschiedenen. Wen ein günstiger Zufall mit Herren Ihresgleichen in Berührung setzt, der mag sich vorsehen, daß er nicht unter den Händen später Biographen für alle Ewigkeit mit einem entstellenden Strich versehen wird. Ich gestehe," fügte er lächelnd hinzu, „daß diese Scheu mich mancher interessanten Bekanntschaft beraubt hat."

Der Professor erwiederte ruhig: „Das Volk ist sich bewußt, daß es zuerst durch die Arbeit der Studierstuben aus dem Elend heraufgekommen ist, bei längeren Erfolgen im politischen Leben wird auch die Theilnahme an den Trägern unserer bisherigen Cultur auf ein bescheideneres Maaß zurückgeführt werden."

„Ich habe dem Fürsten erzählt, daß Sie hier doch etwas gefunden," bemerkte die Prinzessin über den Tisch.

„Da ist nahebei ein merkwürdiger Fund in altem Hünengrabe gemacht," knüpfte der Obersthofmeister an und berichtete weitläuftig über Todtenurnen.

Aber der Fürst selbst wandte sich an den Gelehrten. „Jetzt ist doch Hoffnung, daß sich auch das Uebrige finden wird."

„Leider weiß ich nicht mehr, wo ich suchen soll," erwiederte der Professor.

„Was Sie gefunden haben," fuhr der Fürst mit Selbstüberwindung fort, „ist also unbedeutend."

Dem Professor war nicht recht, daß die Rede wieder auf die Handschrift kam, er empfand Mißbehagen von seinem Römer zu erzählen. „Es sind einige Kapitel aus dem sechsten Buch der Annalen," versetzte er mit Haltung.

„Als Ew. Hoheit in Pompeji standen," fiel der Obersthofmeister ein, „erregten die eingekratzten Aufschriften der Wände Aufmerksamkeit. In diesen Tagen fiel mir eine hübsche Abhandlung darüber in die Hand. Es ist fesselnd, das lebhafte Volk des alten Unteritaliens in den unbefangenen Aeußerungen seiner Liebe und seines Hasses zu beobachten. Man fühlt sich bei den naiven Ausrufungen der kleinen Leute fast ebenso lebhaft in die alte Zeit versetzt, als wenn man jetzt ein Zeitungsblatt in die Hand nimmt, das vor mehren Jahren geschrieben wurde. Wer den Bürgern Pompejis gesagt hätte, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch wissen würde, wen sie in zufälliger Verstimmung einmal feindselig behandelt haben, dem hätten sie es schwerlich geglaubt. Wir freilich sind vorsichtiger."

„Also das war der Haß kleiner Leute," versetzte der Fürst zerstreut, „Tacitus weiß davon nichts, ihn kümmert der Scandal des Hofes. Wahrscheinlich hatte er auch eine Charge."

Die Prinzessin sah unruhig auf den Fürsten. „Ist von dem Inhalt der beiden Pergamentblätter auch etwas für uns Frauen interessant?" frug sie wieder ablenkend.

„Nichts Neues," versetzte der Gelehrte, „da, wie ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu sagen, uns dieselbe Stelle bereits aus einer italienischen Handschrift bekannt ist. Es sind kleine Ereignisse im römischen Senat."

„Zank der versammelten Väter," warf der Fürst nachlässig ein, „es waren elende Sclaven. Ist das Alles?"

„Am Schluß stand noch eine Anekdote aus dem Privatleben des Tiberius. Der verstörte Geist des Fürsten klammert sich an die Astrologie; er ruft Sterndeuter zu sich und läßt in das Meer schleudern, die er in Verdacht eines Betruges hat. Auch der kluge Trasyllus wird über den verhängnißvollen Felsenpfad zu ihm geführt, er verkündet die verborgenen Geheimnisse des kaiserlichen Lebens. Da forscht Tiberius lauernd, ob er auch wisse, was ihm selbst der gegenwärtige Tag bringen werde. Der Philosoph frägt die Gestirne und ruft zitternd aus: „Bedenklich ist meine Lage, ich sehe mich in Todesgefahr." An dieser Stelle bricht unser Bruchstück ab. Der Vorfall mag sich wiederholt haben, dieselbe Anekdote haftet an mehr als einem Fürstenleben."

Um die Zinne des Thurms flog die Schaar der Dohlen, sie schwatzten und schrieen und erzählten einander, daß unten der Waidmann stand, der ein Wild suchte.

Der Fürst erhob sich schnell. „Diesem Geschrei der schwarzen Vögel soll ein Ende gemacht werden,"

er winkte dem Büchsenspanner. Der Mann trat heran und legte ein Gewehr in die Hand des Fürsten. Der Fürst setzte den Kolben auf die Erde und wandte sich zu dem Professor, während die Prinzessin beunruhigt durch die letzten Worte des Gelehrten mit ihren Nachbarn abseits stand und um Fassung rang.

„Die Prinzessin hat mir gesagt," begann der Fürst, „daß Sie Bedenken haben, einen Wunsch zu erfüllen, der uns Allen große Bedeutung gewonnen hat. Ich hoffe, daß die Hindernisse nicht unüberwindlich sein werden."

„Mir ziemt," versetzte der Professor, erfreut durch die gütigen Worte des Fürsten, „einen so ehrenvollen Antrag ruhig zu erwägen. Ich habe nicht nur auf meine Wissenschaft Rücksicht zu nehmen, auch auf Anderes."

„Worauf?" frug der Fürst.

„Auf den Wunsch einer geliebten Frau," sagte der Professor. Ein plötzliches Zucken kam über die Glieder des Fürsten.

„Und wie betrachten Sie Ihr Verhältniß zu mir?" frug der Fürst mit heiserer Stimme.

Der Gelehrte sah den Fürsten an, aus den Augen sprühte tödtlicher Haß und der glitzernde Schein des bösen Blickes, er sah die Mündung des Gewehrs gegen seine Brust gerichtet und daß der gehobene Fuß des Fürsten um den Drücker fuhr. Der Wetterstrahl zuckte, kein Raum zur Flucht, keine Zeit zu Regung; der

Gedanke des letzten Augenblicks fuhr ihm durch das Haupt. Er erblickte vor sich das verzerrte Antlitz des Kaiser Tiberius und er sagte leise: „Ich stehe auf dem Pfad des Todes."

„Der Fürst sinkt!" schrie der Oberſthofmeister. Er warf sich mit ausgestreckten Armen gegen den Herrn und ergriff seine Hände. Der Fürst wankte, das Gewehr fiel zu Boden, er selbst wurde von den Armen der Herbeieilenden aufgefangen.

Die Prinzessin flog herzu und sah fragend dem Gelehrten in das bleiche Antlitz. „Den Fürsten überkam ein plötzlicher Schwindel," antwortete dieser ruhig.

„Der Herr wird ohnmächtig," rief der Oberſthofmeister. „Wie geht es Ihnen, Herr Werner?" Die Hände des alten Mannes zitterten.

Gebrochen hing der Fürst in den Armen seiner Begleiter, er wurde nach dem Schloß getragen.

Die Umstehenden sprachen in warmen Worten ihren Schreck über den Zufall aus, die Prinzessin eilte dem kranken Fürsten nach. Ehe der Oberſthofmeister folgte, sagte er noch zum Professor, indem er ihm prüfend in's Auge sah: „Nicht zum ersten Mal erkrankt der Fürst an solchem Zufall, Ihnen kam das überraschend, Sie wußten nicht, daß der Fürst leidend ist?"

„Ich weiß es seit heut," versetzte kalt der Gelehrte.

Wenige Minuten darauf trat der Oberſthofmeister in das Zimmer des Professors, welcher sich zur Abreise bereitete.

„Ich komme, Ihre Nachsicht zu erbitten,“ begann der Obersthofmeister. „Denn ich muß Ihnen durch ein Bekenntniß lästig werden, welches für mich peinlich ist. Sie haben neulich in meiner Gegenwart dem Fürsten von dem Cäsarenwahnsinn römischer Kaiser berichtet. Was Sie damals sagten, war mir sehr lehrreich.“

„Ich ahne jetzt,“ versetzte der Professor finster, „daß der Ort dafür sehr wenig geeignet war.“

„Mehr als Sie annehmen,“ versetzte der Hofmann trocken. „Für mich war vorzugsweise lehrreich nicht was Sie sagten, sondern daß Sie es sagten. Ich hatte nicht für möglich gehalten, daß Jemand so scharfsinnig Vergangenes combiniren, und so bereitwillig auf ein Urtheil über seine Umgebung verzichten könnte. Sie haben damals einem Kranken seine eigene Krankheitsgeschichte erzählt.“

„Ich habe darüber so eben Beobachtungen gemacht,“ versetzte der Gelehrte.

„Der Fürst ist gemüthskrank. Es ist jetzt nothwendig, daß Sie es wissen. Ich habe Ihnen noch ein zweites Bekenntniß abzulegen. Mir ist begegnet, daß ich Sie falsch beurtheilt habe.“

„Es würde mir von Werth sein, wenn Ihr gegenwärtiges Urtheil günstiger wäre als das frühere,“ versetzte der Professor mit Haltung.

„In Ihrem Sinne, ja,“ fuhr der Obersthofmeister fort. „Ich habe Sie in Ihren hiesigen Beziehungen längere Zeit für einen vorsichtigen Mann gehalten, der

klug seine Zwecke verfolgt, ich habe erfahren, daß Sie das nicht sind, sondern etwas Anderes."

„Ein ehrlicher Mann, Excellenz," versetzte der Professor.

„Wir haben einander nichts vorzuwerfen," entgegnete der Hofmann das Haupt neigend, „wie Sie den Fürsten, so habe ich Sie selbst unrichtig beurtheilt. Aber mein Versehen ist das größere. Denn ich bin der ältere, und ich habe nicht wie Sie die Entschuldigung eines besonders reichen Geistes, welcher zuweilen erschwert, andere Naturen unbefangen aufzufassen. Eine Entschuldigung aber haben wir beide. Es ist selten leicht, solchen gerecht zu werden, welche in andern Kreisen aufgewachsen sind, und in Tugenden und Schwächen fremdartige Mischung zeigen. Befriedigung oder Verletzung des eigenen Selbstgefühls irrt uns allen das Urtheil. Wo die gemüthlichen Neigungen abweichen, entfremdet Mißbehagen, wo kräftig Töne der eigenen Brust sympathisch wiederklingen, gefährdet schnelle Annäherung. So habe ich Ihre ehrliche Unbefangenheit zu niedrig geschätzt, ich zahle in dieser Stunde die Buße, denn ich übergebe Ihnen ein Geheimniß in dem Vertrauen, daß Sie es mit hohem Sinn aufnehmen werden."

„Ich nehme an, daß Excellenz mir diese Mittheilung nicht ohne bestimmte Veranlassung machen."

„Man geht damit um, Sie in unserer Stadt festzuhalten," warf der Obersthofmeister hin.

„Mir sind seit gestern Anträge in dieser Richtung zugegangen.“

Der Oberſthofmeiſter fuhr fort: „Ich habe nicht nöthig, um Ihre Antwort zu sorgen. Sie haben die Meinung kennen gelernt, welche sich hinter artiger Hülle verbarg. Wissen Sie, weßhalb der Fürst Ihnen den Antrag gemacht hat?“

„Nein. Bis zu diesem Morgen habe ich nicht gezweifelt, daß ein gewisses persönliches Wohlwollen und die Ansicht, daß ich hier nützlich sein könnte, der Beweggrund war.“

„Sie irren,“ versetzte der Oberſthofmeiſter. „Man will Sie nicht blos deßhalb festhalten, um Sie für vergängliche Privatinteressen zu verwenden, das letzte Motiv sind, wie ich annehme, die Grillen eines Kranken, welcher in Ihnen bald einen Gegner sieht, bald einen Scharfsinn fürchtet, der schonungslos krankhafte Stimmungen vor der Welt aufdecken könnte. Sie sollen hier festgebannt werden, man will Sie streicheln, kratzen, beobachten, verfolgen. Sie sind ein Gegenstand des Interesses, der Scheu und Abneigung geworden.“

Der Professor stand auf. „Was ich erlebt und was Sie mir sagen, zwingt mich diese Stätte augenblicklich zu verlassen.“

„Ich wünsche nicht,“ sagte der Oberſthofmeiſter, „daß Sie mit einem lauten Mißton von hier scheiden, wenn dies vermieden werden kann; um Ihretwillen nicht, und wegen manchem von uns nicht.“

Der Professor trat an den Tisch, auf welchem die Pergamentblätter lagen. „Ich erbitte Ihre Geduld, wenn ich nicht sogleich ruhige Haltung wiederfinde. Die Lage, in welche wir versetzt sind, ist wie aus einem fremden Jahrhundert, sie steht in furchtbarem Gegensatz zu der heitern Sicherheit, womit wir das eigene Leben und die Seelen unserer Zeitgenossen betrachten."

„Heitere Sicherheit?" frug der Oberhofmeister traurig. „An Höfen wenigstens dürfen Sie diese nicht suchen, und nirgend, wo der Einzelne aus dem Privatleben heraustritt. Heitere Sicherheit! Auch ich möchte fragen, ob wir aus Einem Jahrhundert sind. Schwerlich hat es eine Zeit gegeben, wo so Vieles unsicher, das Alte so abgelebt und das Neue so schwach war."

Der Professor hob erstaunt das Haupt bei der lauten Klage des Greises. Der Oberhofmeister fuhr zürnend fort: „Ich höre überall von den Hoffnungen, die man im Volke hat, ich sehe häufig ein junges burschikoses Vertrauen. Es ist freilich noch weit von gereifter Kraft, aber ich verarge einem gemüthvollen Manne nicht, wenn er darauf Hoffnungen setzt. Ja ich darf einräumen, daß dieser jugendliche Muth in der That die beste Hoffnung ist, welche wir haben. Aber ich bin ein alter Mann, ich vermag dies Neue nirgend, wo es über die Interessen des Privatlebens hinausstrebt, imponirend zu finden. Ich fühle die Abnahme der Lebenskraft in der Luft, welche mich umgiebt. Meine Jugend fällt in eine Zeit, wo die beste Bildung der Nation den Höfen

nahe stand; meine eigenen Vorfahren haben durch sechs Jahrhunderte an den Thorheiten und Verbrechen, aber auch an dem Stolz ihrer Zeit eifrig Theil genommen, ich bin zum Manne erwachsen in der Vorstellung, daß Fürsten und Adel die geborenen Führer der Nation sind. Ich sehe mit Trauer, daß sie auf lange, vielleicht für immer diese Führung verlieren. Manches, was Sie neulich erzählten, paßt genau auf die letzten Jahrzehnte, welche ich durchlebt. Es war eine schmerzvolle Zeit. Die dumpfe Schwäche im Leben des Volkes hat am meisten auf den Höhen verwüstet. Auch da hat es nicht an einzelnen ehrenwerthen und kräftigen Männern gefehlt. Welche Zeit hätte sie ganz entbehrt? Aber, was die edelste Blüthe der Volkskraft sein sollte, das ist grade in dieser leeren und schaalen Zeit am tiefsten erkrankt."

Der Professor warf ein: „Ist Grund zur Trauer, wo vielleicht der Einzelne verliert, das Ganze gewonnen hat?"

„Zuverlässig nicht," versetzte der Hofmann, „wenn nur der Gewinn für das Ganze so sicher stünde. Aber mit Erstaunen sehe ich, daß grade die größten Angelegenheiten der Nation von allen Seiten schülerhaft klein betrieben werden. Vieles Werthvolle ist verloren, Besseres nicht gewonnen. Die Feinheit der Empfindung, welche sich sonst in allen Formen des Verkehrs sehr wohlthuend ausdrückte, discrete Behandlung wichtiger Geschäfte werden selten. Wenn dieser Vorzug nicht ausreicht, Charaktere zu bilden, wie sie vielleicht die Gegen-

wart braucht, er machte doch das Leben gefällig und schön. Was einst häufig war an den Höfen und den Geschäften, sicheres Gefühl der Ueberlegenheit, graziöse Herrschaft über Andere, das müssen wir entbehren. Die Diplomatie hat aufgehört vornehm zu sein. Man brüskirt, man avanturirt, nicht nur der Adel der Gesinnung, sogar der anmuthige Schein desselben fehlen, an den Höfen hat unsichere Kleinlichkeit, ein mürrisches, gereiztes, abschließendes Wesen überhand genommen, in der Diplomatie Ungezogenheiten und Leichtsinn ohne Kenntnisse und ohne männlichen Willen. Unsere Prinzen klirren als armirte Müßiggänger einher, die alte Hofzucht ist verloren, man fühlt sich haltlos auf der Defensive und sucht in thörichten Uebergriffen sein Heil. Es ist schwer sich die Empfindung fern zu halten, daß es mit diesem Treiben unaufhaltsam abwärts gehe."

Der Professor lächelte über die Trauer des alten Herrn.

„Ich verdenke Ihnen nicht," fuhr der Obersthofmeister fort, „wenn Sie das Unglück dieser Verwandlung nicht so schmerzlich empfinden als ich. Es ist nur schade, daß es immer noch die höchsten irdischen Interessen sind, mit welchen in solcher Weise gespielt wird."

„Ist denn aber das Unglück so allgemein?" versetzte der Professor.

„Unserem vielgestaltigen Leben fehlt es nicht an glänzenden Ausnahmen," sagte der Obersthofmeister. „Es war uns auch in der Zeit, wo wir vor der Welt die

größten Trauerspiele aufführten, noch vergönnt, hier und da eine heitere Novelle zu conserviren. Kaum jemals hat es uns ganz an einem Lande gefehlt, welches die fünf Charaktere, welche einem guten Hofe nöthig sind, in dauerndem Zusammenleben vereinte, einen gradsinnigen Herrn, eine liebenswürdige Fürstin, einen hochgesinnten Staatsmann, eine geistreiche Hofdame und unter den Cavalieren einen überlegenen Geist. Aber die Stätten sind selten geworden."

„Waren sie jemals häufig?"

„Sie waren in der Zeit, aus welcher meine ersten Erinnerungen stammen, der Stolz unserer Nation," versetzte der Obersthofmeister.

„Grade in jener Zeit haben wir auch Anderes gewonnen, worauf wir noch jetzt stolz sind," entgegnete der Gelehrte. „Es waren kurze Jahrzehnte, in welchen die Höfe für Asyle der freiesten Zeitbildung galten, und nur durch die seltsamen politischen Schicksale unseres Volkes ist diese Führerschaft möglich geworden. Jetzt ist sie auf andere Kreise übergegangen, und für die vornehme Bildung Einzelner haben wir die vermehrte Tüchtigkeit Vieler eingetauscht."

„Auch hierbei ist ein Verlust," rief der Obersthofmeister, „daß vornehme Naturen überhaupt selten geworden sind. Ich bin bereit, die großen Fortschritte anzuerkennen, welche das Bürgerthum in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Aber die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, ist zu selten

verbunden mit sicherem Selbstgefühl, ja auch selten mit der festgegründeten Stellung, deren eine politische Kraft bedarf. Zu häufig ist das Schwanken zwischen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügsamkeit, hoch fliegt die Begehrlichkeit, zu klein ist der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlstand zugenommen, wer dürfte das leugnen? Nicht in demselben Grade das Verständniß für die höchsten Angelegenheiten der Nation."

„Die Lebenden kommen herauf," entgegnete der Gelehrte, „die Söhne werden sicherer und freier stehen, auch auf diesem Gebiet gehört unsere Zukunft denen, welche emsig arbeiten."

„Vieles mag verloren gehen," sagte der Obersthofmeister, „bevor die Steigerung, welche Sie erwarten, so groß wird, daß sie den Aufstrebenden Antheil an der Herrschaft verschafft. Ich bin zu alt, mich von Hoffnungen zu nähren, deßhalb vermag ich Ihre lichtvolle Auffassung unserer Lage mir nicht anzueignen. Ich wünsche unserer Nation Gutes, woher es auch komme, ich weiß, sie hat Aergeres überstanden als das gegenwärtige Hängen zwischen einer niedersteigenden und einer aufsteigenden Bildung. Aber ich fühle, daß die Luft, in der ich lebe, immer schwüler wird, die Spannung der Gegensätze gefährlicher. Wenn ich zurücksehe auf ein langes Leben, so graut mir zuweilen vor dem Siechthum, das ich geschaut. Es war keine Zeit riesiger Laster, wie Ihre Kaiserperiode, aber es war eine Zeit, in welcher nach kurzem poetischem Traum die Schwäche dürftiger Seelen herrschte

und verdarb. Die Gestalten, welche in dieser kläglichen Zeit verkommen sind, werden der Nachwelt nicht fürchterlich erscheinen, aber grotesk und verächtlich. Sie, Herr Professor, leben in einer neuen Periode, wo sich ein jüngeres Geschlecht unbehülflich müht heraufzukommen. Mir fehlt Empfänglichkeit für die neue Art und mir fehlt der Muth zu hoffen, denn mir fehlt jede Fähigkeit die Jüngern bildend zu fördern."

Er war aufgestanden. Der Greis und der jugendfrische Mann, der Diplomat und der Gelehrte standen einander gegenüber, der eine Sprecher für die Welt, welche sich abwärts neigte, der andere Verkünder der Lehren, welche unablässig die alte Welt erneuen. Auf dem ruhigen Antlitz des Alten lag stille Trauer, in den geistvollen Zügen des Jüngern arbeitete kräftig die Empfindung, ein hoher Sinn und ein feiner Geist schaute aus den treuen Augen Beider.

„Was wir einander zu sagen hatten," fuhr der Obersthofmeister fort, „ist gesagt. Ich habe versucht, gut zu machen, was ich gegen Sie versehen, möge Ihnen die geschwätzige Offenheit, mit der ich mich Ihrem Urtheil hingab, eine kleine Genugthuung dafür sein, daß ich zu lange gegen Sie schwieg. Es ist die beste Genugthuung, die ich einem Manne Ihrer Art zu geben weiß. Was die krankhafte Stimmung Anderer betrifft, von welcher wir ausgingen, so bedarf es darüber zwischen uns keiner Worte; beide werden wir besonnen thun, was unsere Pflicht ist, um die Menschen,

welche unserer Sorge vertraut sind, vor Gefahr zu hüten, auch uns selbst zu wahren, Herr Werner. Leben Sie wohl! Möge die Thätigkeit, welche Sie gewählt haben, Ihnen das freudige Vertrauen zu Ihrer Zeit und Ihrem Geschlecht erhalten, bis in die Jahre, welche ich auf meinem Scheitel trage. Dies höchste Glück des Menschen habe ich, der unbedeutende Mann, zuweilen mit Schmerzen entbehrt, wie sie Ihr großer Römer gefühlt hat."

„Gestatten Excellenz auch mir, Ihnen eine Bitte auszusprechen," versetzte der Gelehrte mit warmer Empfindung. „Noch oft mag die ungeübte Rührigkeit der Jüngern Ihnen ein bitteres Lächeln abnöthigen, und nicht immer werden die unfertigen Werke, welche wir Pioniere der Wissenschaft aufwerfen, den Forderungen genügen, welche Sie auch an uns stellen; denken Sie, wenn Sie uns tadeln müssen, auch nachsichtig daran, daß unser Volk die Bürgschaft schöpferischer Jugend so lange in sich trägt, als die Ehrfurcht vor jeder geistigen Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß ihm nicht verloren sind. Solange die Nation sich selbst verjüngt, vermag sie auch ihre Fürsten und die Leiter ihrer Geschäfte mit neuem Leben zu erfüllen. Denn wir sind nicht Römer, sondern warmherzige und dauerhafte Germanen."

„Nero wagt nicht mehr die Apostel einer neuen Lehre zu verbrennen," versetzte der Obersthofmeister mit trübem Lächeln. „Darf ich dem Fürsten von Ihnen das

Freundliche sagen, was Sie ihm aussprechen dürfen, ohne Ihrer Würde wehe zu thun?"

„Ich bitte darum, Excellenz," versetzte der Professor.

Der Professor eilte, sich bei der Prinzessin zu beurlauben, sie empfing ihn in Gegenwart ihres Fräuleins und des Hofmarschalls. Wenige Worte wurden gewechselt; während sie die Hoffnung aussprach ihn recht bald in der Residenz wiederzusehen, wollte ihr die Sprache versagen. Als er das Zimmer verlassen, flog sie hinauf in die Bibliothek und blickte hinab auf den Wagen, in welchen die Truhe geladen wurde. Sie brach einige der Blumen ab, welche der Gärtner in ihr Zimmer gesetzt und schlang sie mit einem Bande zusammen. „Sein Auge sah auf euch und seine Stimme klang in dem Raum, in dem ihr euer flüchtiges Leben verbringt. Es war ein kurzer Traum! kein Traum, ein schönes Bild war's aus neuer Welt.

„Wie sich die Frau fügt dem stärkern Geist in liebevoller Hingabe, ihr Auge auf das seine geheftet, das Glück habe ich geahnt. Nur einmal hat meine Hand die seine berührt, und doch habe ich an seinem Herzen gelegen, unsichtbar, körperlos, Niemand weiß es, er selbst nicht, ich allein empfand die Wonne. Leichtes, luftiges Band, gewebt aus den zartesten Fäden, die sich von einer Menschenseele zur andern ziehen, du sollst zerreißen und verwehen, nur das Gefühl bleibt, daß die Neigung, welche zwei Fremde zu einander zog, zum Segen wurde für eines der beiden.

„Du ernster Mann gehst deinen Pfad, und ich den meinen, und wenn der Zufall uns zusammenführt, dann neigen wir uns artig vor einander, und grüßen uns mit höflicher Rede. Lebe wohl, Gelehrter, so oft mir einer deiner Genossen entgegentritt, ich werde fortan wissen, daß er zu einer stillen Gemeinde gehört, in deren Vorhof auch ich demüthig mein Haupt geneigt."

Aus den Baumgipfeln, auf die das Fürstenkind niedersah, sangen die Vögel. Der Wagen rollte davon, sie beugte sich herab und hielt den Strauß in der ausgestreckten Hand, dann warf sie die Blumen mit kräftigem Schwunge in den Wipfel eines Baumes, sie hingen unter den Blättern, ein kleiner Vogel flog auf, doch er setzte sich im nächsten Augenblick wieder vor den Strauß und sang sein Lied fort. Die Prinzessin aber legte ihr Haupt an die Mauer des Thurmes.

Der Gelehrte fuhr der Stadt zu, die Truhe, welche er gefunden, stand vor ihm. Schneller noch und stürmischer als auf der Herfahrt fuhren die wechselnden Gedanken durch seine Seele, er trieb den Kutscher zur Eile, und eine unbestimmte Angst heftete ihm den Blick an die Stelle, wo die Thürme der Residenz aufsteigen sollten. Dazwischen aber sah er immer wieder die Gestalt des Obersthofmeisters vor sich und hörte die traurigen Worte der leisen Stimme. „Unermeßlich groß ist der Unterschied zwischen den engen Verhältnissen dieses Hofes und der gewaltigen Größe des kaiserlichen Roms, unermeßlich groß auch der Unterschied zwischen dem

bekümmerten Hofherrn und der düstern Gestalt eines römischen Senators. Und doch ist etwas in dem Gefüge der Seele, die sich mir heut aufgethan, was mich mahnt an ein Bild aus längst vergangener Zeit, und was er sprach, klingt in meiner Seele wie ein schwacher Ton aus dem Herzen des Mannes, dessen Werk ich vergebens gesucht. Denn wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht sind, so deuten wir auch Zustände und Gestalten entfernter Zeit nach dem Gemüth der Menschen, welche uns lebend umgeben. Das Alte sendet unaufhörlich seine Geister in unsere Seelen und unaufhörlich legen wir uns das Alte zurecht nach dem Bedürfniß unseres warmen Herzens."

Fünftes Buch.

1.

Des Magisters Ausgang.

Professor Raschke saß auf dem Boden seiner Wohnstube. Die Farbenpracht des türkischen Schlafrocks war vermindert, treues Beharren im Dienste wissenschaftlicher Theorie hatte ihm einen Schimmer von fahlem Grau verliehen, aber er umhüllte doch würdig die Glieder seines Herrn. Der Professor hatte sich zu seinem ältesten Sohn Marcus niedergesetzt, um diesem das Studium des ersten ABC=Buchs zu erleichtern; als der Kleine ermüdet bei den Bildern ausruhte, hatte der Vater, um diese Pause für sich zu nützen, ein Handexemplar des Aristoteles aus der Tasche gezogen. Er las und machte mit einem Bleistift Anmerkungen ohne zu beachten, daß sein Sohn Marcus längst das Bilderbuch weggeworfen hatte und mit den übrigen Kindern, unter denen auch der Pupus stolperte, um den Vater einen Kringeltanz aufführte. „Papa, nimm die Beine weg, wir können nicht drum herum,“ rief Bertha die älteste, von der man wirklich größere Klugheit hätte erwarten dürfen. Raschke zog die Beine ein, und da er seinen Sitz seitdem unbequem fand, ersuchte er die

Kinder, ihm einen Stuhl zu bringen. Sie trugen den Stuhl herzu, er stützte sich mit dem Rücken dagegen. „Wir können wieder nicht herum,“ riefen die tanzenden Kinder. Raschke sah auf: „Dann also werde ich mich auf den Stuhl setzen.“ Das war den Kindern recht und der Höllenlärm ging weiter. „Komm her, Bertha,“ sagte Raschke, „du kannst mir als Pult dienen,“ er legte das Buch auf ihre Zöpfe, las und schrieb. Die Kleine stand mäuschenstill unter dem Buch und schalt die andern, weil sie Lärm machten.

Es klopfte, der Doctor trat ein.

„Pfui, Fritz,“ rief Raschke ihm entgegen, „ich kenne Sie nicht mehr, ich muß mich wirklich auf Ihr Gesicht besinnen. Ist das recht, Ihre Freunde so hintenan zu setzen in einer Zeit, wo ein Freundesgruß Ihnen wohlthun konnte? Laura hat mir erzählt, was Ihren lieben Vater betroffen. Ein schwerer Verlust,“ fuhr er traurig fort, „wenn ich nicht irre, Zweimalhunderttausend.“

„Gerade eine Null zu viel,“ sagte Fritz.

„Es kommt wenig darauf an,“ versetzte Raschke, „wie groß die Summe war, nur auf das Leid, welches sie lieben Menschen bereitet hat. Ich war bei Ihnen, Fritz, in jenen Tagen, ich habe mich sogleich aufgemacht, es kam nur,“ fügte er bekümmert zu, „ein Umstand dazwischen. Ich bin sonst gewöhnt, des Abends auf Ihre Straße zu gehen, und, es kurz zu sagen, ich gerieth in ein falsches Haus, und kam mit Mühe für die Vorlesung zurecht.“

„Bedauern Sie mich nicht,“ versetzte der Doctor, „freuen Sie sich mit mir, ich bin ein glücklicher Mann, grade in dieser Zeit habe ich gefunden, was ich zu erreichen verzweifelte, Laura's Herz und die Einwilligung des Vaters.“

Raschke klopfte dem Doctor auf die Schulter und drückte ihm erst die eine, dann die andere Hand. „Der Vater,“ rief er, „er war das Hinderniß, ich kenne ihn etwas, und ich kenne auch seinen Hund. Wenn ich von dem Hunde auf den Mann schließen darf,“ fügte er zweifelnd hinzu, „so ist er ein Original. Ist's nicht so, Freund?“

Der Doctor lachte. „Es ist alte Feindschaft über die Straße. Meine arme Seele wird von ihm mißhandelt, wie die Psyche im Mährchen von Frau Venus. Er läßt seinen Zorn an mir aus und stellt mir unlösbare Aufgaben. Aber hinter seinem Trotze merke ich doch, daß er sich mit meiner Neigung versöhnt. Ich ahne Frohes, in diesen Tagen begleite ich Laura nach Bielstein. Nur um des Freundes willen habe ich gewünscht, diese Reise eher anzutreten. Ich werde eine Sorge nicht los. Mich beunruhigt, daß der Magister in der Nähe Werners ist.“

Raschke fuhr sich in die Haare. „Freilich!“ rief er.

„Ich habe dazu bestimmte Veranlassung,“ fuhr der Doctor fort. „Der Händler, welcher den falschen Pergamentstreif des Struvelius in die Stadt gebracht haben sollte, wurde von der Mutter des Magisters zu mir gewiesen.

Ich behandelte ihn, wie natürlich war, er aber betheuerte, von jenem Pergament nichts zu wissen, und niemals ein solches Blatt durch den Magister verkauft zu haben. Der Zorn des Mannes über die unwahre Behauptung des Magisters hat mich ängstlich gemacht. Er bestätigt einen Verdacht, den ich gegen die Echtheit eines andern Schriftstücks, das mir Werner aus der Residenz mittheilte, bereits in einem Briefe geäußert. Ich kann die Sorge nicht fern halten, daß der Magister selbst der Fälscher war, und Schrecken befällt mich bei dem Gedanken, daß er jetzt seine Kunst gegen unsern Freund zu üben versucht."

„Das ist eine sehr ernste Sache," rief Raschke unruhig auf und ab gehend. „Werner vertraut dem Magister unbedingt."

Auch der Doctor wandelte auf und ab. „Denken Sie den Fall, daß sein großartiges Vertrauen Opfer einer Gemeinheit würde. Stellen Sie sich den bittern Schmerz vor, den ihm das bereiten müßte. Mit einem peinlichen Eindruck, den wir Andern ohne großen Kampf verwischen, wird er lange selbstquälerisch und hart ringen."

„Sie haben ganz recht," rief Raschke, und fuhr sich wieder in die Haare. „Ihm ist nicht eigen, moralische Häßlichkeit ohne große Aufregung zu überwinden. Sie müssen ihn auf der Stelle warnen, und zwar Aug' in Auge."

„Leider vermag ich das erst in mehren Tagen, un-

terdeß bitte ich Sie, Professor Struvelius von der Aussage des Händlers in Kenntniß zu setzen."

Der Doctor entfernte sich, Raschke vergaß den Aristoteles und bedachte ängstlich die Untreue des Magisters. Noch zürnte er mit dem kleinen Mann, als es klopfte und Struvelius mit Flaminia in der geöffneten Thür stand.

Raschke begrüßte, rief seine Frau, bat niederzusitzen und vergaß darüber, daß er im türkischen Schlafrock stand.

„Wir kommen mit einem Wunsch," begann Flaminia feierlich. „Er gilt unserm Collegen Werner. Mein Mann will Ihnen mittheilen, was uns beide tief erschüttert hat."

Raschke fuhr von seinem Stuhle in die Höhe. Der Gatte, dessen Erschütterung nur an seinem gesträubten Haar sichtbar ward, erzählte: „Mir wurde gestern eine Einladung auf die Polizei. Als ein Bruder des Magister Knips nach Amerika entwich, belegte man seine Sachen auf Ansuchen kleiner Gläubiger mit Beschlag, und weil er den größten Theil seiner Effecten in der Wohnung der Mutter bewahrte, wurde auch dort weggenommen. Darunter einige Gefäße und Mappen, welche offenbar nicht dem Entwichenen gehörten, sondern dessen Bruder. Eine dieser Mappen enthielt Durchzeichnungen nach Handschriften, viele Versuche, alte Schrift nachzuahmen, und beschriebene Pergamentblätter. Den Beamten hatte dies be-

fremdet, er forderte mich auf, unter der Hand davon Einsicht zu nehmen. Nähere Betrachtung ergab, daß der Magister selbst sich lange um die Fertigkeit bemüht hat Schriftzüge des Mittelalters nachzuahmen. Aus den Fragmenten aber, welche ich in der Mappe gefunden, ist unzweifelhaft, daß er noch andere Fälschungen im Vorrath hat, welche zum Theil jenem Pergamentstreif genau entsprechen."

„Dies genügt, Struvelius," begann die Gattin, „jetzt laß mich sprechen. Sie mögen denken, Herr College, daß uns zunächst Werner einfiel, und daß wir uns der Angst nicht entschlugen, auch der Gatte unserer Freundin werde durch den Betrüger in eine Verlegenheit kommen. Ich forderte Struvelius auf an Professor Werner zu schreiben, er aber zog vor, die Nachricht durch Sie zu befördern. Dieser Weg schien auch mir sachgemäß."

Raschke zog, ohne ein Wort zu sagen, seinen Schlafrock aus, lief in Hemdärmeln durch das Zimmer und suchte in den Winkeln. Endlich fand er wenigstens seinen Hut, den er aufsetzte.

„Aber Raschke!" rief Frau Aurelie. „Wie so?" frug er eilig. „Hier gilt kein Säumen. Bitte sehr um Verzeihung, Frau Collega," rief er seinen Aermel betrachtend und fuhr wieder in den Schlafrock, behielt aber in der Aufregung seinen Hut und setzte sich so gerüstet den Freunden gegenüber. Bertha nahm ihm auf einen Wink der Mutter leise den Hut ab. „Hier ist ein schneller Entschluß nöthig," wiederholte er.

„Man hat keinen Grund," fuhr Struvelius fort, „die Habe des Magisters seiner Mutter vorzuenthalten, indeß würde man Ihnen bereitwillig eine Durchsicht der Schriften gestatten."

„Das wünsche ich gar nicht," rief Raschke, „es würde mir den Tag verderben; Ihr Urtheil, Struvelius, genügt."

Noch ein aufgeregter Austausch der Ansichten, und der Besuch enthob sich. Wieder ging Raschke stürmisch einher, daß die Flanken seines Schlafrocks über die Stühle flogen. „Liebe Aurelie, erschrick nicht, ich bin zu einem Entschluß gekommen, ich werde morgen verreisen."

Die Professorin schlug die Hände zusammen. „Was fällt dir ein, Raschke?"

„Es ist nothwendig," sagte er. „Ich verzweifle durch einen Brief die festen Ansichten Werners zu erschüttern. Meine Pflicht ist zu versuchen, ob geflügeltes Wort und ausführliche Darstellung größere Wirkung haben. Ich muß wissen, wie der Freund zu dem Magister steht, nach Andeutungen des Doctors befürchte ich von der Thätigkeit des Falsarius das Aergste. Ich habe einige freie Tage vor mir, ich kann sie nicht besser verwenden."

„Aber Raschke, du willst reisen?" frug seine Frau vorwurfsvoll. „Wie kannst du dich auf so etwas einlassen?"

„Du verkennst mich, Aurelie, in unserer Stadt

bin ich allerdings zuweilen unsicher, aber in der Fremde finde ich mich überall sehr gut zurecht."

„Weil du noch niemals allein in der Fremde warst," versetzte die kluge Frau.

Raschke trat vor sie und hob warnend die Hand. „Aurelie, es gilt dem Freund, auf Kleinigkeiten darf man keine Rücksicht nehmen."

„Du wirst nie hinkommen," entgegnete seine Frau mit trüben Ahnungen.

„Es ist viel leichter, auf sicherem Fahrzeug durch die halbe Welt zu fliegen, als auf zwei Beinen durch die Gasse, halbe Bekannte sind am unbequemsten."

„Und dann das Reisegeld, Raschke," warnte Frau Aurelie, leise wegen der Kinder.

„Du hast in deinem Wäschschrank eine alte schwarze Sparbüchse," versetzte Raschke schlau, „denkst du, ich weiß nichts davon?"

„Ich habe darin für einen neuen Frack gesammelt," sagte die Professorin.

„Du willst mir meinen Frack nehmen?" rief Raschke hitzig, „gut, daß ich dahinterkomme. Jetzt würde ich nach jener Residenz reisen, wenn ich auch gar keine Veranlassung hätte. Heraus mit der Büchse."

Frau Aurelie ging langsam, brachte die Sparbüchse und legte sie ihm mit stummem Vorwurf in die Hand. Der Professor zwängte das Geld sammt der Büchse in die Tasche seiner Beinkleider, schlang den Arm um seine Frau und küßte sie auf die Stirn. „Du bist

mein liebes Weib," rief er, „jetzt aber nicht gesäumt. Bringt mir den Plato und Spinoza."

Plato war die seidene Mütze und Spinoza der dicke Mantel des Professors. Die Schätze des Hauses hießen so, weil sie von dem Honorar zweier Bücher über die beiden Philosophen gekauft waren. Das Aufsehen, welches die Werke in der gelehrten Welt gemacht hatten, war sehr groß, das Honorar sehr klein gewesen. Unter den Kindern entstand eine Bewegung, denn die schönen Stücke wurden im Winter zuweilen für einen Sonntagsspaziergang herausgeholt. Der kleine Haufe lief mit der Mutter.

„Bring sie nur zurück, Raschke, ich habe Angst, etwas geht verloren."

„Wie ich dir sage, Aurelie, auf Reisen kannst du mir sicher vertrauen."

„Ich will doch eine Zeile an Werner schreiben, er soll darauf achten, daß du beides behältst, den Brief stecke ich dir in die Rocktasche, wenn du ihn nur abgeben wolltest."

„Warum nicht?" rief Raschke unternehmend.

Am nächsten Morgen begleitete Frau Aurelie ihren Gatten zu der Reisegelegenheit, und achtete darauf, daß er auf den richtigen Platz kam. „Wenn du nur erst wieder glücklich bei uns wärst," klagte sie. Raschke küßte ihr ritterlich die Hand und setzte sich auf seine Reisetasche. „Die Sitze haben eine merkwürdige Höhe," rief er und baumelte mit den Beinchen. Die Mit-

reisenden lachten, er sagte freundlich: „Ich bitte die Herren sehr um Entschuldigung.“

Die Laternen brannten und der Mond schien aus weißem Dunst auf die Wand des Pavillons, als der Professor zurückkehrte. Kein Lichtstrahl fiel aus den Fenstern, düster und verlassen stand das Haus, von einem bläulichen Phosphorschein überzogen. Die Thür war verschlossen, der Lakai verschwunden. Der Gelehrte zog die Glocke, endlich kam Etwas die Treppe herab, Gabriel öffnete und stieß einen Freudenruf aus, als er seinen Herrn vor sich sah. „Wie geht es meiner Frau?“ rief der Professor.

„Frau Professorin ist nicht zu Hause,“ entgegnete Gabriel scheu. Er winkte seinen Herrn in das Zimmer, dort holte er den Brief Ilse's hervor. Der Professor las die Zeilen und hielt sie betäubt in der Hand. Auch dies war eine Handschrift, die er gefunden, sie meldete, daß sein Weib von ihm gegangen war; jedes Wort fuhr wie ein Messerstich in seine Seele. Als er zu Gabriel aufblickte, erkannte er, daß er noch nicht Alles wußte. Der Diener erzählte, der Gelehrte stieß den Sessel von sich, seine Glieder zitterten im Fieber. „Wir verlassen sogleich dieses Haus,“ sagte er tonlos, „räumen Sie zusammen.“

Wie ein römischer Priester, der in geheimer Andacht zu seinem Gotte betet, hatte er sein Haupt verhüllt gegen die Klänge, welche von Außen in die Seele

dringen. Ohr und Auge hatte er abgeschlossen von den Gestalten, welche ihn umwandelten, jetzt riß das Schicksal die Hüllen von seinem Haupte.

„Herr Hummel wollte nicht vor Ihrer Ankunft reisen," fuhr Gabriel fort, „ihm ist es eilig."

„Ich gehe nach seinem Gasthof, folgen Sie mir," sagte der Professor, „im Schlosse melden Sie, daß ich ausgezogen sei." Er wandte sich ab und verließ das Haus. Als er bei dem Schloß vorüberkam, warf er einen wilden Blick auf die Fensterreihe der Zimmer, welche der Fürst bewohnte. „Noch ist er nicht zurück, Geduld," murmelte er; dann ging er vor sich hinbrütend zum Gasthof. Er forderte Wohnung und frug nach seinem Hauswirth. Gleich darauf trat Herr Hummel bei ihm ein. „Gute Nachricht," begann dieser in seinem sanftesten Ton, „ein Bote des Oberamtmanns trug mir so eben die Nachricht zu, daß Alle glücklich fortgezogen sind. Es ist wohl aus Vorsicht geschehen, daß kein Brief an Sie beilag."

„Es war wohl aus Vorsicht," wiederholte der Gelehrte und sein Haupt sank ihm schwer auf die Brust.

Herr Hummel setzte sich zu ihm und sprach ihm leise in's Ohr, bei den letzten Worten fuhr der Professor entsetzt auf und ein Stöhnen klang durch den Raum. „Der Mensch ist kein Uhu," erklärte Herr Hummel begütigend, „und es ist eine Ungerechtigkeit von ihm zu verlangen, daß er in der Finsterniß Kopf und Schwanz einer Ratte unterscheiden soll. Aber jeder

Hausbesitzer weiß auch, daß es nichtswürdige Erfindungen der Architektur giebt. Diese Andeutung widme ich nur Ihnen, sonst Niemandem. Ich habe mich vor mehren Tagen bei Ihrem Herrn Schwiegervater angemeldet. Fritzchen Hahn ist in Ihrer Abwesenheit zu einem Doctor Faustus geworden, der mein armes Kind durchaus auf seinem Höllenmantel nach Bielstein tragen will. Darf ich auch Ihre Ankunft dort verkünden?"

„Sagen Sie," versetzte der Gelehrte finster, „ich werde kommen, sobald ich hier frei bin." Er hielt Herrn Hummel fest an der Hand, als wollte er den Vertrauten seines Weibes nicht von sich lassen und geleitete ihn so hinab in den Hausflur. Dort waren neue Reisende angekommen, ein kleiner Herr im Mantel und schöner seidener Reisemütze wandte sich, ohne unter dem großen Schirm aufzusehen, an den Professor und sagte: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir ein Zimmer anweisen wollten. Ich bin hier doch am rechten Orte?" Er nannte den Namen der Stadt. Der Professor nahm dem Herrn die Reisetasche ab, faßte ihn ohne ein Wort zu sprechen unter den Arm und führte ihn schnell die Treppe hinauf. „Sehr artig," rief Raschke, „ich danke Ihnen aufrichtig, ich bin durchaus nicht ermüdet, mein einziger Wunsch ist Herrn Professor Werner zu sprechen. Können Sie das vermitteln?"

Werner öffnete sein Zimmer, nahm ihm die Mütze vom Kopf und schloß ihn in die Arme.

„Mein theurer College,“ rief Raschke, „ich bin der glücklichste Reisende der Welt; sonst ist ein Pilger auf der Landstraße zufrieden, wenn ihm kein Unglück begegnet, ich aber habe im Wagen bescheidene denkende Menschen gefunden, der Conducteur hat mir beim Wagenwechsel meine Mütze nachgetragen, man hat mich gütig bis vor dieses Haus begleitet, und jetzt, wo ich zum ersten Mal auf meinen eigenen Füßen stehe, finde ich mich am Arme dessen, nach dem ich ausgefahren bin. Es ist eine Freude zu reisen, College, bei jeder Meile merkt man, wie gut und warmherzig das Volk ist, in dem wir leben. Wir sind Thoren, daß wir unsere Vorträge nicht im Wagen halten. Die Sorge unserer Frauen ist durchaus nicht gerechtfertigt; selbst ist der Mann.“

So triumphirte Raschke. „Wer wohnt in diesem Zimmer,“ frug er, „ich oder Sie?“

„Hier oder daneben, wie Sie wollen,“ versetzte Werner.

„Dann neben Ihnen, denn Freund, ich wünsche Sie so wenig als möglich zu entbehren.“

„Sie kommen zu einem Mann, dem warmer Zuspruch Noth thut,“ sagte der Gelehrte. „Meine Frau ist bei ihrem Vater, ich bin allein,“ setzte er mit stockendem Athem hinzu.

„Sie sehen aus wie ein Wandrer, der bei schlechtem Wetter den Mantel um sich zieht,“ rief Raschke, „deßhalb wird Sie, was ich zutrage, wenigstens nicht aus heiterer Ruhe stören. Denn mein Botenamt ist, eine

Menschenseele in Ihren Augen zu erniedrigen, das ist hart für uns beide."

„Ich habe heut erlebt, was auch einen festeren Bau aus allen Fugen treiben kann. Wenig mag noch zurück sein, was mich erschüttert, ich bin gefaßt zu hören."

Raschke setzte sich neben ihn und begann seinen Bericht, er fuhr dabei auf dem Sopha hin und her, klopfte dem Freund auf die Kniee, streichelte ihm den Arm und bat um Fassung.

Wieder war eine Hülle von dem Haupt des Suchenden gezogen, der allein mit seinem Gott zu reden glaubte. Der Gelehrte hielt still und zuckte nicht. „Das ist furchtbar, Freund," sagte er am Ende. Damit brach er kurz ab, und den ganzen Abend gedachte er mit keinem Wort des Magisters.

Am nächsten Morgen saßen die Professoren wieder auf Werners Zimmer bei einander. Werner warf die beiden Pergamentblätter auf den Tisch. „Dies wenigstens hat mit dem Magister nichts zu thun, ich selbst habe es aus altem Geröll hervorgeholt, dort liegt das Meßbuch auf der Truhe, es kostet mich Ueberwindung, den theuer erkauften Erwerb anzusehen."

Raschke betrachtete das Pergament. „Sehr bedeutend," rief er, „wenn dies wirklich ist, was es scheint." Er eilte zu der Truhe, und durchsuchte das Meßbuch. „Wahrscheinlich würde auch das Missale einen Anhalt dafür gewähren, ob es in dem Mönchskloster von Rossau gebraucht worden," sagte er, „ich bedaure, daß zu dieser

Prüfung meine Kenntniß der Klostergewohnheiten nicht ausreicht." Er öffnete den Kasten und hob den Inhalt heraus. Von der Zerstreuung, welche ihn sonst wohl störte, war nichts zu bemerken, mit scharfen Augen sah er umher, als ob er die dunklen Worte eines alten Philosophen zusammensuche. „Sehr merkwürdig," rief er, „nur Eines wundert mich. Ist die Kiste ausgefegt worden?"

„Nein," versetzte Werner auffahrend.

„Die drei Begleiter einer hundertjährigen Ruhe fehlen, Staub, Spinngewebe und Insektenschaalen, es müßte doch etwas im Innern des Deckels oder Bodens hängen, denn die Truhe hat Ritze, welche den Geschlechtern der Kerbthiere Zugang verstatten."

Er räumte weiter und untersuchte den Boden. „Unter dem Holzsplitter hängt etwas Papier," er zog einen winzigen Papierfetzen heraus und über die edlen Züge seines Angesichts legte sich ein tiefer Schatten. „Lieber Freund, machen Sie sich gefaßt auf eine unwillkommene Beobachtung. Auf diesem Fragment stehen nur sechs gedruckte Wörter, aber es sind Lettern unserer Zeit, es ist unser Zeitungspapier, und eines der sechs Wörter ist ein Name, der in der Politik dieser Tage oft genannt wird." Er legte das Papierstückchen auf den Tisch. Werner starrte darauf ohne ein Wort zu sagen, auch sein Angesicht verwandelte sich, als ob ein Augenblick die Arbeit von zwanzig sorgenvollen Jahren gethan hätte. „Die Sachen sind von mir ausgepackt

und wieder eingelegt worden, möglich, daß das Papier dabei hineingefallen ist."

„Möglich," wiederholte Raschke.

Der Professor sprang auf und suchte in fliegender Eile sein Handexemplar des Tacitus hervor. „Hier sind die Lesarten der Florentiner Handschrift, ein Vergleich mit den Pergamentblättern wird Licht geben." Er verglich einige Sätze. „Es scheint eine genaue Copie," sagte er, „zu genau, ungeschickt genau." Er hielt die Handschrift prüfend von der Seite gegen das Licht, er goß einen Tropfen Wasser auf eine Ecke des Pergaments und wischte mit dem Tuch, im nächsten Augenblick schleuderte er Tuch und Pergament auf den Boden und schlug die Hände heftig vor sein Gesicht. Raschke ergriff die Blätter und sah auf die geschädigte Ecke. „Es ist richtig," rief er traurig, „eine Schrift, welche sechshundert Jahre auf dem Pergament gestanden hat, läßt andere Spuren in dem Stoff zurück." Heftig ging er auf und ab, die Hände in den Rocktaschen, fuhr sich mit dem weißen Tuch über das Gesicht, und warf es, den Irrthum bemerkend, weit von sich. „Ich kenne dafür nur ein Wort," rief er, „ein Wort, das der Mensch ungern über seine Lippen gehen läßt, und das Wort heißt: Schurkerei."

„Es war ein Bubenstück," rief Werner mit starker Stimme.

„Hier halten wir an, Freund," bat Raschke, „wir wissen, daß eine Täuschung beabsichtigt war, wir wissen,

daß der Versuch vor Kurzem gemacht wurde; wenn wir den Ort des Fundes und Ihr Hiersein zusammenhalten, so dürfen wir, ohne gegen Jemand ungerecht zu sein, als Thatsache annehmen, daß das Unrecht verübt wurde, Sie zu hintergehen. Wer es verübt hat, darüber haben wir nur Argwohn, starkbegründeten Argwohn, keine Sicherheit."

„Die Sicherheit soll uns werden," rief Werner, „bevor der Tag um viele Stunden älter wird."

„Allerdings," versetzte Raschke, „diese Sicherheit muß gewonnen werden, denn Argwohn darf in des Menschen Haupt nicht dauern, er zerfrißt alle Bilder und Gedanken, welche ihm nahe kommen. Uns ist aber die letzte Frage zurück: zu welchem Zweck ward das Unrecht verübt? War es der Muthwille eines Buben, dann wird der Frevel an Ehrwürdigem nicht geringer, aber die ärgste Schändlichkeit ist es nicht. War es überlegte Bosheit, um Sie zu schädigen, dann das härteste Urtheil. Wie stehen Sie zum Magister?"

„Es war überlegte Bosheit, einen Menschen zu schädigen an Leib und Seele," versetzte der Professor mit feierlichem Ernst, „aber der Thäter war nur das Werkzeug, den Gedanken gab ein Anderer."

„Halt," rief Raschke wieder, „nicht weiter, auch dies ist nur Argwohn."

„Es ist nur Argwohn," wiederholte der Professor, „auch dafür suche ich Sicherheit. Man hat mich hingehalten, als ich den Weg nach dem Landschloß machen

wollte, von Tag zu Tag, unter kleinem Vorwand; der Magister fehlte vor Kurzem einen Tag bei der Arbeit, die ihm zugewiesen war, er entschuldigte sich mit Krankheit; als er wortreiche Entschuldigung aussprach, fiel mir sein scheues Wesen auf. Man hatte den Wunsch, mich hier zu fesseln, aus Gründen, für welche Sie in dem Bereich Ihrer Empfindungen kaum ein Verständniß finden würden. Man hoffte diesen Zweck zu erreichen, wenn man den fanatischen Eifer, an dem ich erkrankt war, aufregte, ohne ihn ganz zu befriedigen. Das ist mein Argwohn, Freund, und ich fühle mich elend, so elend, wie nie in meinem Leben." Er warf sich auf das Sopha und verbarg wieder sein Gesicht.

Raschke trat zu ihm und sprach leise: „Kränkt Sie so sehr, Werner, daß man Sie getäuscht?"

„Ich habe vertraut, und getäuschtes Vertrauen thut weh, aber ich denke bei dem Jammer, den ich fühle, nicht allein an mich, auch an das Verderben eines Andern, der zu uns gehört."

Raschke nickte mit dem Haupt. Wieder ging er heftig durch die Stube und sah zornig auf die Truhe.

Werner erhob sich und schellte. „Ich wünsche Magister Knips zu sprechen," sagte er dem eintretenden Gabriel, „ich lasse ihn ersuchen, sich so bald als möglich hierher zu bemühen."

„Wie werden Sie zu ihm reden?" frug Raschke besorgt vor dem Freund anhaltend.

„Ich bedarf selbst so sehr der Nachsicht," versetzte

Werner, „daß Sie meine Heftigkeit nicht zu fürchten haben. Auch ich bin ein Kranker und ich weiß, daß ich mit Einem sprechen soll, der kränker ist als ich.“

„Nicht krank,“ rief Raschke, „nur erschreckt, wie ich. Sie werden ihm sagen, was nothwendig ist, im Uebrigen überlassen Sie ihn seinem Gewissen.“

„Ich werde nur sagen, was nothwendig ist,“ wiederholte der Professor mechanisch.

Gabriel kehrte zurück und brachte die Nachricht, der Magister wolle gegen Abend, wenn er das Kabinet verlasse, beim Professor vorsprechen.

„Wie nahm der Magister die Botschaft auf?“ frug Raschke.

„Er schien erschrocken, als ich ihm sagte, daß der Herr Professor im Gasthof wohnt.“

Der Professor hatte sich in die Ecke gedrückt, aber der Philosoph ließ ihm keine Ruhe, er sprach beharrlich von Angelegenheiten der Universität und zwang ihn durch häufige Fragen zur Theilnahme. Endlich äußerte er den Wunsch, in's Freie zu gehen, ungern gab der Professor dem Drängenden nach.

Werner geleitete vor das Stadtthor, auch auf dem Wege antwortete er spärlich auf die lebhaften Reden des Freundes. Als sie zu der Herberge kamen, wo Ilse in den Wagen des Oberamtmanns gestiegen war, begann der Gelehrte mit rauher Stimme: „Dies ist der Weg, auf dem mein Weib aus der Stadt entfloh, ich bin schon heut am frühen Morgen dieselbe Straße gegangen, und

ich habe bei jedem Schritt gefühlt, was einem Mann die ärgste Demüthigung ist."

„Vor ihr war Licht und hinter ihr Finsterniß," rief Raschke. Er redete von Frau Ilse und gedachte jetzt der Aufträge, welche ihm seine Kinder an die Tante mitgegeben hatten.

So verging der Nachmittag; wieder saß Werner vor sich hinbrütend auf seiner Stube, als Gabriel die Ankunft des Magisters meldete. Bevor Raschke in das Nebenzimmer eilte, drückte er noch einmal die Hand des Andern und sah ihn bittend an: „Ruhe, Freund."

„Ich bin ruhig," versetzte dieser.

Magister Knips hatte sich dem bildenden Einfluß des Hofes nicht entzogen, sein schwarzes Kleid war von einem Schneider gefertigt, der ein fürstliches Wappen vor der Werkstatt führte, seine Haare waren frei von Federn und seine Sprache hatte neuern Ausdruck der Ehrerbietung angenommen. Jetzt sah er lauernd und trotzig aus. Werner maß den Eintretenden mit langem Blick; wenn ihm noch ein Zweifel geblieben war an der Schuld des Magisters, jetzt kannte er den Thäter. Er wandte sich einen Augenblick ab, um seinen Widerwillen zu bekämpfen. „Betrachten Sie dies," sagte er, und wies mit dem Finger auf die Pergamentblätter.

Knips nahm das Blatt in die Hand, und das Pergament zitterte, als er sein blödes Auge darüber neigte.

„Es ist wieder eine Fälschung," sagte der Professor, „die Lesarten des ersten Florentiner Codex, sogar die

Eigenthümlichkeiten seiner Orthographie sind mit einer ängstlichen Genauigkeit, welche jedem alten Abschreiber unmöglich gewesen wäre, auf diese Blätter nachgezeichnet. Auch die Schrift verräth sich als neu."

Der Magister legte das Blatt nieder und versetzte unsicher: „Es scheint allerdings eine Nachahmung alter Schrift, wie bereits der Herr Professor erkannte."

„Ich fand diese Arbeit," fuhr der Gelehrte fort, „im Thurm des Landschlosses, gepackt in jenes zerrissene Meßbuch, in jene Truhe gelegt, unter alte Möbeln versteckt. Sie aber, Herr Magister, haben dies Blatt verfertigt, Sie haben es an Ort und Stelle geborgen. Das ist nicht Alles. Sie haben schon vorher, um mich auf falsche Fährte zu bringen, das Verzeichniß der Truhen in alte Rechnungen gesteckt, Sie haben die Ziffern 1 und 2 für die Kisten erfunden. Auch die Schrift dieses Verzeichnisses ist von Ihnen gemacht, mich zu täuschen."

Der Magister stand mit gesenktem Haupt und suchte die Antwort. Er wußte nicht, auf welche Bekenntnisse Anderer sich die feste Behauptung gründete. Hatte der Kastellan ihn verrathen? hatte der Fürst selbst ihn preisgegeben? Ihn überkam die Angst, aber er entgegnete verstockt: „Ich habe es nicht gethan."

„Vergebens suchen Sie auf's Neue zu täuschen," fuhr der Gelehrte fort. „Wenn ich nicht bereits Grund hätte, Ihnen in's Gesicht zu sagen, daß Sie dies thaten, Ihr Benehmen vor diesem Blatt wäre vollgültiger Be-

weis. Kein Laut des Befremdens, kein Wort des Abscheues gegen solchen Versuch einer Fälschung. Welcher Gelehrte kann dergleichen ansehen und stumm bleiben, wenn ihm nicht das eigene Gewissen den Mund schließt? Was habe ich Ihnen gethan, Herr Magister, daß Sie mir diesen bittern Schmerz bereiten? Geben Sie mir eine Entschuldigung für Ihr Thun. Habe ich Sie je gekränkt? Habe ich je in Ihnen finstere Leidenschaft gegen mich aufgeregt? Jeder Grund, der mir das Widerwärtige begreiflich macht, wird mir willkommen sein. Denn mit Entsetzen sehe ich auf diese Verirrung einer Menschenseele."

„Der Herr Professor haben mir niemals Grund zur Klage gegeben," versetzte Knips gedrückt.

„Und dennoch," rief der Professor, „mit ruhigem Blut, gleichgültig, in frevelhaftem Spiel das Arge gethan, das war sehr schlecht, Herr Magister."

„Vielleicht sollte es nur ein Scherz sein," seufzte der Magister, „vielleicht wurde so zu dem gesagt, der die Schrift gefertigt. Er hat nur gehandelt nach dem Befehl eines Andern, nicht in freier Wahl, und nicht mit eigenem Willen."

„Welche Macht der Erde durfte Ihnen befehlen, gegen einen Andern so überlegte Tücke zu üben?" frug der Professor traurig. „Sie selbst wußten doch sehr gut, welche Folge diese Täuschung für mich und Andere haben konnte."

Magister Knips schwieg.

„Mit mir sind wir fertig," rief der Gelehrte, „kein Wort über den Plan, welchem diese Fälschung dienen sollte, und keinen weiteren Vorwurf über das Unrecht, das Sie gegen einen Mann geübt, der Ihrer Ehrlichkeit vertraute."

Er warf das Pergament unter den Tisch, Knips ergriff schweigend seinen Hut, das Zimmer zu verlassen.

„Halt," rief der Professor, „nicht von der Stelle. Was Sie gegen mich persönlich versucht haben, darüber darf ich schweigen. Nicht vorzugsweise dieser Handschrift wegen habe ich Sie herbeschieden. Aber der Mann, den ich vor mir sehe, auf den ich mit einem Grauen blicke, das ich so noch nie gefühlt, ist noch etwas Anderes als ein gewissenloses Werkzeug im Dienste Fremder, er ist ein untreuer Philolog, ein Verräther an seiner Wissenschaft, Fälscher und Betrüger da, wo nur die Ehrlichkeit ein Recht hat zu leben, ein Verdammter da, wo es keine Sühne und Gnade giebt."

Dem Magister fiel sein Hut zur Erde.

„Sie haben den Pergamentstreif des Struvelius geschrieben, jener Händler hat gegen Sie ausgesagt, Ihre Schreibübungen sind confiscirt und in Ihrer Vaterstadt unter den Händen der Polizei."

Immer noch schwieg der Magister, er fuhr nach seinem Taschentuch und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Jetzt wenigstens sprechen Sie," rief Werner. „Geben Sie mir eine Erklärung des furchtbaren Räth-

sels, wie Jemand, der zu uns gehört, sich muthwillig Alles zerstören kann, was seinem Leben Halt und Adel giebt. Wie vermag ein Mann von Ihren Kenntnissen in so roher Weise gegen seine Wissenschaft untreu zu werden?"

„Ich war arm, und mein Leben voll Plage," versetzte Knips leise.

„Ja, Sie waren arm, seit Ihrer frühen Jugend haben Sie vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, schon als Kind haben Sie auf Vieles verzichtet, was Andere gedankenlos genießen. Sie haben dafür das stille Bewußtsein erworben, daß Sie sich heraufrangen zu innerer Freiheit und zu demüthiger Freundschaft mit dem großen Geist unseres Lebens. Ja, Sie wuchsen zum Mann unter zahllosen Opfern und Entsagungen, welche Andere fürchten. Sie haben dafür gelernt und gelehrt, was der höchste Besitz des Menschen ist. Vor jeder Correctur, die Sie hülfreich für Andere lasen, vor jedem Wörterverzeichniß, das Sie zu einem Classiker auszogen, haben Sie bei den Worten, die Sie besserten, bei den Zahlen, die Sie schrieben, das Bedürfniß gehabt, wahr zu sein. Grade Ihre Tagesarbeit war ein unablässiger emsiger Kampf gegen das Falsche und Unrichtige. Doch mehr als das und schlimmer als das, Sie sind kein gedankenloser Lohnarbeiter gewesen, Sie haben ganz und voll zu uns gehört, Sie waren in der That ein Gelehrter, bei dessen Wissen sich oft Anspruchsvollere Rath erholten, Sie bargen nicht nur eine

Masse einzelner Kenntnisse in ihrem Geist, Sie verstanden auch sehr wohl, welche Gedanken aus solchem Wissen aufsteigen. Das Alles waren Sie, und doch ein Fälscher. Ganz treue Hingabe und Selbstverleugnung und dicht daneben frevelhafte Willkür; ein zuverlässiger und emsiger Gehülfe und dazwischen ein Betrüger, dreist und höhnend wie ein Teufel."

„Ich war ein gequälter Mann," begann Knips, „wer anders gelebt hat, weiß nicht, wie schwer es ist, immer in seiner Wissenschaft zu dienen und fremden Füßen nachzutreten. Sie haben nie für Andere, die weniger wissen als Sie, gearbeitet. Sie verstehen nicht, welches Gefühl es giebt, wenn die Anderen hochfahrend benutzen ohne Anerkennung und ohne Dank, was man ihnen von seinem Wissen gegeben hat. Ich bin nicht unempfindlich gegen Freundlichkeit. Der Herr Professor war der erste, welcher bei dem ersten Autor, den Derselbe bei uns herausgab, in den letzten Zeilen der Einleitung meinen Namen genannt hat, weil ich Denenselben bei der Arbeit gedient. Und doch habe ich weniger für Sie gethan als für jeden andern meiner alten Gönner. Das Exemplar, welches Sie mir damals geschenkt, habe ich unter meine Bücher auf den Ehrenplatz gestellt. So oft ich müde wurde von der Nachtarbeit, habe ich diese Zeilen gelesen. Dergleichen Freundlichkeit habe ich selten erfahren. Aber ich habe die Qual gefühlt mehr zu wissen als ich bedeute, und mir hat die Gelegenheit gefehlt mich herauszuarbeiten aus

meiner Enge. Da ist's gekommen." Er stockte und brach ab.

„Es war Stolz," sagte der Professor schmerzlich, „es war Neid, der aus einem bedrängten Leben heraufquoll gegen Glücklichere, die vielleicht nicht mehr wußten, es war das Gelüst nach Ueberlegenheit über Andere."

„Das war's," fuhr Knips klagend fort. „Zuerst kam der Einfall auch über Solche zu lachen, die mich benutzen und verachten, ich dachte, wenn ich will, kann ich euch in meiner Hand haben, ihr Herren Gelehrten. Dann wurde es ein Vorsatz, und es hielt mich fest. Ich habe manche Nacht gesessen und darüber gearbeitet, ehe ich so weit kam, und manchmal habe ich's wieder weggeworfen, Herr Professor, und unter meinen Büchern versteckt. Aber es lockte mich fortzufahren, es wurde mir ein Stolz, die Kunst zu gewinnen. Als ich sie endlich hatte, machte mir's Spaß sie zu gebrauchen. Es war mir weniger um den Gewinn, als um die Ueberlegenheit."

„Es ist leicht," versetzte der Professor, „Männer von unserer Art da zu täuschen, wo sie gewöhnt sind sicher zu vertrauen. Wo der Scharfsinn versagt, den wir bei unserer Arbeit gewinnen, da sind Viele von uns wie die Kinder, und wer kälter ist und sie hintergehen will, der mag leicht eine Weile mit ihnen spielen. Es war ein schwacher Ruhm, die Kunst eines Satans gegen Arglose zu üben."

„Ich wußte, daß es ein Teufel war, mit dem ich umging. Ich wußte es vom ersten Tage, Herr Professor, aber ich konnte mich nicht gegen ihn wehren. So war es," schloß Knips und setzte sich erschöpft auf die Truhe.

„So war es, Herr Magister," rief Werner sich aufrichtend, „aber so darf es ferner nicht bleiben. Sie waren einer von uns, Sie dürfen es nicht mehr sein. Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchsten Gut, welches dem Geschlecht der Menschen vergönnt ist, an der Ehrlichkeit seiner Wissenschaft. Sie selbst wissen, daß ein Todfeind unserer Seelen wird, wer diese Ehrlichkeit gefährdet. In unserm Reiche, wo der beschränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, ist der Wille, wahr zu sein, eine Voraussetzung, die Keiner entbehren darf, ohne Andere in sein Verderben zu ziehen."

„Ich war nur der Handlanger," seufzte Knips, „und wenig hat man sich um mich gekümmert. Hätten mich Andere als einen Gelehrten geachtet, es wäre nicht geschehen."

„Sie selbst haben sich dafür gehalten," rief der Professor, „und Sie hatten ein Recht dazu, Sie fühlten den Stolz Ihrer Wissenschaft und Sie kannten wohl Ihren hohen Beruf. Sie wußten sehr gut, daß auch Sie, der demüthige Magister, Theil hatten an dem Priesteramt und an dem Fürstenamt in unserm Reich. Kein Purpur ist edler und keine Herrschaft ist souveräner als die unsere,

wir führen die Seelen unseres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unser ist die Pflicht über seinem Lernen zu wachen und über seinen Gedanken. Wir sind seine Vorkämpfer gegen die Lüge und gegen die Gespenster aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden jetzt die alten Tugenden der Apostel gefordert, gering zu achten, was vergänglich ist, und die Wahrheit zu verkünden. Sie waren in diesem Sinn geweiht wie Jeder von uns, Ihr Leben verpflichtet Ihrem Gott. Auf Ihnen lag, wie auf uns Allen, Verantwortung für die Seelen unserer Nation. Sie haben sich dieses Amtes unwerth gemacht, und ich traure, ich traure, armer Mann, daß ich Sie davon scheiden muß."

Der Magister fuhr in die Höhe und sah flehend zu dem Gelehrten auf.

Der Professor redete nachdrücklich: „Mein ist die Pflicht, dies auszusprechen gegen Sie und gegen Andere. Was Sie damals an meinem Amtsgenossen gethan, was Sie noch von ähnlichen Versuchen bereitet haben, das darf kein Geheimniß bleiben. Die Ehrlichen müssen gewarnt werden vor der Kunst, welche zu üben ein Dämon Sie getrieben hat. Aber in der letzten Stunde, wo Sie vor mir stehen, fühle auch ich, daß ich zu wenig gethan, Ihnen Hülfe gegen die Versuchung zu geben. Ohne bösen Willen habe vielleicht auch ich zuweilen mißachtet, was werthvoll in Ihnen war für

Andere, auch ich habe wohl vergessen, wie schwer die Arbeit des Tages auf Ihnen lag. Hat meine Härte Sie je gedrückt und verbittert, so büße ich heut dafür. Denn als ich kurzsichtiger, irrender Mensch beförderte, was Sie herausheben sollte aus äußerer Bedrängniß, da lud ich eine Mitschuld auf mich, daß Sie hier der Versuchung auf's Neue verfielen. Das ängstigt mich schwer, Herr Magister, und ich fühle wie Sie die Qualen dieser Stunde."

Magister Knips saß erschöpft und zusammengekauert auf der Truhe, der Gelehrte stand über ihm und seine Worte sanken wie Schläge auf des Magisters Haupt. „Ich darf nicht verschweigen, Herr Magister, daß Sie ein Fälscher sind, Sie dürfen nie wieder in unserm Kreise sich lebendig rühren, Ihre Laufbahn als Gelehrter ist durch Ihr Verbrechen geschlossen, Sie sind unserer Wissenschaft verloren, verloren für Alle, welche an ihren Arbeiten einen Antheil nahmen. Sie sind geschwunden für uns, auf der Stätte, wo Sie unter uns gestanden haben, ist nichts geblieben als ein schwarzer Schatten. Eine Menschenkraft, mühsam heraufgezogen, ein Geist von ungewöhnlichem Scharfsinn und Inhalt ist uns verloren und todt. Und wie über einen Todten traure ich über Sie."

Der Gelehrte weinte, Knips drückte sein Gesicht in die Hände. Werner eilte zum Schreibtisch. „Brauchen Sie Mittel Ihr zerstörtes Leben in anderer Umgebung zu erhalten, hier sind sie. Nehmen Sie, was

Sie bedürfen.“ Er warf Geld auf den Tisch. „Versuchen Sie Ihr Haupt zu bergen, wo Ihnen Niemand aus unserer Gemeinde begegnet. Möge Ihnen jedes Gut zu Theil werden, das auf der Erde noch für Sie übrig ist. Aber fliehen Sie, Herr Magister, meiden Sie die Stellen, wo man mit Trauer Ihrer denkt, und mit dem Widerwillen, den der ehrliche Arbeiter gegen den untreuen empfindet.“

Knips erhob sich, sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, er blickte verstört umher. „Ich brauche kein Geld,“ sagte er tonlos, „ich habe genug zu meiner Reise. Ich bitte den Herrn Professor für meine Mutter zu sorgen.“

Der Gelehrte stand abgewandt und der kräftige Mann schluchzte. Magister Knips ging an die Thür, dort blieb er stehen. „Ich habe den Homer von 1488, sagen Sie meiner Mutter, daß sie Ihnen das Buch giebt. Wenn Ihnen auch der Gedanke an mich traurig ist, behalten Sie doch das Buch. Es war mir ein Schatz.“

Der Magister schloß die Thür und ging langsam aus dem Hause. Der Wind fegte durch die Straßen, er stieß an den Rücken des Magisters und beschleunigte seinen Schritt. „Er treibt,“ murmelte Knips wieder, „er treibt vorwärts.“ Auf dem freien Platz blieb er im Winde stehen und sah nach den Wolken, welche in eiligem Fluge unter dem Monde dahinfuhren, unförmliche Gebilde aus grauem Dunst schwebten und glitten über

seinem Haupte. Er dachte an die letzte Correctur, welche er in seiner Vaterstadt gelesen, und sprach griechische Worte vor sich hin, es waren Verse aus den Eumeniden des Aeschylus: „Packt an, packt an, packt an, ihr Götterhunde.“ Er ging hinauf zu dem Schlosse, und blieb vor den erleuchteten Fenstern stehen, die vier Rappen, welche den Fürsten vom Thurmschloß nach der Stadt zurückführten, flogen an ihm vorüber, er ballte die hagere Hand gegen den Wagen. Dann lief er um das Schloß herum auf die Parkseite. Dort drückte er sich unter den Fenstern des Fürsten an einen Baum, sah zum Schlosse hinauf, hob wieder die Faust gegen den Schloßherrn und seufzte. Er blickte auf den dunklen Ast, der über ihm ragte, starrte auf den Himmel und die grauen flatternden Schatten, welche unter dem Mond dahinzogen, und verzweifelte Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. „Wenn der Mond verschwindet, so soll es auch mir ein Zeichen sein.“

Er sah lange auf den Mond. Dabei zog ihm leise unter wilden Gedanken ein lateinischer Satz durch sein gequältes Hirn: „Der Mond und die Erde verhalten sich wie kleine Punkte zum Weltall, das sagt schon Ammianus Marcellinus. Ich habe die Handschriften dieses Römers verglichen, ich habe Conjecturen gemacht zu jeder Seite seines verdorbenen Textes, ich habe Jahre lang über ihm gesessen. Wenn ich hier thue, um diesen unwissenden Fürsten zu ärgern, was dem Haman gethan wurde, so geht der Apparat zu meinem Römer verloren.“

Er tauchte unter dem Baume hervor, und lief in seine Wohnung. Dort raffte er seine Habe zusammen, steckte sein Handexemplar des Ammianus in die Rocktasche und eilte mit seinem Bündel dem Thor zu.

Man sagt, er sei in dasselbe Land, das vor ihm sein Bruder gesucht, tief hinein gen West gezogen.

Er entwich und barg sein Haupt, ein untreuer Diener und ein Opfer der Wissenschaft. Sein Lebelang hatte er über geschriebenem Wort gesessen, jetzt riß ihn aus der Heimath das lebendige Wort, welches von einer andern Seele in die seine drang. Bei Tag und Nacht hatten ihn die Buchstaben der Bücher umgeben und gelehrte Schrift, die aus dem Rohr auf das weiße Blatt geflossen war, aber ihm hatte zu rechter Zeit der Segen des lebendigen Wortes gefehlt, welches aus dem Munde in das Ohr, vom Herzen zum Herzen klingt. Denn was wir als das Gemeinste gebrauchen, ist uns auch das Höchste. Geheimnißvoll ist uns noch heut, wie unsern Vorfahren, seine Gewalt. Das Geschlecht unserer Schriftzeit, geübt die Laute in ihrem Bilde zu schauen, gewöhnt, die Kräfte der Natur durch Maaß und Waage zu schätzen, denkt selten daran, wie mächtig klangvolles Wort der Menschenbrust in uns waltet. Es ist Herrin und Dienerin, es erhebt und zerstört, es macht krank und schafft Heilung. Glücklich der Lebende, dem es voll und rein in das Ohr tönt, der den weichen Laut der Liebe, den herzhaften Ruf des Freundes unabläßig empfängt. Wer

den Segen der Rede entbehrt, die aus warmem Herzen quillt, der wandelt schon als Lebender unter den Andern wie ein Geist, der vom Leibe gelöst ist, wie ein Buch, das man aufschlägt, benützt, von sich abthut nach Gefallen. Der Magister hat durch geschriebenes Wort gesündigt, ihn hat der Schmerzensruf einer Menschenstimme in die dämmrige Ferne gescheucht.

2.

Vor der Entscheidung.

Die Rinder brüllten und die Glöckchen der Schafheerde läuteten, in den schossenden Halmen der grünen Saat wogte der Wind. Durch Haus und Garten schritt wieder das älteste Kind des Gutes, umgeben von den Geschwistern. Wo ist der frohe Glanz deiner Augen geblieben und dein herzliches Kinderlachen, Frau Ilse? Ernst ist das Antlitz und gemessen die Geberde, prüfend mißt dein Blick die Menschen und die Wege, auf denen du gehst, und ruhiger Befehl tönt aus deinem Munde. Die Heimath hat dir das Herz nicht leicht gemacht, und nicht wiedergegeben, was du in der Fremde verloren.

Aber eifrig übt sie ihr Recht, Liebe zu fordern und zu erweisen, vertraute Bilder sendet sie in deine Seele und alte Erinnerungen weckt sie bei jedem Schritt. Die Menschen, die dich in ihrem Herzen treu gepflegt, Thiere, die du gezogen, Bäume, die du gepflanzt, sie neigen sich grüßend vor dir und arbeiten geschäftig, mit heiteren Farben zu überdecken, was dir finster im Innern liegt.

Der erste Abend war schwer. Als Ilse in das Haus

trat, geleitet von den Nachbarn, eine Flüchtige, die zu verbergen sucht, was sie quält, da warfen bei dem Schreck des Vaters, unter den neugierigen Fragen der Geschwister noch einmal Zorn und Angst schwarze Schatten über ihr Haupt. Aber an der Brust des Vaters, unter dem Dach des festen Hauses, drang mit dem Gefühl der Sicherheit wieder die alte Kraft des Bodens in die Glieder der Landfrau, und sie vermochte den Augen ihrer Lieben zu verbergen, was nicht allein ihr Geheimniß war.

Noch eine schwere Stunde kam. Ilse saß am späten Abend wie vor Jahren auf ihrem Stuhl, gegenüber dem Vater. Nach ihrem Bericht sah der starke Mann ängstlich vor sich hin, sprach ein hartes Wort über ihren Gatten, und Fluch gegen einen Andern. Als er ihr sagte, daß auch im Vaterhaus noch Gefahr drohe, als er ihr Vorsicht befahl für Schritt und Tritt, und als er erzählte, wie in ihrer Kindheit ein dunkles Gerücht gegangen, daß schon einmal ein Mädchen vom Steine, ein Kind des früheren Besitzers, das Opfer vornehmer Herren geworden sei, da rang sie noch einmal die Hände zum Himmel. Aber der Vater hatte ihre Hände gefaßt und sie zu sich in die Höhe gezogen. „Unrecht thun wir, daß wir über unsicherer Zukunft vergessen, wie gnadenvoll die Vorsehung dich behütet hat. Ich halte dich an der Hand, du stehst auf dem Grunde deiner Heimath. Wir thun, was der Tag fordert, und stellen alles Andere größerer Macht anheim.

Um die Reden Fremder sorgen wir nicht, schnell wechselt das Wetter. Halte still und vertraue."

Die jüngeren Kinder plaudern sorglos, sie fragen nach dem schönen Leben in der Residenz, sie wollen genau wissen, was die Schwester erlebt, und vor Allem, wie der Herr des Landes gegen Ilse war, er, den sie sich denken wie den heiligen Christ, als den unermüdlichen Spender von Freude und beglückender Gunst. Aber die älteren wehren ihrer Rede, ohne selbst zu wissen warum, mit dem zarten Gefühl, das Kinder für die Lage Solcher haben, die sie lieben. Ilse begleitet die Schwester Clara durch den Oberstock, sie richtet Zimmer ein für die Gäste, welche erwartet werden, und stellt einen Riesenstrauß ihrer Gartenblumen in die Stube, welche Herr Hummel bewohnen soll. Die Brüder ziehen sie durch den Obstgarten in das enge Thal, sie zeigen ihr den hohen Steg über das Wasser, welchen der Vater weiter oben zu der Grotte gelegt hat und der eine Freude für Ilse sein soll, weil er den Zugang zu ihrem Lieblingsplatz bequem macht. Ilse geht längs dem hochgeschwollenen Bach, das Wasser zieht gelb und trübe über die Felsblöcke, es hat den schmalen Wiesenstreif an den Ufern überschwemmt und fließt in starker Strömung thalwärts auf die Stadt zu. Ilse sucht den Platz, wo sie einst unter Laub und wilden Wegpflanzen verborgen lag, als sie in den Augen ihres Felix das Bekenntniß seiner Liebe gelesen. Auch die heimliche Stelle ist überfluthet, undurchsichtig rinnt der Strom

darüber hin, die Blüthendolden sind geknickt und übergossen, die Erlenbüsche bis an die obern Zweige bedeckt, Rohrhalme und mißfarbiger Schaum hängen um die Blätter; nur der weiße Stamm einer Birke ragt aus der Zerstörung hervor und um die tiefsten Aeste wirbelt die Fluth. „Der Schwall verläuft,“ klagt Ilse; „in wenig Tagen taucht der Boden wieder an das Licht, und wo das Grün verdorben ist, treibt der milde Sonnenstrahl ein neues hervor. Wie aber soll es mit mir werden? Mir fehlt das Licht, solange er nicht bei mir ist, und wenn ich ihn wiedersehe, wie wird er gewandelt sein? Wie wird er, der ernste und eifrige, ertragen, was feindlich in mein Leben gedrungen ist und in das seine?“

Der Vater bewacht sorglich ihre Schritte, er spricht öfter im Hause ein als sonst; so oft er vom Felde zurückkehrt, erzählt er ihr von der Arbeit des Gutes, er denkt immer daran, daß seine Rede nicht an einen Gedanken rühre, der ihr Schmerzen macht, und die Tochter fühlt, wie zart und liebevoll die Aufmerksamkeit des Vielbeschäftigten um sie waltet. Jetzt winkt er ihr schon von weitem zu, neben ihm schreitet eine untersetzte Gestalt mit großem Kopf und wohlhäbigem Aussehen. „Herr Hummel!“ ruft Ilse freudig und eilt mit beflügeltem Fuß auf ihn zu. „Wann kommt er?“ fragt sie ihm erwartungsvoll entgegen.

„Sobald er frei ist,“ versetzt Hummel.

„Wer hält ihn noch dort?“ frug die Frau traurig vor sich hin.

Herr Hummel erzählt. Bei seinem Bericht glätten sich die Falten auf Ilse's Stirn, und sie führt den lieben Gast in die alten Mauern. Herr Hummel steht erstaunt unter dem hohen Geschlecht, das auf dem Steine wächst, er sieht bewundernd auf die Mädchen und achtungsvoll auf die Köpfe der Knaben. Heut vergißt Ilse nicht, was einer guten Hausfrau gegen den willkommenen Gast ziemt. Herr Hummel aber wird fröhlich unter dem Landvolk, er freut sich über den Blumenstrauß in seiner Stube, er zwingt den drallen Buben Franz sich auf seine Kniee zu setzen, und läßt ihn aus seinem Glase trinken bis zum Uebermaaß. Dann geht er mit dem Landwirth und Ilse durch die Wirthschaft, klug ist sein Urtheil, der Wirth und er, jeder erkennt in dem andern bedächtigen Verstand. Zuletzt frägt ihn Ilse herzlich, wie ihm ihre Heimath gefalle. „Alles großartig," sagte Hummel, „Wuchs, Kopf, Strauß, Viehstand und Häuslichkeit. Es steht zu dem Geschäft von H. Hummel wie ein Kürbis zu einer Gurke. Alles tüchtig und voll, nur für meinen Geschmack zu viel Stroh."

Der Landwirth ruft Ilse beiseit: „Der Prinz will wieder abreisen, er hat den Wunsch geäußert, dich vorher zu sprechen. Willst du ihn sehen?"

„Heut nicht. Dieser Tag gehört euch und dem Gast. Aber morgen," sagte Ilse.

Am Morgen des nächsten Tages trat Professor

Raschke, zur Reise bereit, in das Zimmer des Freundes. „Der Magister soll verschwunden sein?“ frug er ängstlich.

„Er hat gethan, was er mußte,“ versetzte Werner finster, „wie er auch lebe, wir haben ihn gestern bestattet.“

Raschke sah unruhig in das gefurchte Antlitz des Andern. „Gern sähe ich Sie auf dem Wege zu Frau Ilse, am liebsten mit ihr vereint auf dem Rückwege zu uns.“

„Kein Zweifel, Freund, ich werde beide Wege suchen, sobald ich Recht dazu habe.“

„Frau Ilse zählt die Stunden,“ rief Raschke in größerer Sorge, „erst wenn sie den Geliebten bei sich fest hält, wird sie ruhig sein.“

„Mein Weib hat die Ruhe lange entbehrt, während sie an meiner Seite war,“ sprach der Gelehrte. „Ich habe nicht verstanden, sie zu schützen, ich habe sie den Krallen wilder Thiere überlassen, bei Fremden hat sie den Trost gefunden, den ihr der eigene Mann verweigerte. Die Nichtachtung des Gatten hat sie da geschädigt, wo die Frau am schwersten verzeiht. Ich bin zu einem schwachen Träumer geworden,“ rief er, „unwerth der Hingabe dieses reinen Lebens, und ich fühle, was ein Mann nie fühlen sollte, ich fühle Scham, mein gutes Weib wiederzusehen.“ Er wandte sein Angesicht ab.

„Zu hoch gespannt ist dies Empfinden“, rief Raschke,

„zu hart der Vorwurf, den Sie jetzt zürnend gegen sich selbst erheben. Sie wurden durch listige Winkelzüge Weltkluger getäuscht. Sie selbst haben ausgesprochen, daß es ruhmlos leicht ist, uns da zu hintergehen, wo wir nicht viel klüger sind als die Kinder. Werner, noch einmal bitte ich, reisen Sie mit mir zugleich ab, wenn auch auf anderem Wege."

„Nein," versetzte kurz der Gelehrte. „Ich habe mein Lebelang die Beziehungen zu anderen Menschen reinlich behandelt. Halbheit in Neigung und Abneigung ist mir unerträglich. Fühle ich Neigung, so soll mein Händedruck und das Vertrauen, das ich gebe, den Andern keinen Augenblick in Zweifel lassen, wie mir um's Herz ist. Muß ich ein Verhältniß lösen, auch da habe ich die Rechnung stets ganz und voll geschlossen. Jetzt kann ich nicht aufbrechen wie ein Flüchtling."

„Wer fordert das?" rief Raschke, „nur wie ein Mann, der die Augen abwendet von häßlichem Gewürm, das vor ihm auf dem Boden kriecht."

„Hat das Gewürm den Mann geschädigt, so ist ihm Pflicht zu verhüten, daß das Schädliche auch Andern gefährlich wird, und kann er Andere nicht behüten, er wird sich selbst genug thun, wenn er seinen Weg säubert."

„Wenn ihm aber der Versuch neue Gefahr bringt?"

„Er wird doch thun, was er vermag, sich selbst zu genügen," rief Werner. „Das Recht, welches ich erhalten habe gegen Einen, ich lasse mir's nicht rauben.

Die Kränkung meines Weibes mahnt, es mahnt das verlorene Leben eines Gelehrten, um welches wir beide trauern. Sagen Sie mir nichts mehr. Freund, mein Selbstgefühl hat in diesen Tagen große Schädigung erfahren, und mit Recht. Ich fühle meine Schwäche mit einer Bitterkeit, die gerechte Strafe ist für den Stolz, mit dem ich auf das Leben Anderer gesehen. Ich habe an Struvelius geschrieben, ich habe ihn um Verzeihung gebeten, daß ich die kleine Unsicherheit, die einst ihn störte, so hochmüthig empfand. Hier ist der Brief an den Collegen; ich bitte Sie, die Zeilen abzugeben, und ihm zu sagen, wenn wir uns wiedersehen, dann soll kein Wort über das Vergangene von unsern Lippen fallen, nur er soll wissen, wie schwer ich dafür gebüßt habe, daß ich gegen ihn hart war. Aber wie sehr ich die Geduld und Nachsicht Anderer bedarf, ich würde das Letzte verlieren, was mir den Muth giebt die Augen aufzuschlagen, wenn ich von hier gehen wollte, bevor ich mit dem Schloßherrn dort oben abgerechnet habe. Ich bin kein Weltmann, der gelernt hat seinen Zorn hinter einem höflichen Gruß zu verbergen."

„Wer solche Abrechnung sucht," rief Raschke, „muß auch die Mittel haben, den Gegner dabei festzuhalten, sonst mag eine neue Demüthigung werden, was Genugthuung sein soll."

„Diese Genugthuung gesucht zu haben bis zum Aeußersten," versetzte Werner, „auch das ist Befriedigung."

„Werner," rief der College, „ich will nicht hoffen,

daß Ihr erregter Zorn Sie hinabzieht in die gedankenlose Rachsucht der Schwachen, welche ein brutales Spiel mit dem eigenen Leben und dem des Andern Genugthuung nennen."

„Er ist ein Fürst," sagte der Professor mit finsterm Lächeln, „ich trage keine Sporen, und der letzte Versuch, den ich mit meiner Kugelform anstellte, war Nüsse darin zu quetschen. Wie mögen Sie mich so verkennen? Aber es giebt Dinge, welche ausgesprochen sein wollen. Noch wohnt in dem Wort eine heilende Kraft, wenn nicht für den, der die Rede hört, doch für den, der sie spricht. Ihm sagen muß ich, wie ich von ihm scheide. Er mag zusehen, wie er das Wort hinunterwürgt in sein freudloses Herz. Daß ich es ausspreche, wird mich frei machen."

„Er wird weigern, Sie zu hören," rief Raschke.

„Ich werde suchen ihn zu sprechen."

„Er hat der Mittel viele, Sie zu hindern."

„Er gebraucht sie auf seine Gefahr, denn er nimmt sich dadurch den Vortheil, den er hätte, mich ohne Zeugen zu hören."

„Er wird das ganze Rüstzeug gegen Sie in Bewegung setzen, das ihm seine hohe Stellung giebt, er wird seine Gewalt rücksichtslos gebrauchen, Sie zu bändigen."

„Ich bin kein schreiender Wahrsager, der den Cäsar auf offener Straße anfällt, um vor den Idus des März zu warnen. Daß ich weiß, was ihn demüthigt

vor sich selbst und seinen Zeitgenossen, das ist meine Waffe. Und ich versichere Sie, er wird mir Gelegenheit geben sie zu gebrauchen, wie ich will."

„Er verreist," rief Raschke ängstlicher.

„Wohin kann er reisen, wo ich ihm nicht nachkomme?"

„Ihn wird die Besorgniß, welche Sie in ihm erregen, zu finsterer That treiben."

„Er wage sein Aergstes, ich thue, was mir Frieden giebt."

„Werner," rief Raschke, die Hände erhebend, „ich darf Sie in dieser Lage nicht verlassen, und doch machen Sie dem Freunde fühlbar, wie ohnmächtig sein ehrlicher Rath gegen Ihren starren Willen ist."

Der Professor ging auf ihn zu und küßte ihn. „Leben Sie wohl, Raschke. So hoch als ein Mann in der Achtung eines Andern stehen kann, stehen Sie in meinem Herzen. Zürnen Sie nicht, wenn ich in diesem Fall mehr dem Impuls des eigenen Wesens folge, als der milden Weisheit des Ihren. Grüßen Sie von mir Frau Aurelie und die Kinder."

Raschke fuhr sich über die Augen, zog seinen Rock an und steckte den Brief an Struvelius in die Rocktasche. Dabei fühlte er einen andern Brief, er zog ihn heraus und las die Aufschrift. „Ein Brief meiner Frau an Sie," sagte er, „ich weiß nicht, wie er mir in die Tasche kommt."

Werner öffnete, wieder flog ein kurzes Lächeln über sein Gesicht. „Frau Aurelie bittet mich für Ihr Wohl-

befinden zu sorgen. Der Auftrag kommt zu guter Stunde; ich begleite Sie zur Stelle Ihrer Abfahrt, wir wollen auch Mütze und Mantel nicht vergessen."

Der Professor führte den Freund zu der Reisegelegenheit, die Männer sprachen in der letzten Stunde über die Vorlesungen, welche beide im nächsten Halbjahr zu halten wünschten. „Denken Sie des Briefes an Struvelius," war das letzte Wort Werners, als der Freund im Wagen saß.

„Ich denke daran, so oft ich Ihrer gedenke," rief Raschke, die Hand zum Wagen hinausstreckend.

Der Professor ging nach dem Schloß zur letzten Unterredung mit dem Mann, der ihn in seine Hauptstadt gerufen. Ihn empfing die Dienerschaft mit verlegenen Blicken. „Der Herr ist im Begriff zu verreisen und wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Wohin er reist, weiß man nicht," sagte der Hausmeister bekümmert. Der Professor forderte, ihn doch bei dem Fürsten zu melden, sein Anliegen sei dringend, der Diener brachte die Antwort, der Herr sei vor der Rückkehr nicht zu sprechen, der Gelehrte möge seine Wünsche einem der Adjutanten mittheilen.

Werner eilte zu dem abgelegenen Hause des Oberst-hofmeisters. Er wurde in die Bücherstube geführt, sah flüchtig auf den verschossenen Teppich des Bodens, auf die alte Tapete, welche durch Kupferstiche in dunklen Rahmen verdeckt war, auf große Bücherschränke mit Glasthüren, von innen verhängt, als wollte der Eigen-

thümer selbst was er las fremdem Auge entziehen. Der Obersthofmeister trat eilig herein.

„Ich suche vor der Abreise des Fürsten eine Unterredung mit ihm," begann der Professor, „ich bitte Excellenz um gütige Vermittlung für die Audienz."

„Verzeihen Sie die Frage, wozu?" frug der Obersthofmeister. „Wollen Sie mit einem Leidenden noch einmal über seine Krankheit sprechen?"

„Der Kranke versieht ein hohes Amt und hat Gewalt und Recht eines Gesunden; er ist seinen Mitlebenden verantwortlich für sein Thun. Ich halte für Pflicht, nicht von hier zu gehen, ohne ihm auszusprechen, daß er nicht mehr in der Lage ist, die Pflichten seiner Stellung zu üben."

Der Obersthofmeister sah den Gelehrten erstaunt an. „Müssen Sie auf dieser Unterredung bestehen?"

„Die Erfahrungen, welche ich seit meiner Rückkehr vom Lande hier gemacht, zwingen mich dazu; ich muß die Unterredung suchen durch jedes Mittel, welches mir erlaubt ist, was auch die Folge sei."

„Auch die Folge für Sie selbst?"

„Auch diese. Der Fürst kann mir nach Allem, was geschehen, eine mündliche Unterredung, bevor ich scheide, nicht versagen."

„Was er nicht sollte, wird er doch versuchen."

„Er thut es auf seine Gefahr," versetzte der Professor.

Der Obersthofmeister stellte sich vor den Professor

und begann nachdrücklich: „Der Fürst will noch heut nach Rossau abreisen. Der Plan ist Geheimniß, ich erfuhr zufällig die Befehle, welche für den Marstall ertheilt wurden.“ Der Gelehrte fuhr zurück. „Ich danke Ew. Excellenz von Herzen für diese Mittheilung,“ rief er mit erzwungener Fassung, „ich werde versuchen, vorher eine schnelle Warnung hinzusenden. Ich selbst reise nicht eher, bis Excellenz meinen Versuch unterstützt haben, den Fürsten vor seiner Abreise zu sprechen.“

„Wenn Sie durch mich um eine Audienz nachsuchen,“ sagte der Oberſthofmeister überlegend, „so will ich als Beamter des Hofes und aus persönlicher Hochachtung für Sie Ihren Wunsch dem Fürsten sogleich vortragen. Aber ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine Kritik vergangener Ereignisse durch Sie, Herr Professor, nach jeder Richtung für bedenklich erachte.“

„Ich aber bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in diesem Fall die Kritik geübt werden muß,“ rief der Professor.

„Nur in das Ohr des Fürsten? Oder auch vor andern Menschen?“ frug der Oberſthofmeister.

„Wenn mir Ohr und Sinn des Fürsten verschlossen bleibt, dann vor Jedermann. Ich erfülle damit eine ernste Pflicht gegen Alle, welche unter den finsteren Einfällen eines zerrütteten Geistes leiden könnten, eine Pflicht, der ich mich als ehrlicher Mann nicht entziehen darf. Ich werde sein Ankläger, wenn stille Vorstellung ihn nicht bestimmt. Denn es ist nicht zu dulden, daß

die Zustände des alten Roms in unserem Volk gespenstig aufleben."

„Das ist entscheidend," versetzte der Obersthofmeister. Er ging zu seinem Bureau, hob ein Document hervor und bot es dem Gelehrten. „Lesen Sie. Werden Sie auf eine persönliche Unterredung mit dem Fürsten verzichten, wenn dies Papier von seiner Hand unterzeichnet ist?"

Der Professor las und verneigte sich gegen den Obersthofmeister. „Sobald er aufhört zu sein, was er bis jetzt war, darf ich ihn als Kranken betrachten. In diesem Fall wird meine Unterredung mit ihm zwecklos. Unterdeß wiederhole ich meine Bitte, mir vor Abreise des Fürsten die erbetene Audienz zu erwirken."

Der Obersthofmeister nahm das Document zurück. „Ich werde versuchen Ihr Anwalt zu sein. Aber vergessen Sie nicht, daß der Fürst in den nächsten Stunden nach Rossau reist. Sehen wir uns wieder, Herr Werner," schloß feierlich der alte Herr, „so sei es an einem Tage, wo unser beider Haupt frei ist von der Sorge um etwas, das man selbst zuweilen gering achtet, wie Sie in diesem Augenblick thun, das man sich aber nicht gern durch den Einfall eines Dritten rauben läßt."

Der Professor eilte zu dem Gasthof und rief seinen Diener. „Heut beweisen Sie mir Ihre Treue, Gabriel, nur ein reitender Bote vermag in glücklichem Fall zu rechter Zeit in Bielstein einzutreffen. Versuchen sie das

Mögliche, nehmen Sie Courierpferde, schaffen Sie einen Brief in die Hände meiner Frau, bevor die Hofwagen dort ankommen."

„Zu Befehl, Herr Professor," sagte Gabriel in kriegerischer Haltung, „es ist auch für einen gedienten Husaren ein starker Ritt; wenn der Pferdewechsel mich nicht aufhält, so traue ich mich wohl den Brief zu rechter Zeit zu besorgen." Der Professor schrieb in fliegender Eile und fertigte Gabriel ab; dann eilte er in die Wohnung des Obersthofmeisters zurück.

Der Fürst lag in seinem Sessel, die Wangen bleich, die Augen erloschen, ein schwer erkrankter Mann; müde hing ihm das Haupt vom Nacken. „Ich hatte sonst doch andere Gedanken und vermochte, wenn ich auf die Tasten drückte, mehr als eine Melodie zu spielen; jetzt wandelt sich Alles in die eine mißtönende Weise: sie ist fort, sie ist in der Nähe des Knaben, sie lacht des thörichten Werbers. Nichts sehe ich vor mir als das Gleis der Landstraße, welche zu ihr führt. Eine fremde Gewalt hämmert in mir ewig dieselben Noten, ein schwarzer Schatten steht neben mir und weist mit dem Finger unablässig auf denselben Pfad, ich vermag mich nicht zu wehren, ich höre die Worte, ich sehe den Weg, ich fühle die dunkle Hand über meinem Haupt."

Der Kammerdiener meldete den Obersthofmeister.

„Ich will ihn nicht sehen," herrschte der Fürst den

Diener an. „Sagen Sie Sr. Excellenz, ich sei im Begriff auf's Land zu reisen."

„Excellenz bitten, es handle sich um eine dringende Unterschrift."

„Der alte Thor," murmelte der Fürst. „Führen Sie ihn herein. — Ich bin leider pressirt, Excellenz," rief er dem Eintretenden zu.

„Ich wünsche die Zeit meines Durchlauchtigsten Herrn nicht lange in Anspruch zu nehmen," begann der Hofmann, „Professor Werner bittet, daß Ew. Hoheit geruhe, ihn vor seiner Abreise zu empfangen."

„Was soll die Zudringlichkeit?" rief der Fürst, „er war bereits hier, ich habe ihn abweisen lassen."

„Ich erlaube mir die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach Allem, was vorausgegangen, ihm die Ehre einer persönlichen Verabschiedung nicht wohl verweigert werden kann. Ew. Hoheit werden der Letzte sein, welcher so auffallende Verletzung schicklicher Rücksicht loben würde."

Der Fürst sah feindselig auf den Obersthofmeister. „Gleichviel, ich will ihn nicht sprechen."

„Außerdem aber ist nicht rathsam, demselben diese Unterredung zu verweigern," fuhr der alte Herr nachdrücklich fort.

„Darüber bin ich der beste Richter," versetzte nachlässig der Fürst.

„Derselbe ist Mitwisser einiger Thatsachen geworden, deren Bekanntwerden man im Interesse fürstlicher

Würde selbst mit schweren Opfern vermeiden muß, denn derselbe ist nicht verpflichtet das Geheimniß zu bewahren."

„Niemand wird auf den einzelnen Träumer achten."

„Desselben Aussage wird nicht nur Glauben finden, auch gegen Ew. Hoheit einen Sturm erregen."

„Geschwätz aus den Bücherstuben reicht nicht bis zu meinem Haupt."

„Derselbe ist ein hochgeachteter Mann von Charakter und wird seine Beobachtungen benutzen, um vor der ganzen civilisirten Welt zu fordern, daß am hiesigen Hofe die Möglichkeit ähnlicher Beobachtungen aufhöre."

„Er thue, was er wagt," rief der Fürst mit ausbrechendem Grimm, „man wird sich zu hüten wissen."

„Noch kann die Niederlage verhütet werden: es giebt dagegen aber nur ein letztes und radicales Mittel."

„Sprechen Sie, Excellenz, ich habe Ihr Urtheil stets geachtet."

„Was jenen Professor aufregte," fuhr der Hofmann bedächtig fort, „das wird, zu allgemeiner Kenntniß gebracht, allerdings Geräusch und gefährliche Nachrede hervorbringen; nichts weiter. Es war eine persönliche Wahrnehmung, die ihm am Fuß des Thurms aufgenöthigt wurde, es war eine Vermuthung, die er unter dem Dach desselben Thurms hervorgeholt hat. Nach seiner Behauptung sind zwei Versuche gemacht, welche

nicht zu folgenschwerer That wurden. Auf solcher Grundlage ein öffentliches Urtheil civilisirter Welt provociren ist mißlich. Wie redlich der Berichterstatter sei, er mag sich selbst getäuscht haben. Ew. Hoheit bemerkten richtig, der Eifer jenes Gelehrten würde unliebsames Geschwätz veranlassen, nichts weiter."

„Vortrefflich, Excellenz," unterbrach der Fürst.

„Leider tritt ein bedenklicher Umstand hinzu. Für jene persönliche Wahrnehmung am Fuß des Thurms hat derselbe Gelehrte einen Zeugen. Und dieser Zeuge bin ich. Wenn er sich auf mein Zeugniß beruft, will sagen, auf meine persönliche Wahrnehmung, so werde ich erklären müssen, er hat recht, denn ich bin nicht gewohnt, halbe Wahrheit für Wahrheit zu achten."

Der Fürst fuhr in die Höhe.

„Ich war es, der die Hand fest hielt," bemerkte der Hofmann leise. „Und weil jener Gelehrte recht hat, und weil ich desselben Ansicht über das Befinden meines gnädigen Herrn bestätigen müßte, sage ich, es giebt nur ein letztes und radicales Mittel." Der Oberthofmeister hob das Document aus der Mappe. „Mein Mittel ist, daß Ew. Hoheit durch einen großen Entschluß dem Unwetter zuvorkomme und hochgeneigt geruhe, dies zur Willenserklärung zu machen."

Der Fürst warf einen Blick in das Papier und schleuderte es von sich. „Sind Sie unsinnig, alter Mann?"

„An mir ist diese Qualität noch nicht bemerkt wor-

den," versetzte der Oberſthofmeister traurig. „Möge mein gnädigster Herr die Angelegenheit mit gewohntem Scharfsinn erwägen. Es ist leider unmöglich geworden, daß Ew. Hoheit die Anstrengungen eines hohen Berufes in bisheriger Weise ertragen. Selbst wenn Ew. Hoheit dazu bereit wären, hat sich die Schwierigkeit erhoben, daß getreue Diener in der peinlichen Lage sind, diese Auffassung nicht zu theilen."

„Diese treuen Diener sind mein Oberſthofmeister."

„Ich bin einer davon. Wenn Ew. Hoheit nicht geruhen wollten, jenem Entwurf Höchstihren Beifall zu geben, so würde mir die Rücksicht auf etwas, das mir theurer sein muß als Ew. Hoheit Gnade, verbieten, ferner im Dienst zu bleiben."

„Ich wiederhole die Frage: Sind Sie kindisch geworden, Oberſthofmeister?"

„Nur bewegt, ich meinte nicht, jemals wählen zu müssen zwischen meiner Ehre und meinem Dienst." Er holte ein anderes Document aus der Mappe.

„Ihre Entlassung?" rief der Fürst lesend. „Sie hätten dazusetzen können: in Gnaden." Der Fürst ergriff die Feder. „Hier, Freiherr von Ottenberg, Sie sind Ihres Amtes quitt."

„Es ist kein freudiger Dank, den ich Ew. Hoheit dafür sage. Demnach aber spreche ich, Hans von Ottenberg, die ehrfurchtsvolle Bitte aus, daß Ew. Hoheit noch in dieser Stunde auch das andere Document zu unterzeichnen geruhe. Denn falls Hochdieselben zögern wollten,

die flehende Bitte eines früheren Dieners zu erfüllen, so würde dieselbe Bitte von jetzt ab mehrfach Ew. Hoheit Ohr belästigen und von Seiten, denen Hochdieselben nicht so viel Nachsicht zu beweisen pflegen, als seither mir. Bis jetzt war's einer, der bat, ein Professor, jetzt sind's zwei, er und ich, in den nächsten Stunden wird die Zahl Ew. Hoheit lästig werden."

„Ein früherer Obersthofmeister als Aufwiegler!"

„Nur als Bittender. Ew. Hoheit haben recht, daß der höchste Entschluß, welchen ich zu influiren suche, durchaus freiwillig sein muß. Aber ich flehe nochmals an, zu erwägen, daß er nicht mehr zu vermeiden ist. Ew. Hoheit Hofstaat wird in der nächsten Stunde vor derselben Alternative stehen wie ich; denn die Rücksicht auf die Ehre dieser Herren und Damen wird mich zwingen, sämmtliche Gründe, welche mich bestimmten, auch ihnen nicht zu verschweigen. Ohne Zweifel werden die Herren des Hofes gleich mir Ew. Hoheit bittend nahen und gleich mir quittiren, falls ihr Flehen erfolglos bleibt, und ohne Zweifel werden Ew. Hoheit neue Diener finden. Die Rücksicht auf Ehre und Amt Ihrer Beamten wird mich verpflichten, Ew. Hoheit Ministern dieselbe Mittheilung zu machen. Auch diese mögen durch weniger bedenkliche Staatsdiener ersetzt werden. Ferner würde ich mich aus Pietät und Ergebenheit gegen dies Hohe Haus, aus Sorge um Leben und Wohlfahrt des Erbprinzen und seiner erlauchten Schwester, so wie aus Anhänglichkeit gegen dies Land,

in welchem ich ergraut bin, genöthigt sehen, verwandte Regierungen um eine energische Wiederholung dieser meiner Bitte anzugehen. Solange ich am Hofe diente, zwang mich Eid und Pflicht zur Verschwiegenheit und zur Rücksicht auf Ew. Hoheit persönliche Interessen. Dieser Verpflichtung bin ich enthoben, und ich würde von jetzt im allgemeinen Interesse gegen Ew. Hoheit stehen. Ew. Hoheit mögen selbst ermessen, wohin das führen muß. Jene Unterschrift kann hinausgeschoben, nicht mehr vermieden werden. Jede Zögerung verschlechtert die Situation; die Unterschrift würde nicht mehr als freiwilliger Akt eines hohen Entschlusses erscheinen, sondern als abgedrungene Nothwendigkeit. Endlich erwägen Ew. Hoheit, der Professor hatte am Thurmschloß eine aufregende Beobachtung gemacht, eine andere am Leben eines gewissen Magisters; mein Schicksal ist, Mehres zu wissen, was nicht Dienstgeheimniß war."

Der Fürst lag in seinem Sessel, das Haupt abgewandt, er schlug die Hände vor das Antlitz. Es wurde eine lange unheimliche Stille.

„Sie waren mein persönlicher Feind vom ersten Tage meiner Regierung," fuhr der Fürst endlich auf.

„Ich war meines gnädigsten Herrn getreuer Diener; persönliche Freundschaft wurde mir nie zu Theil, und ich habe sie nie geheuchelt."

„Sie haben von je gegen mich intriguirt."

„Ew. Hoheit ist wohl bewußt, daß ich als ein Mann

von Ehre gedient," versetzte der Freiherr stolz. „Auch jetzt, wenn ich noch einmal bitte, dies Document in der gebotenen Form zu unterzeichnen, berufe ich mich nicht auf die Rechte, welche mir Ew. Hoheit vieljähriges Vertrauen giebt; ich provocire auch nicht, um dies wiederholte Drängen zu entschuldigen, auf die Theilnahme, die ich an dem Ansehn und Wohlergehen dieses Hohen Hauses zu nehmen berechtigt bin. Ich habe noch einen andern Grund, von Ew. Hoheit Haupt die letzte Demüthigung, das heißt ein öffentliches Besprechen Höchstihrer Gesundheit fernzuhalten. Ich bin ein loyaler und monarchisch gesinnter Mann. Wer noch Ehrfurcht vor dem hohen Amt eines Fürsten in sich bewahrt, grade dem ist dringend geboten, zu verhüten, daß dies Amt in den Augen der Nation erniedrigt werde. Dies soll er verhüten, nicht dadurch, daß er Unzuträgliches verschleiert, sondern dadurch, daß er es austilgt. Deßhalb steht seit jener Scene am Thurm zwischen Ew. Hoheit und mir der Streit so, daß ich, um Ew. Hoheit erhabenes Amt zu schützen, Ew. Hoheit Person opfern muß. Ich bin dazu entschlossen, und deßhalb bleibt Ew. Hoheit nur die Wahl, ob Höchstdieselben das Unvermeidliche thun wollen: freiwillig und vor den Augen der Welt in Ehren, oder auf übermächtiges Drängen Fremder in Unehren. Die Worte sind gesprochen, ich bitte um kurzen Entscheid."

Der alte Herr stand dicht vor dem Fürsten, fest und kalt blickte er in die unsicheren Augen seines früheren Gebieters und wies mit dem Finger unverrückt auf

das Pergament. Es war der Wächter, der seinen Kranken bemeistert.

„Nicht jetzt, nicht hier!“ rief der Fürst außer sich. „In Gegenwart des Erbprinzen will ich berathen und mich entscheiden.“

„Gegenwart und Unterschrift Ihrer Minister sind für das Document nöthig, nicht die Gegenwart des Prinzen. Da Ew. Hoheit vorziehen vor den Augen des Erbprinzen zu unterzeichnen, so werde ich mir die Ehre geben, Ew. Hoheit nach Rossau zu folgen, und einen der Minister bitten, zu diesem Zweck mich zu begleiten.“

Der Fürst sah nachdenkend vor sich hin. „Noch bin ich Fürst,“ rief er aufspringend, ergriff die unterschriebene Entlassung des Oberſthofmeisters und zerriß sie: „Oberſthofmeister von Ottenberg, Sie werden mich in meinem Wagen nach Rossau begleiten.“

„Dann wird der Minister in meinem Wagen Ew. Hoheit folgen,“ sagte der alte Herr ruhig; „ich eile, ihn davon zu benachrichtigen.“

3.

Auf dem Weg zum Steine.

Zu der stillen Landstadt, welche einst fromme Ansiedler um die Klosterglocke betender Mönche erbaut, zu dem Steine, worauf einst die Heidenjungfrau ihrem Stamm weissagende Worte geraunt, fliegen jetzt auf verschiedenen Straßen Rosse und Räder mit lebenden Menschen, welche Entscheidung ihres Schicksals suchen, hier fröhlich aufsteigendes Hoffen, dort abwärts geneigte Kraft, hier holder Traum einer enthusiastischen Jugend, dort wüster Traum eines düstern Geistes. Im Thal und über dem Stein schweben die Geister der Landschaft, sie rüsten sich, die flüchtigen Fremden nach dem Gastrecht der Heimath zu empfangen.

Das erste Morgengrau sandte seinen bleichen Schimmer in Laura's Arbeitsstube, sie stand an ihrem Memoirentisch und warf den letzten Blick nach dem vertrauten Buch, in welches sie mit flüchtiger Hand die Schlußworte geschrieben hatte. Sie schnürte das Buch und die Gedichte des Doctors zusammen und barg sie unter dem Deckel ihres Reisekoffers. Noch einen langen Blick warf sie auf das Heiligthum ihrer Mädchen=

jahre, dann flog sie die Treppe hinab in die Arme der ängstlichen Mutter.

Es war eine wundervolle Entführung, ein stiller Sonntagmorgen, geheimnißvolle Dämmerung, am Himmel düstere Regenwolken, welche schauerlich von einem dunkelrothen Morgenschein abstachen. Laura lag lange in den Armen der weinenden Mutter, bis Köchin Susanne zum Aufbruch drängte, dann schlüpfte sie aus dem Haus auf die Straße, wo der Doctor sie erwartete, und eilte neben ihm zu dem Wagen. Denn der Wagen war jenseit der Ecke an einen einsamen Platz bestellt, nicht vor das Haus, darauf hatte Laura bestanden. Es war eine wundervolle Entführung, ein bescheidener und wackerer Reisegenosse, das Haus der geliebten Freundin als Reiseziel, zuletzt eine große Ledertasche mit kaltem Braten und anderem Vorrath, welchen Frau Hahn selbst in den Wagen trug, um ihren Sohn und Laura noch einmal zu küssen und mit Thränen zu segnen.

Aber, um in der Sprache des abwesenden Herrn Hummel zu reden, wenn unser Herrgott im Kutschwagen fährt, sitzt der Teufel auf der Pechbüchse. Hier setzte sich der Teufel auf den kalten Braten. Speihahn nämlich hatte in den letzten Tagen sein vereinsamtes Dasein schwer ertragen. Seit der Abreise des gelehrten Oberstocks war er immer mißvergnügt gewesen, seit vollends der Hausherr verschwunden war, fehlte seinem Dasein die Anerkennung, welche auch ein Bösewicht ungern ent=

kehrt. Heut sah er mit kaltem Blinzen, wie Laura um die trauernde Mutter schwebte, er sah mit einem Schielblick die heftigen Bewegungen der Köchin Susanne, welche den großen Reisekoffer zum Wagen trug, dann trollte er auf die Straße, um dort seinem Haß gegen das Nachbarhaus Ausdruck zu geben. Als aber Frau Hahn mit der Ledertasche zum Wagen eilte, merkte er ein Unheil und war bei der Hand. Er schlich der Nachbarin nach, und während diese auf den Wagentritt stieg, um ihren Fritz vor der rauhen Morgenluft zu warnen und Laura noch einmal zu küssen, benutzte Speihahn den Futtersack, welchen der Kutscher an die Vorderräder gestellt hatte, sprang hinauf und fuhr unter die Lederschürze des Kutschers, entschlossen, seine Zeit zu erwarten. Der Kutscher setzte sich, fühlte mit seinem Fuß an das zweideutige Wesen, er nahm an, daß der Hund zur Reisegesellschaft gehöre, hob unternehmend seine Peitsche und setzte den Entführungswagen in Bewegung. Noch ein Blick und Zuruf an die Mutter, und die waghalsige Fahrt begann.

Laura's Seele bebte unter dem Druck der leidenschaftlichen Gefühle, welche die langersehnte und gefürchtete Stunde hervorrief. Die Häuser der Stadt entschwanden, die Pappeln der Landstraße tanzten vorüber. Sie sah ängstlich auf ihren Fritz und faßte mit den Fingerspitzen seine Hand. Fritz lachte und drückte die Hand kräftig.

An seinem Muth richtete sie sich ein wenig auf.

Sie sah ihm zärtlich in das treue Gesicht. „Der Morgen ist kühl," begann Fritz, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mantel schließe."

„Mir ist sehr wohl," versetzte Laura, und fuhr mit der zitternden Hand aus dem Mantel, um sich wieder mit ihren Fingerspitzen an dem Geliebten zu halten.

So saßen sie schweigend nebeneinander, die Sonne guckte verschämt aus ihrer rothen Gardine hervor und lachte Laura an, daß diese die Augen schloß. Ihr ganzes Kinderleben flog in flüchtigen Bildern an ihr vorüber. Zuletzt die bedeutsamen Worte, welche sie bei den jüngsten Besuchen von ihren Freundinnen gehört. Die Pathe hatte zu ihr gesagt: komm bald wieder, Kind. Laura hatte bewegt gefühlt, daß das Wiedersehen in einer unabsehbaren Ferne lag. Ihre Gevatterin hatte herzlich gefragt: wann sehen wir uns wieder? In Laura klang rührend als Echo: wer weiß, wann. Rings um sie aber regte sich der junge Tag, ein Taubenschwarm flog über das Feld, ein Hase rannte längs dem Wege wie zum Wettlauf, ein prächtiges Büschel blauer Blumen stand am Grabenrand, rund umher glänzten die rothen Dächer aus dem Kranz der Obstbäume, Alles auf der Erde hoffnungsgrün, blühend und wogend im Morgenwind. Landleute kamen ihnen entgegen, welche nach der Stadt zogen, ein Bäuerlein saß auf seinem Wagen, der Rauch aus seiner Pfeife wirbelte lustig in der Luft, er nickte zu Laura Guten Morgen, und Laura hielt ihre freie Hand hinaus, als wollte sie der ganzen

Mitwelt einen Gruß senden. Mit ihrem kleinen Wagen kam die Milchfrau, welche an der Straßenecke feilbot, auch diese grüßte: „Guten Morgen, Fräulein.“ Laura fuhr zurück und sah Fritz erschrocken an: „Sie hat uns erkannt.“

„Kein Zweifel,“ versetzte der Doctor lustig.

„Sie ist geschwätzig, Fritz, sie kann's nicht verschweigen, sie erzählt's allen Dienstmädchen unserer Straße, daß wir zusammen diesen Weg gefahren sind. Mir wird angst, Fritz.“

„Wir fahren spazieren,“ versetzte der Doctor triumphirend, „wir fahren zum Besuch bei irgend Jemandem, wir sollen auf dem Lande miteinander Pathen stehen, machen Sie sich um diese Kleinigkeit keine Sorge.“

„Bei dem Pathenstehen fing's an, Fritz,“ versetzte Laura beruhigt. „Die Katzenpfoten haben Alles verschuldet.“

„Ich weiß nicht,“ versetzte Fritz schlau, „ob das Unglück nicht schon weit früher anfing. Sie waren noch ein kleines Mädchen, da erhielt ich schon einen Kuß.“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte Laura.

„Es war um einen Korb bunter Bohnen, den ich Ihnen aus unserm Garten brachte. Ich forderte den Kuß. Sie ließen sich diesen Preis gefallen, aber Sie fuhren sich gleich darauf mit der Hand über den Mund. Sie gefielen mir seit damals besser als alle Andern.“

„Sprechen wir nicht von solchen Dingen, Fritz,“

sagte Laura ängstlich, „meine Erinnerungen aus der Urzeit sind nicht alle so harmlos.“

„Ich bin immer kurz gehalten worden,“ rief Fritz trotzig, „auch heut. Es ist eine Schande. Das kann nicht so fort gehen, es wird ein ernstes Aussprechen darüber vor Allem nöthig. Wenn man zusammenreist wie wir beide, will sich nicht schicken, daß man das steife Sie gegen einander gebraucht.“

Laura sah ihn vorwurfsvoll an. „Heut nicht,“ sagte sie leise.

„Das hilft nun nichts,“ rief Fritz unternehmend. „Ich lasse mich nicht länger als Fremden behandeln. Erst einmal habe ich das ehrliche Du gehört, und dann nicht wieder. Mir thut es weh.“

Das war nun Laura leid. „Aber nur, wenn wir ganz allein sind,“ bat sie.

„Ich schlage Brüderschaft vor,“ fuhr Fritz ungerührt fort, „ein für allemal, man verspricht sich sonst nur und es giebt Verwirrung.“ Er bot ihr seine Hand, die sie ein wenig schüttelte, dabei machte sich's, daß seine Wange der ihren nahe kam, und ehe sie sich's versah, fühlte sie einen Kuß auf ihren Lippen.

Sie sah ihn zärtlich an, aber gleich darauf fuhr sie zurück und drückte sich in ihre Wagenecke. Fritz war heut weit anders als sonst, er sah unternehmend und trotzig aus. Zu Hause war er immer bescheiden gewesen, Laura hatte bei sich schon mehr als einmal an die Brüderschaft gedacht; „wenn zwei Menschen so mit ganzer

Seele einander gehören, sollen sie sich das auch sagen," hatte sie in ihr Buch geschrieben. Jetzt machte er wenig Umstände. Er legte sich kühn aus dem Wagen. Wenn Reisende entgegenkamen, beugte er sich gar nicht zurück wie sie seit der Milchfrau, sondern sah herausfordernd auf die Leute und grüßte zuerst. „Ich muß von den Indern anfangen," dachte sie, „damit ich ihn auf andere Gedanken bringe." Sie frug ihn nach dem Inhalt der Veda.

„Heut kann ich mich gar nicht darauf besinnen," rief Fritz ausgelassen. „Mir ist so glücklich zu Muth, daß ich nicht an die alten Bücher denken mag. Sie haben vier Abtheilungen, in jeder finde ich nur einen Gedanken: Laura, das geliebte Mädchen, wird mein. Ich möchte im Wagen tanzen vor Freude." Und er hüpfte auf seinem Sitz in die Höhe, wie ein kleiner Junge.

Fürchterlich war Fritz verwandelt, sie kannte ihn nicht wieder, sie entzog ihm ihre Hand, wickelte sich in ihr Tuch und sah ihn mißtrauisch von der Seite an.

„Der Himmel hüllt sich in Wolken," sagte sie mit trüben Ahnungen.

„Oben drüber scheint die Sonne," versetzte Fritz behaglich, „sie kommt in wenig Augenblicken wieder hervor. Ich schlage vor, die große Ledertasche zu untersuchen, welche die Mutter mitgegeben hat, ich hoffe, es ist etwas Gutes darin."

Die Prosa der Familie Hahn verrieth sich. Laura

sah mit geheimem Kummer, wie eifrig der Doctor in der Tasche kramte. Indeß auch sie hatte in der Aufregung wenig des Frühstücks gedacht, und als Fritz ihr den Inhalt bot, streckte sie doch die kleine Hand darnach aus, und beide aßen herzhaft.

Der Platz neben dem Kutscher verdunkelte sich, ein unförmlicher Kopf fuhr um das Fenster, ein mißtönendes Knurren wurde im Wagen gehört. Laura wies erschrocken auf den Kopf. „Wehe uns, da ist wieder der Hund.“ Auch der Doctor sah zornig auf die feindliche Gestalt. „Wir jagen ihn hinunter,“ rief Laura, „er mag nach Hause laufen.“

„Er findet sich schwerlich nach Hause,“ versetzte der Doctor bedenklich, „was wird dein Vater sagen, wenn er ihm verloren geht?“

„Er war der Feind meines Lebens,“ rief Laura empört, „und jetzt sollen wir ihn in die Welt mitnehmen? Das ist unerträglich, das ist eine schlimme Vorbedeutung, Fritz.“

„Vielleicht begegnet uns ein Wagen, der ihn zurücknimmt,“ tröstete der Doctor. „Unterdeß kann er nicht verhungern.“ Er reichte ihm trotz des Abscheues, den er ihm redlich gönnte, ein Frühstück hinaus, der Hund verschwand wieder unter der Wagendecke.

Laura aber blieb verstört. „Fritz, lieber Fritz,“ rief sie plötzlich, „lassen Sie mich allein.“

Der Doctor sah erstaunt zu ihr hinüber. „Das „Sie“ war ein orthographischer Fehler und muß gebüßt

werden." Er näherte sich wieder ihrem Munde. Laura fuhr zurück. „Wenn Sie mich lieben, Fritz, so lassen Sie mich jetzt allein," rief sie händeringend.

„Wie kann ich das?" frug Fritz, „wir fahren ja miteinander in die Welt."

„Setze dich zum Kutscher auf den Bock," bat Laura flehentlich. Sie sah so ernst und gedrückt aus, daß Fritz gehorsam halten ließ, aus dem Wagen stieg und zum Kutscher hinaufkletterte. Laura holte tief Athem, sie wurde ruhiger. Ihr Wort hatte Einfluß auf ihn. Wie wild er auch war, er that doch Manches nach ihrem Gefallen. Sie saß allein, ihre Gedanken flogen wieder muthiger in das Land hinaus. Der Doctor wandte sich häufig um, klopfte an das Fenster und frug, wie es ihr gehe. Er war doch sehr zartfühlend und liebevoll um sie besorgt.

„Auf mir liegt die ganze Verantwortung für seine Gesundheit," dachte sie; „was bis jetzt seine liebe Mutter für ihn gethan, das wird meine Pflicht. Eine süße Pflicht, geliebter Fritz. Vor Nachtarbeiten werde ich ihn hüten, denn seine Gesundheit ist zart, und alle Tage führe ich ihn spazieren, auch bei rauhem Wetter, damit er sich daran gewöhnt." Sie sah zum Wagen hinaus, der Wind schüttelte die Baumblätter, sie klopfte von innen an das Fenster. „Fritz, es ist windig, Sie haben keinen Shawl um."

„Ich soll ja keinen umhaben," rief der Doctor von außen, „diese Verweichlichung wird nicht mehr gestattet."

„Ich bitte, Fritz, seien Sie kein Kind, nehmen Sie ihn um, Sie werden sich sicher erkälten.“

„Mit „Sie“ nehme ich ihn nun gar nicht.“

„Nimm ihn, Herzensfritz, ich beschwöre dich,“ flehte Laura.

„Das klingt anders,“ sagte Fritz. Das Fenster wurde geöffnet, der Shawl wanderte hinaus.

„Er ist eisenfest,“ sagte Laura, sich wieder auf ihrem Sitz zurecht rückend. „Wie gefällig er aussieht, er weiß sehr genau was er will, und er wird mir nicht nachgeben, wo seine Ueberzeugung ihm das nicht erlaubt. Das ist auch gut so, denn ich merke, ich bin immer noch ein kindisches Ding und der Vater hat recht, ich brauche einen Gatten, der ruhiger in die Welt sieht als ich.“

Es fing an zu regnen. Der Kutscher zog seinen Mantel hervor, Fritz breitete seine Decke aus und hüllte sich hinein. Ihr wurde angst um den Fritz, wieder klopfte sie an das Fenster. „Es regnet, Fritz.“ Das konnte der Doctor nicht leugnen. „Kommen Sie herein, Sie werden naß und erkälten sich.“

Der Wagen hielt, Fritz kletterte wieder gehorsam in das Innere, Laura wischte die kleinen Tropfen auf dem Haar seiner Decke mit ihrem Taschentuch ab.

„Viermal „Sie“ gesagt,“ begann Fritz strafend. „Wenn das so fortgeht, wirst du eine große Rechnung zahlen.“

„Sei ernsthaft,“ bat Laura, „mir ist feierlich zu Muth: ich denke an unsere Zukunft. Ich will darauf

sinnen Tag und Nacht, Geliebter, daß du die Mutter nicht entbehrst. Deine liebe Mutter hat dir bis jetzt den Kaffee hinaufgetragen, das ist ungemüthlich, du kommst zu mir herüber und nimmst dein Frühstück mit mir ein. Diese halbe Stunde muß mir Indien abtreten. Um zehn Uhr schlage ich dir ein Ei und schicke es dir hinüber, am Mittag kommst du wieder zu mir herüber, ich sorge für gute Küche, wir leben einfach, wie wir beide gewohnt sind, aber kräftig. Dann erzählst du mir schnell etwas aus deinen Büchern, damit ich weiß, was mein Mann treibt, denn dies ist das Recht der Frau. Am Nachmittag treffen wir uns auf der Straße."

„Wie so?" frug Fritz, „herüber, hinüber und auf der Straße, wir wohnen ja doch zusammen."

Laura sah ihn mit großen Augen an, langsam überzog die Röthe ihr Gesicht bis an die Schläfe.

„Wir können als Mann und Frau doch nicht in verschiedenen Häusern wohnen?"

Laura hielt die Hand vor die Augen und schwieg. Da sie nicht antwortete, zog ihr Fritz leise die Hand vom Gesicht, große Thränen liefen von ihrer Wange herab. „Meine Mutter," weinte sie leise. So rührend war der Ausdruck ihres Wehes, daß Fritz mitfühlend sagte: „Gräme dich nicht drum, Laura, wir wohnen, wie du willst, und wir leben ganz, wie dir's recht ist." Aber auch die freundlichen Worte vermochten das arme Herz nicht zu trösten, um welches sich die mädchenhafte Angst

vor der Zukunft legte. Der bunte Nebel war zerflossen, mit welchem ihre kindliche Phantasie sich das freie Leben in der Nähe des Geliebten verhüllt hatte.

Sie saß schweigend und finster.

Der Kutscher hielt vor einer Dorfherberge, seine Pferde und sich selbst zu erquicken. Die junge Wirthin stand, ihr Kind auf dem Arm, in der Thür, sie trat an den Wagen und lud artig ein abzusteigen. Laura sah unsicher den Doctor an, er winkte, der Wagenschlag wurde geöffnet, Laura setzte sich vor der Thür auf eine Bank und that, um die Sicherheit einer Reisenden zu erweisen, Familienfragen an die junge Frau. Die Frau antwortete zutraulich: „Es ist das erste Kind, wir sind erst seit zwei Jahren verheirathet. Um Vergebung, Sie sind auch junge Eheleute?" Laura erhob sich schnell, wieder glühte ihre Wange feuriger als die aufgehende Sonne, während sie ein leises Nein erwiederte.

„Na, dann sicher Brautleute," sagte die Frau, „das sieht man auf zehn Schritt."

„Woran wollen Sie das erkennen?" frug Laura, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Man hat so seine Zeichen," versetzte die Frau, „wie Sie nach dem Herrn ausschauten, das war deutlich genug."

„Getroffen!" rief der Doctor glücklich, aber auch ihm war die Wange etwas geröthet. Laura wandte sich ab und kämpfte um Fassung. Das Geheimniß ihrer Reise lag offen vor Jedermanns Blick. In der Stadt

wußten sie es, auf dem Dorfe sprachen sie davon. Sie war Braut geworden durch fremde Zungen. Die Eltern hatten ihr nicht die Hand in die des Geliebten gelegt, keine ihrer Freundinnen hatte ihr Glück gewünscht, jetzt kam die Fremde auf der Landstraße und sagte ihr auf den Kopf zu, was sie war. „Hätte die Frau erst Alles gewußt, daß ich von Fritz Hahn heimlich entführt bin ohne Verlobung und ohne Brautstand, welches Gesicht würde sie gemacht haben?“ Laura rang unter dem Mantel die Hände, sie stieg in den Wagen, bevor der Kutscher die Krippe wegsetzte, und wieder rannen ihr die Thränen aus den Augen. Der Doctor, welcher von dieser Stimmung nichts ahnte, wollte einsteigen. „Bitte,“ rief Laura außer sich, „setzen Sie sich zum Kutscher, mir ist sehr traurig zu Muthe.“

„Weßhalb?“ frug Fritz leise.

„Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben,“ rief Laura, „Fritz, ich möchte wieder umkehren. Was wird die Frau von mir denken? Sie hat recht gut gesehen, daß wir nicht verlobt sind.“

„Sind wir's denn nicht?“ frug der Doctor verwundert, „ich betrachte mich entschieden als Bräutigam, und die Freunde, zu denen wir reisen, werden die Sache genau so ansehen.“

„Ich beschwöre Sie, Fritz, lassen Sie mich nur jetzt allein; was ich fühle, kann ich keiner Menschenseele gestehen; bin ich ruhiger, so werde ich klopfen.“

Fritz kletterte wieder auf den Kutscherbock. Laura

verlebte in der Einsamkeit ihres Wagens eine traurige Stunde.

Sie fühlte etwas Fremdes an ihrem Mantel, sah erschreckt auf den leeren Sitz und fuhr zurück, neben ihr saß der Dämon, der Feind ihres Lebens, der rothe Hund. Er stemmte seine Vorderbeine breit auseinander und hob seinen Schnurrbart hoch in die Luft, als wollte er sagen: Jetzt entführe ich. Der Doctor ist auf den Bock gesetzt, und ich, der alte Händelmacher, der Menschenfeind, ich, der an vielem Schmerz der Dichterseele neben mir schuld ist, der in ihrem Tagebuch durch Vers und Prosa verwünscht wurde, ich, die gemeine und unwürdige Wirklichkeit, welche vor ihren Füßen lag, ich sitze hier neben der Entführten, ein düsteres Bild ihres Schicksals, Gespenst ihrer Jugend und böses Omen für ihre künftigen Tage, ich lagere an der Stelle, wo ihre kindische Poesie lange einen Andern hinträumte und ich höhne ihre Thränen und ihre Noth. Er leckte seinen Bart und blickte unter seinen langen Haaren verächtlich auf sie. Und Laura pochte an das Fenster, um selbst den Wagen zu verlassen und sich auch auf den Bock zu setzen.

Unterdeß saßen die Mütter sorgenvoll in den feindlichen Häusern. Seit die Tochter abgereist war, zagte Frau Hummel vor dem Zorn ihres Gatten. Von Laura wußte sie, daß ihr Mann gegen die Reise nach Bielstein nichts hatte und sich nur unwissend stellte, um sein trotziges Wesen gegen die Nachbarn zu behaupten. Aber

was dahinter lag, ahnte er nicht; wenn zur Entscheidung kam, was nun mit Laura und dem Doctor werden sollte, war von ihm noch Alles zu fürchten. Frau Hummel hatte die Reise befördert, um den Haustyrannen zur Einwilligung zu zwingen, jetzt wurde sie mißtrauisch gegen ihre eigene Klugheit. In ihrer Noth warf sie die Mantille über ihr Morgenkleid und eilte aus dem Hause, um bei der Nachbarin Trost zu holen.

Das Herz der Frau Hahn war durch ähnliche Sorgen bewegt, auch sie war bereit, im Morgenkleid und Mantille bei Frau Hummel vorzusprechen. Die Frauen trafen außerhalb der Häuser zusammen, ein Austausch mütterlicher Sorgen begann. Sie benützten den neutralen Boden, der zwischen den feindlichen Gebieten lag, zu leisem Wechselverkehr und vergaßen darüber, daß sie auf der Straße standen. Die Glocken läuteten, die Kirchgänger kehrten nach Hause, immer noch standen sie bei einander und sorgten um Vergangenes und Künftiges. Da näherte sich ihnen in gewähltem Gewande der Mime. Schon von weitem machte er eine dramatische Handbewegung, welche angelegentlichen Gruß ausdrückte. Heut sah Frau Hummel mit Sorge auf den geschätzten Gast, sie fürchtete seine Vermuthungen und noch mehr die scharfe Zunge. Das Gesicht des Künstlers glänzte vor Freude, und seine Bewegungen wurden gefühlvoll. „Welche Ueberraschung,“ rief er im Ton eines warmherzigen Onkels, „welche anmuthige Ueberraschung! Der alte Streit ist abgethan, Blumen-

gewinde ziehen sich von einem Hause zum andern, was der Zwist der Väter verschuldet, sühnt die Liebe der Kinder. Aus warmem Herzen bringe ich meinen Glückwunsch dar."

„Wie meinen Sie das?" frug Frau Hummel betroffen, „und was bedeuten Ihre Worte?"

„Entführung," rief der Mime und hob seine Hand zum Segen.

Die beiden Mütter sahen einander erschrocken an. „Ich muß Sie bitten, bei Ihren Ausdrücken mehr die wirklichen Verhältnisse zu berücksichtigen," versetzte Frau Hummel, sich an den letzten Trümmern ihres Stolzes aufrichtend.

„Entführung," rief der Mime wieder triumphirend. „Ganz dem Humor dieses Hauses angemessen, es ist ein Meisterstreich."

„Daß Sie uns nicht beleidigen wollen," rief Frau Hummel wieder, „nehme ich im Vertrauen auf alte Freundschaft an. Aber ich muß Sie im Ernst bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen."

Der Mime erstaunte über den Widerstand seiner Gönnerin. „Ich wiederhole nur, was mir soeben die Stadtpost gemeldet hat." Er zog ein zierliches Billet aus seinem Rock. „Ich bitte die verehrten Damen sich selbst davon zu überzeugen." Er wies das Billet hin und las mit lauter Stimme auf der Straße vor: „Die Verlobung des Doctor Fritz Hahn mit meiner Tochter Laura und die heut morgen in's Werk gesetzte Entfüh-

rung desselben aus seinem elterlichen Hause zeige ich ergebenst an. Hummel. — Dies entspricht ganz dem Charakter unseres launigen Freundes."

Noch standen die Frauen fassungslos, da rauschte ein seidenes Kleid von den Granitplatten heran, eilig kam die Frau Pathe, ihr Gesangbuch in der Hand, und rief schon von weitem: „Was muß man erleben, ihr bösen Leute! Ist es recht, daß die Hausfreunde erst in der Kirche vom Prediger erfahren müssen, was hier vorgeht?"

„Was meinen Sie?" riefen beide Frauen völlig verwirrt.

„Daß Ihre Kinder heut in der Kirche aufgeboten sind, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Es gab ein allgemeines Erstaunen, und wie unfreundlich Sie auch gegen uns gehandelt haben, daß Sie ein Geheimniß daraus machten, es war bei allen Bekannten eine innige Freude. Jetzt ist die ganze Stadt voll davon."

Ohne ein Wort zu reden, flogen die beiden Mütter einander in die Arme. Mitten auf dem Fahrweg der Parkstraße, welche früher Thalgasse hieß, grade zwischen den beiden Hausthüren, genau zwischen den beiden Gitterzäunen. Der Mime stand gerührt daneben und bewegte den Arm nach der Brusttasche, und die Frau Pathe faltete die Hände.

Auch denen vom Gut war es ein unruhiger Sonntag. Während der letzten Nacht war in den Bergen

ein Wolkenbruch niedergestürzt, und eine wilde Fluth wälzte sich über dem Wasserpfade dahin, den sonst der Bach zwischen Wiesen durchlief. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht solchen Wogendrangs, der Bach war ohnedies hoch angeschwollen seit dem Regen der letzten Wochen, jetzt brauste und donnerte er durch das enge Thal zwischen dem Stein und der Berglehne und übergoß die Felder, wo ihm nicht steiles Land und Fels trotzten. Jäh und zornig schoß das Wasser durch die Enge, es sprudelte über den Felsblöcken und um die Köpfe der Weiden. Auf seiner Oberfläche trug es gemähtes Gras der Wiesen, alte Rohrstengel, abgerissene Baumäste, aber auch Trümmer von Menschenwohnungen, die weiter oben von der Fluth erreicht waren. Die Leute vom Gute standen an der Hecke des Obstgartens, sahen schweigend nach dem Strom hinab und nach den Trümmern zerstörten Lebens, die er auf seinem Rücken dahintrug. Kam etwas angeschwommen, was von Menschenhand gemacht war, ein Reisigbündel, ein Brett, eine Hausthür, dann ging ein Summen durch die Zuschauer. Aber die Kinder liefen geschäftig am Wasserrand entlang und zogen mit Stangen an sich, was sie zu erreichen vermochten. Sie erhoben lautes Geschrei, als von fern ein lebendes Thier heranschwamm, es war ein Zicklein, das auf dem Bretterdach seines Stalles stand. Als das Kleine die Menschen sah, schrie es kläglich und bat um Rettung. Hans legte einen Brunnenhaken aus und faßte das Brett, das Zicklein sprang an

das Land, wurde von den Kindern im großen Zuge nach dem Hofe geführt und dort gefüttert.

Ilse stand an dem neuen Steg zu der Grotte. Vor wenig Wochen war er gebaut, jetzt drohte auch ihm die Zerstörung. Schon neigten sich die Stützen zur Seite. Die Gewalt des Wassers arbeitete an den niedrigen Enden und lockerte die Klammern. Um den vorspringenden Fuß des Felsens, welcher die Grotte wölbte, wirbelten die Wasserblasen, die Gewalt des Staues zog tiefe Furchen in der Fluth.

„Dort läuft Jemand vom Berge," riefen die Gutsleute. Um die Grotte kam eilig ein Mädchen, ein großes Tuch mit frischgemähetem Berggras auf dem Rücken, ängstlich hielt sie auf der Felsplatte an und zagte über den gebogenen Steg zu gehen.

„Es ist die Anna des armen Benz," rief Ilse, „sie darf nicht drüben in der Wildniß bleiben, wirf deine Last ab, frisch Anna, schnell herüber." Das Mädchen kam flüchtig über den Steg. „Sie soll die letzte sein," befahl Ilse, „keines von euch betritt das Holz, es hält den Andrang nicht mehr lange aus."

Der Landwirth kam herzu. „Die Fluth verläuft noch diese Nacht, wenn nicht neuer Regen fällt, aber des Schadens, den sie thut, werden die Leute lange gedenken. Unten um Rossau sieht's noch ärger aus, das Wasser übergießt die Felder, Hummel ist hinabgeeilt, er sorgt um die Brücke und den Weg, den seine Tochter kommen soll. In unserm Dorf tritt das Wasser in die

Stuben der letzten Häuser, die Leute schicken sich an, nach unserm Hofe zu räumen. Geht hinab zu helfen," befahl er den Gutsleuten, und halblaut fuhr er zu seiner Tochter fort: „Der Prinz ist nach dem Dorf gegangen, dort den Schaden zu betrachten, er will dich sprechen, ist dir's recht ihn jetzt zu sehen?"

„Ich bin bereit," sagte Ilse.

Sie ging mit dem Vater längs der Hecke dem Dorfe zu, dort stieg sie zu dem Friedhof hinauf. „Ich bleibe in der Nähe; wenn der Prinz zurückkommt, laß mich rufen."

Sie stand an dem Mauerrand und sah hinüber nach dem Grabe ihrer lieben Mutter und vor sich auf die Stelle, wo der alte Pfarrer neben seiner Frau ruhte. Die Aeste der beiden Bäume, welche sie daneben gepflanzt, hingen ihr über das Haupt. Sie dachte, wie gern ihr alter Freund darüber gesprochen, daß es in der großen Welt im Ganzen genau so sei, wie in seinem Dorfe, Natur und Leidenschaften der Menschen überall gleich, und daß man in dem kleinen Thal dasselbe erleben könne, wie im Getümmel der Gewaltigen.

„Hier ist mein Vater der Herr," dachte sie, „und wir die Herrenkinder, die Leute sind gewöhnt, uns zu gehorchen, und sich ebenso freundlich um uns zu kümmern, wie wir um jene dort im Lande. Ihre Kinder könnten auch erleben, wenn ein arggesinnter Wirth auf dem Stein wohnte, was Andere erfahren mußten. Aber sie dürfen ihr Recht suchen und sie finden Schutz zu jeder Stunde.

„Wie wird er, der stolze Mann, ertragen, daß sein Weib nicht Recht findet und nicht den Schutz einer stärkeren Macht gegen die Kränkung, die man ihr angethan und ihm? — Wir sollen wohlthun unsern Beleidigern. Wenn der böse Herr aus dem Lande jetzt zu mir käme, krank und hülflos, darf ich ihn aufnehmen in meinem Hause, und darf ich mich an sein Lager setzen, obgleich solcher Liebesbeweis mir auf's Neue verderblich wird? Ich habe einen weißen Mantel getragen; den Schmutzfleck, den er darauf geworfen, sehe ich jede Stunde, und keine Thräne wäscht ihn weg. Er hat mir meinen reinen Mantel genommen, soll ich ihm, wenn er heischt, auch noch meinen Rock geben? Hohes, ehrwürdiges Gebot, das der todte Freund mich lehrte, ich stehe erschrocken vor dir. Denn es ist ein Streit der Pflichten, und der Gedanke an meinen Felix sagt mir: Nein.

„Ich bin fertig auch mit dem Erbprinzen, wie schuldlos er ist. Ich weiß, er hat sich einst den Zuspruch der einfachen Frau mit warmem Herzen begehrt, und meine Eitelkeit hat mir oft gesagt, daß ich ihm werth bin als eine gute Freundin in seinem vornehmen, einsamen Leben. Furchtbar habe ich gebüßt für diesen eitlen Stolz. Auch er ist mir von jetzt ab ein Fremder. Was kann er noch von mir wollen? Ich ahne, daß er grade so denkt wie ich, er will nichts, als Abschied nehmen auf immer. Wohl, ich bin dazu gerüstet."

Den Fußpfad vom Dorfe kam der Erbprinz herauf, Ilse blieb an der Kirchhofmauer stehen und neigte sich ruhig seinem Gruß. „Nach der Residenz habe ich den Wunsch gesandt, mit meinem Vetter eine größere Reise zu machen," begann der Prinz, „ich hoffe, meine Bitte wird gewährt. Darum wollte ich auch Ihnen ein Lebewohl sagen."

„Ich habe Ew. Hoheit so beurtheilt, wie jetzt Ihre Rede Sie mir zeigt," antwortete Ilse.

„Mir wurde in der Stadt wenig Gelegenheit Sie zu sprechen," fuhr der Erbprinz schüchtern fort, „mir würde wehthun, wenn Sie mich des Undanks oder kalter Gesinnung für fähig hielten."

„Ich kenne jetzt den Beweggrund, der Ew. Hoheit fern gehalten hat," versetzte Ilse vor sich hinsehend, „und ich bin dankbar für die gute Meinung."

„Heut will ich Ihnen zugleich für Ihren Gemahl sagen," fuhr der Prinz fort, „daß ich darüber arbeite für meine Zukunft nützlich zu machen, was ich in Ihrer Nähe gelernt. Ich weiß, daß dies der einzige Dank ist, den ich Ihnen noch abstatten darf. Wenn Sie einst hören, daß man mit mir zufrieden ist, dann denken Sie, gnädige Frau, in der Stille daran, daß ich vor Allem Ihrem Hause die Stärkung meines Rechtsgefühls verdanke, ein unbefangenes Urtheil über den Werth der Menschen und ein höheres Maaß für die Pflichten eines Mannes, der das Wohl Vieler besorgen soll. Ich mühe mich, der Theilnahme, die Sie mir schenkten,

nicht ganz unwerth zu sein. Erfahren Sie von Andern, daß mir dies gelang, dann denken Sie an mich ohne Abneigung."

Ilse sah ihm in das aufgeregte Gesicht, es waren die sanften ehrlichen Züge, die sie so oft mit ängstlichem Antheil geschaut; sie sah, wie tief er fühlte, daß etwas Fremdes zwischen ihn und sie getreten war, und sie sah, wie bescheiden er sie zu schonen wußte. Dennoch ermaß sie nicht die ganze Gewalt des Schmerzes, welchen der junge Mann darum in sich trug, weil ihm der Vater die Poesie seiner Jugend gestört hatte. Sie ahnte nicht, daß die Strafe, welche dem Vater Gesetz und Urtheil der Menschen nicht auflegen konnten, an der schuldlosen Seele des Sohnes vollzogen wurde. Was ihr der Vater zu Leide gethan, das verdarb seinem Kind das glücklichste Gefühl des jungen Lebens, die zarte Freundschaft zu der Frau, an der er mit schwärmerischer Neigung hing. Aber die warmherzige Ilse erkannte den wackeren Sinn des Mannes, der ihr gegenüberstand, ihre vorsichtige Zurückhaltung schwand, und mit der alten Offenheit sagte sie zu ihm: „Man soll nicht ungerecht sein gegen Unschuldige, und in seinem Herzen nicht untreu werden gegen Solche, deren Vertrauen man gehabt hat, wie ich das Ihre. Was ich Ew. Hoheit jetzt wünsche, das ist ein Freund; ich habe wohl gesehen, daß er Ihrem Leben fehlt, und ich habe gemerkt, wie schwer man sich vor niedriger Schätzung der Menschen bewahrt, wenn man immer nur von Dienern umgeben ist."

An den freundlichen Worten Ilse's brach die mühsam behauptete Fassung des Prinzen. „Ein Freund für mich?“ frug er bitter. „Mich hat das Unglück früh in die Lehre genommen, mir ist's vergällt, Freundschaft zu suchen und mich daran zu freuen. Ueber die Liebe, die ich gefühlt, ist ein Gift gegossen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er sich, „ich bin so gewöhnt Ihnen zu klagen und bei Ihnen Trost zu suchen, daß ich mich selbst jetzt nicht enthalte von mir zu sprechen, obgleich ich weiß, daß ich das Recht dazu verloren.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilse, „wie wollen Sie für das Wohl Anderer sorgen, wenn Ihr eigenes Leben leer ist an Licht? Wenn ich für Ew. Hoheit Zukunft ein Glück ersehne, so meine ich als Frau die Freundschaft im Hause, eine Seele, die Sie versteht, eine Gattin, welche auch eine Freundin Ihrer Gedanken ist.“

Der Prinz wandte sich zur Seite, ihr das Weh zu verbergen, das er bei dieser Rede empfand. Ilse sah ihn traurig an, sie war noch einmal die gute Beratherin von sonst geworden.

Um die Mauer des Kirchhofs schlich ein Bettelweib heran. „Darf ich heut bitten?“ begann eine heisere Stimme in Ilse's Rücken, „ist's nicht der Vater, so ist's doch der Sohn.“ Ilse wandte sich um, wieder sah sie in die hohlen Augen der Zigeunerin und rief entsetzt: „Hinweg von hier!“

„Die Frau kann mich nicht mehr fortscheuchen,“

sagte die Zigeunerin niederkauernd, „denn ich bin müde und meine Kraft ist am Ende." Man sah, daß sie Wahrheit sprach.

„Die Reiter haben mich gejagt von einem Grenzpfahl zum andern. Wenn die Uebrigen kein Mitleid haben, die Frau vom Steine sollte nicht so hartherzig sein, denn zwischen der Bettlerin und ihr ist alte Kameradschaft. Auch ich habe einmal mit den Vornehmen verkehrt, ich habe sie verlassen und doch hingen meine Träume immer über den goldenen Häusern. Wer den Zaubersaft getrunken hat, wird die Erinnerung nicht los. Sie hat mich wieder in dieses Land getrieben und wieder, ich habe meine Leute hergeführt, sie liegen eingefangen wegen der alten Gedanken, die mich verfolgten."

„Wer ist das Weib?" frug der Prinz.

Die Bettlerin hob die Hände in die Höhe. „Auf diesem Arme habe ich den Erbprinzen gehalten, da er ein Kind war und nichts von sich wußte, ich habe mit ihm gesessen auf dem Sammet, in der Stube seiner Mutter, jetzt liege ich am Kirchhof der Landstraße, und die Hand bleibt leer, die ich nach ihm ausstrecke."

„Es ist das Zigeunermädchen," sagte leise der Prinz und kehrte sich ab.

Die Bettlerin sah ihn höhnisch an und sprach zu Ilse. „Sie spielen mit uns, sie verderben uns, aber sie hassen die Erinnerung an alte Zeit und an ihr Ver-

schulden. Laß dich warnen, du junge Frau, ich kenne die Geheimnisse dieses hohen Geschlechts, und ich kann dir erzählen, was sie an dir versucht haben, und was sie einer Andern gethan, die vor dir in dem Hause auf jener Höhe aufgeblüht war, und die sie auch hineingesetzt haben wie dich in den Kerker, an dem die schwarzen Engel schweben."

Ilse stand über die Bettlerin geneigt, der Prinz trat zu ihr. „Hören Sie nicht auf das Weib," rief er.

„Sprich weiter," sagte Ilse tonlos, „ich höre."

„Sie war jung und hochgewachsen wie du, sie war eingefangen wie du, und als die Mutter dieses Mannes mich aus ihrer Nähe entfernt hatte, weil ich dem Fürsten gefiel, da wurde ich zur Dienerin bestellt für die Fremde. An einem Morgen mußte ich mich frei bitten bei der eingesetzten Frau von meinem Dienst, weil sie allein sein sollte."

„Ich flehe, hören Sie nicht auf ihre Rede," bat der Prinz und trat abwehrend hinzu.

„Ich höre," sprach Ilse wieder über die Alte geneigt, „sprich leise."

„Als ich am nächsten Morgen zurückkam, fand ich statt des blondhaarigen Weibes eine Verrückte im Hause und ich floh mit Schrecken aus dem Schloß. Willst du wissen, durch welche Thür der Wahnsinn bei der Frau einschlich?" Sie fuhr fort in leisem Gemurmel. Ilse neigte das Ohr an ihren Mund, aber sie sprang plötzlich zurück, stieß einen gellenden Schrei aus und

schlug die Finger vor ihr Antlitz. Der Prinz lehnte sich an die Mauer und rang die Hände.

Von dem Fahrwege klang ein lauter Ruf, ein Mann stieg eilend herauf, er hielt einen Brief und winkte schon von weitem. „Gabriel!“ schrie Ilse und eilte ihm entgegen, sie entriß ihm den Brief, las und stützte sich zusammenbrechend an die Steine des Friedhofs. Der Prinz sprang herzu, sie aber hielt den Brief wie zur Abwehr gegen ihn und rief: „Der Fürst kommt hierher.“

Der Prinz sah erschrocken auf Gabriel. „Es ist keine Meile von hier,“ meldete der erschöpfte Diener, „da überholte ich die fürstlichen Wagen, erst kamen sie mir zuvor, dann wieder ich. Die Pferde arbeiten noch auf der unfertigen Straße, die Brücke aber zwischen hier und Rossau ist kaum noch für Reiter und Fuhrwerk zu passiren, ich mußte das Pferd mit dem Postillon zurücklassen, ich glaube nicht, daß sie noch herüber kommen, wenn nicht zu Fuß.“ Der Prinz eilte, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Wege nach Rossau hinab. Ilse flog, den Brief in der Hand, den Stein hinauf zu dem Vater, der ihr mit dem Herrn von Weidegg entgegen kam. „Gehen Sie, Ihren Fürsten zu begrüßen,“ rief sie wild dem Kammerherrn zu, „mein Felix kommt,“ rief sie dem Vater und warf sich ihm an die Brust.

Vor der Nothbrücke, welche nach der Flur von Rossau führte, sammelten sich die Leute. Auch Gabriel eilte an das Wasser zurück, er hatte dort Herrn Hummel

getroffen, welcher am Uferrand auf und ab ging und unruhig über den Strom sah. „Die Welt ist erbärmlich klein," rief Herr Hummel seinem Vertrauten zu, „man trifft sich immer wieder. Wer so gejagt ist wie Sie, sollte sich pflegen, Sie sind erschöpft und sehen mir sehr verändert aus. Setzen Sie sich auf diesen Klotz und behandeln Sie sich mit Hochachtung." Er drückte Gabriel nieder, knöpfte ihm den Rock zu und klopfte ihm mit der großen Hand auf die Backe. „Ihnen thut eine Stärkung Noth, aber das Beste, was wir hier haben, ist ein ersoffener Kaulbarsch, und ich möchte Sie nicht als einen scheußlichen Neuseeländer behandeln, der in der Meßbude um einen Groschen Entree rohe Weißfische verzehrt. Nehmen Sie hier die letzte Hülfe eines alten Pariser Reisenden." Er zwang ihm eine Tafel Chocolade auf.

Wenige Schritte davon an der Brücke stand der Prinz, er sah mit verschränkten Armen in das Wasser, welches auf der Seite von Rossau den Uferrand erreicht hatte und sich schnell über den Weidegrund und die niedrigen Felder der Stadt ausbreitete, es rauschte vom Damme und spülte die Erde zur Tiefe. Schnell wurde der Riß größer, weiter dehnte sich die Wasserfläche. Auch auf der nächsten Strecke des neuen Weges, welche noch nicht gepflastert war, schimmerten Wasserlachen zwischen den Sandhäufchen und den Karren der Erdarbeiter, der Weg ragte als ein dunkler Streif aus der lehmigen Fluth. Noch kamen einzelne

Leute von Rossau herüber, sie kneteten im Brei der Straße und hielten sich furchtsam an die glatten Stangen, welche das Brückengeländer ersetzten. Denn das Wasser stieß heftig an die Böcke, es floß dicht unter den Bohlen entlang, und der Ruf der Zuschauer auf der Bielsteiner Seite mahnte zur Eile. Von der Höhe eilte der Kammerherr herzu und sah ängstlich in das Angesicht seines schweigenden Herrn. Ihm folgte der Landwirth. „Dürfte ich thun, wie ich wollte, ich bräche diese wankenden Bretter mit meinen eigenen Händen ab," sagte er zornig zu Herrn Hummel.

„Die Wagen kommen," schrieen die Leute. Aus dem Thor von Rossau fuhren in gestrecktem Trabe vier Pferde den Wagen des Fürsten heran. Neben dem Fürsten saß der Oberhofmeister. Finster hinbrütend hatte der Fürst die lange Fahrt gemacht, einzelne wilde Worte, ein Blick voll von heißem Haß, das war sein Reiseverkehr mit dem Begleiter gewesen.

Der Hofmann hatte vergebens den Fürsten zu ruhigem Gespräch veranlaßt, sogar die Rücksicht auf die beiden Diener, welche im offenen Wagen hinter den Reisenden saßen, hatte die Stimmung des Fürsten nicht gebändigt. Erschöpft von der stillen Anstrengung dieser Fahrt saß der alte Herr, ein Wächter neben dem Kranken, aber sein scharfer Blick beobachtete jede Bewegung des Nachbars. Als sie aus der Stadt in's Freie fuhren, begann der Fürst lauernd: „Sie kannten den Reiter, der so hastig uns überholte."

„Er war mir fremd," sagte der Obersthofmeister.

„Er trug die Botschaft unserer Ankunft in die Berge, man hat sich gerüstet uns zu empfangen."

„Dann hat er Ew. Hoheit einen Dienst geleistet, denn schwerlich hatte man im Jagdhaus eine Ahnung von Ew. Hoheit gewichtigen Entschlüssen."

„Noch sind wir nicht am Ende unseres Dramas, Obersthofmeister," sagte der Fürst lächelnd, „und die Kunst das Kommende vorauszusehen ist verloren. Auch Excellenz verstehen diese Kunst nicht."

„Ich habe mich immer begnügt vorsichtig zu deuten, was meine Gegenwart umgiebt, ich habe dadurch zuweilen verhütet, daß die Zukunft mich unangenehm überraschte. Wenn ich durch einen Zufall verhindert würde, in dem Drama, von welchem Ew. Hoheit sprachen, meine Rolle bis zur letzten Scene durchzuführen, so ist dafür gesorgt, daß Andere meine Partie übernehmen."

Der Fürst warf sich auf seinem Sitz zurück. Der Wagen fuhr in dem durchweichten Schutt. Die Pferde stampften und bäumten, der Kutscher sah unsicher zurück. „Vorwärts," rief der Fürst mit scharfer Stimme.

„Der Erbprinz erwartet Ew. Hoheit zu Fuß an der Brücke," sagte der Obersthofmeister. Im Schritt ging es vorwärts, der Kutscher bändigte mit Mühe die Pferde, welche vor der glitzernden Wasserfläche und dem Geräusch der Fluth scheuten.

„Vorwärts," befahl der Fürst von Neuem.

„Erlauben Ew. Hoheit dem Kutscher zu halten. Der Wagen kann ohne Gefahr nicht weiter.“

„Fürchten Sie die Gefahr, alter Mann?“ rief der Fürst, und der Haß verzog ihm das Gesicht. „Hier sitzen wir beide im Wasser. Gleiches Schicksal, Herr Hofmeister, ein schlechter Diener, der seinen Herrn verläßt.“

„Ich wünsche auch Ew. Hoheit zurückzuhalten,“ versetzte der Oberſthofmeister.

„Vorwärts,“ rief der Fürst wieder.

Der Kutscher hielt. „Es ist unmöglich, gnädigster Herr,“ sagte er, „wir kommen nicht mehr über die Brücke.“

Der Fürst sprang im Wagen auf und hob den Stock gegen den Kutscher. Erschreckt peitschte der Mann auf die Pferde, sie bäumten und sprangen zur Seite.

„Halt!“ rief der Oberſthofmeister. Die ängstlichen Lakaien sprangen bereitwillig herab und hielten die Pferde. Der Oberſthofmeister öffnete den Schlag und kletterte aus dem Wagen. „Ich flehe Ew. Hoheit an auszusteigen.“

Der Fürst sprang heraus, warf ihm noch einen Blick finsteren Hasses zu und eilte zu Fuß vorwärts. Er betrat die Brücke, um ihn rauschte die Fluth.

„Bleibe zurück, Vater,“ flehte der Erbprinz. Der Fürst lächelte und ging weiter auf den wankenden Brettern. Er hatte die Mitte der Brücke und die tiefe Strömung überschritten, noch wenige Schritte und sein Fuß betrat das Ufer von Bielstein. Da hob sich neben der

Brücke eine zusammengedrückte Gestalt vom Boden und schrie ihm wild entgegen: „Willkommen in diesem Lande, junger Herr, sieh gnädig auf die arme Bettlerin. Ich bringe dir Grüße der blonden Frauen vom Steine."

„Hinweg mit der Verrückten!" rief der Kammerherr.

Der Fürst sah stier auf die wilde Gestalt, er wankte und hielt sich an die Stange des Geländers, der Erbprinz flog ihm entgegen, der Fürst trat mit Widerwillen zurück, sein Fuß verlor den Halt, er glitt an der Seite des schlüpfrigen Brettes hinab in die Fluth. Ein lauter Schrei der Umstehenden, der Sohn sprang ihm nach, im nächsten Augenblick war ein halbes Dutzend Menschen im Wasser, unter den ersten Gabriel, bedächtiger folgte Herr Hummel. Die riesige Gestalt des Landwirths ragte aus der Strömung, er hielt den Fürsten, Gabriel und Hummel faßten den jungen Herrn. „Der Fürst lebt," rief der Landwirth dem Prinzen zu, und legte den Betäubten am Uferrand nieder. Der Erbprinz warf sich neben dem Vater auf den Boden. Der Fürst lag auf dem Kies der Straße, die fremde Bettlerin hielt ihm das Haupt, er sah mit verglasten Augen vor sich hin, und erkannte nicht den knieenden Sohn, und nicht das gefurchte Antlitz der Fremden, welche sich über ihn beugte. „Er lebt," wiederholte der Landwirth leise, „aber die Glieder versagen ihm den Dienst." Auf der andern Seite des Wassers stand der Obersthofmeister, er rief dem Kammerherrn französische

Worte zu, dann eilte er mit dem Wagen zurück, befahl zu wenden und nach Rossau zu fahren, um von da den nächsten sichern Uebergang zu erreichen. Mit Mühe wurden die Wagen zurückgeschafft.

Unterdeß war am Ufer von Bielstein ein Brett der halbzerstörten Brücke abgerissen und der Fürst daraufgesetzt, gehalten und getragen wurde er dem Gute zugeführt. Die Kinder des Landwirths liefen voraus und öffneten die Thür des alten Hauses. Im Hausflur stand Ilse, farblos wie ein Bild von Stein. Der Fürst war aus dem Wasser gerettet, hatten die Brüder ihr zugerufen, er nahte dem Dach des Hauses, dem er seit zwei Geschlechtern Fluch und Entsetzen war. Sie stand im Hausflur, nicht mehr die Ilse von einst, sondern ein wildes Sachsenweib, das dem Feind ihres Stammes den Götterfluch in das Gesicht schleudert, ihre Augen glühten und die Finger ihrer Hände schlossen sich krampfhaft zusammen. Die Männer trugen den erschöpften Mann an die Stufen der Treppe. Da trat Ilse auf die Schwelle und rief: „Nicht hier herein.“ So gellend war ihr Schrei, daß die Träger anhielten. „Nicht in unser Haus,“ rief sie zum zweiten Mal, und hob die Hand drohend zur Abwehr.

Der Fürst hörte die Stimme, er lächelte und nickte gnädig mit dem Haupt.

„Es ist Christenpflicht, Ilse,“ rief der Landwirth.

„Ich bin das Weib des Gelehrten,“ rief Ilse finster gegen ihn. „Unser Dach bricht über ihm zusammen.“

„Entfernen Sie Ihre Tochter,“ sagte der Erbprinz leise, „ich fordere Einlaß für den Fürsten dieses Landes.“

Der Landwirth trat auf die Stufen und faßte Ilse's Arm. Sie riß sich los. „Du jagst deine Tochter aus dem Hause, Vater,“ rief sie außer sich. „Bist du ein Diener dieses Herrn, ich bin es nicht. Hier ist nicht Raum zugleich für ihn und meinen Gatten, er kommt, uns zu verderben, seine Nähe bringt Fluch.“ Sie riß die Thür des Gartens auf und flog unter den Bäumen dahin, sie brach durch die Hecke und eilte hinab nach der Tiefe. Dort sprang sie auf den Steg, von dem sie vor Kurzem die Leute des Dorfes gescheucht hatte, wild brauste unter ihr die Fluth, das Holzwerk bog sich und stöhnte. Ein Riß, ein Krach, mit starkem Schwunge hob sie sich auf der andern Seite zum Felsen, hinter ihr wirbelten die Trümmer der Brücke thalab. Sie stand auf dem Felsvorsprung vor der Grotte und hob mit wildem Blick die Hände zum Himmel. Hinter ihr kam der älteste Bruder vom Garten gelaufen und schrie laut auf, als er die Trümmer der Brücke dahintreiben sah.

„Ich bin geschieden von euch,“ rief Ilse, „sage dem Vater, er soll nicht sorgen um mich, die Luft ist rein, ich stehe im Schutz des Herrn, dem ich diene, und mir ist leicht im Herzen.“

4.

In der Höhle.

Das dunkle Wasser gurgelte und strömte zum Thale, der Wiederschein des Abendroths glänzte von den Erkerfenstern des alten Hauses, unter dem Stein der Höhle stand allein das Weib des Gelehrten. Wo einst die Frauen der alten Sachsen auf das Rauschen der Waldbäume gelauscht, wo das Weib des gejagten Räubers die Steine geschleudert auf die Verfolger, stand wieder eine flüchtige Tochter des Felsens und sah hinab auf das wilde Treiben der Gewässer und hinauf zu dem Hause, wo der Feind ihres Gatten im Lehnstuhl des Vaters lag. Noch hob sich ihre Brust in tiefen Athemzügen, aber sie blickte freundlich auf den braunen Fels, der sich über ihr zum schützenden Obdach wölbte. Unter ihr wälzte sich wilde Fluth und Zerstörung, um sie herum spielte sorglos das kleine Leben der Natur. Die Libellen jagten einander über dem Wasser, die Bienen summten um die Kräuter der Berglehne, die Waldvögel sangen ihr Abendlied. Sie setzte sich auf die Steinbank und rang nach friedlichen Gedanken, sie legte die Hände zusammen und neigte das Haupt; das Wetter, welches

durch ihr Inneres gefahren, schwand dahin in der Thräne, welche ihr aus dem Auge floß. „Ich will nicht an mich denken, nur an meine Lieben. Die Kleinen werden nach mir verlangen, wenn sie zu Bett gehen, heut hören sie nicht die Stadtgeschichten, die ich ihnen zum Einschlafen erzählen muß. Sie waren alle naß von ihrer Fischerarbeit, und in der Verwirrung wird Niemand für trockne Strümpfchen sorgen, ich habe über anderem vergessen was ihnen nöthig war. Der Jüngste besteht eigensinnig darauf, ein Professor zu werden. Mein Knabe, du weißt nicht was du willst. Was mußt du lernen und an dir ändern! denn die Arbeit, die das Leben an uns thut, ist unermeßlich. Als ich hier neben dem Vater saß, glaubte ich einfältig, daß die Menschen um so edler sind, je höher ihr Amt ist, die vornehmsten unter Allen die besten, und daß alles Gewichtige auf Erden groß und mit feinem Geiste gemacht wird. Auch da die beiden Gelehrten kamen und ich an dieser Stelle mit Felix zuerst über Bücher sprach, da wähnte ich noch, was gedruckt zu lesen ist, das müsse ungefälschte Wahrheit sein, und Jeder, der schreibt, ein grundgelehrter Mann. So kindisch denken noch Viele. Aber ich bin ein Trotzkopf geworden, der sich heftig auflehnt gegen Andere, sogar gegen die Worte meines Mannes, der bei mir am höchsten steht.“ Sie sah mit trübem Lächeln vor sich hin, aber gleich darauf neigte sie das Haupt und wieder rannen die Thränen in den Schooß.

Vom Garten herüber erscholl der Zuruf des Bruders. „Holla, Ilse, bist du da? Noch sind die Fremden im Hause, sie binden einen Tragsessel für den Kranken zusammen, er soll nach der Oberförsterei geschafft werden. Der Vater hat zu thun, Boten auszusenden. Auch die Brücke nach Rossau ist mit dem Wasser davongegangen, wir können nicht nach der Stadt, und Niemand aus der Stadt zu uns. Wir ängstigen uns, wie du zu uns herüber kommen sollst."

„Sorge nicht um mich, Hans; sage den Mädchen, sie sollen unsern lieben Gast nicht vergessen über den Fremden und grüße mir die Kinder, ich will nicht, daß sie zum Gutenachtgruß an den Wasserrand kommen, denn das Ufer ist glatt."

Ilse setzte sich an den Eingang der Höhle und blickte in dem Raume umher, erst am Morgen hatte sie hier gesessen; als das hohe Wasser heranfloß, war sie über den Steg geeilt, die Geschwister zu warnen. Noch lag ihre Arbeit auf der Bank und ein Buch, das ihr einst, da sie noch Mädchen war, der Pfarrer geschenkt. Es war das Leben der heiligen Elisabeth, von einem eifrigen Geistlichen ihrer Kirche geschrieben. „Als ich zuerst von dir erfuhr," dachte sie, „Frau Ilse von der Wartburg, du vornehme Namensschwester, war mir dein Leben rührend, und Alles was du gethan, und was die Sage von dir erzählt, schien mir ein Beispiel für mich selbst. Du warst ein Weib, fromm, verstandvoll und liebenswerth und einem wackern Herrn vermählt. Da

machte ihn die Sehnsucht, in seinem Ritterstand besondere Ehre und Kriegsruhm zu erwerben, blind gegen die nächste Pflicht seines Lebens, er verließ dich und die Bauern seiner Heimath und zog in die Fremde und das Land Italien. Wohl zwei Jahre ritt er umher, er kehrte müde und nüchtern zurück. Aber er fand sein liebes Weib nicht wie er sie verlassen. Du hattest dich in der Einsamkeit nach dem Manne gesehnt, und in deiner Schwermuth gegrübelt über die großen Geheimnisse des Lebens. Dein eigenes Leben war voll Sehnsucht gewesen, darüber warst du zu einer frommen Büßerin geworden. Du trugst das härene Hemd und schwangst die Geißel über deinem Rücken, du beugtest Stirn und Gedanken vor einem unduldsamen Priester. Und du thatest, was nicht recht war und nicht schicklich, du legtest den Aussätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines lieben Mannes. In deiner überspannten Frömmigkeit hast du dein warmes Herz und die schamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdest von den Geistlichen heilig gesprochen, aber du arme Frau hattest in deinem Ringen um das, was sie die Gnade Gottes nannten, menschliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es ist nicht gut, Ilse, wenn Mann und Frau sich ohne zwingende Noth von einander scheiden.

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er selbst ihm Leides gethan oder weil er sich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge auf dem

Lager pflegtest, das dein Gatte verlassen? Ich fürchte, heilige Elisabeth, es war der Trotz gekränkter Liebe, und es war die geheime Rache über die lange vergebliche Sehnsucht nach deinem Gatten. Dein Beispiel ist für uns keine Lehre, es ist eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidnische Fabelweib, war menschlicher und sie war eine bessere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr zurückkam, da schlang sie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kannte."

Wieder klang es von der andern Seite des Wassers. „Hörst du mich, Ilse?" rief der Landwirth am Uferrand.

„Ich höre, Vater," antwortete Ilse sich erhebend.

„Die Fremden ziehen zum Hofe hinaus," sagte der Vater, „der Kranke ist so schwach, daß er Andern schwerlich zu schaden vermag; du aber bist in Wahrheit von uns geschieden. Es dunkelt und es ist keine Aussicht zur Nacht den Steg über das Wasser zu zimmern. Geh auf deiner Seite thalab über die Hügel nach Rossau, dort bleibe bis morgen bei unsren Bekannten. Es ist ein weiter Umweg, aber du kannst vor Nacht dort sein."

„Ich bleibe hier, mein Vater," rief Ilse hinüber, „der Abend ist mild, es sind nur wenige Stunden bis zum nächsten Morgen."

„Mir ist's hart, Ilse, daß mein wildes Kind unter dem Felsen ruhen soll im Angesicht ihres Hauses."

„Sorge nicht um mich. Der Mond geht über mir und die Sterne; du weißt, ich fürchte mich nicht vor

den Zwergen der Höhle und auf meinen Bergen auch nicht vor Gewalt der Menschen."

Die Dämmerung des Abends sank über das tiefe Thal, aus dem Wasser hob sich der Nebel, er schwebte langsam von Baum zu Baum nach der Höhe, er wogte und ballte sich und zog zwischen Ilse und dem Vaterhaus seine dämmrigen langen Schleier. Die Stämme der Bäume, das Schieferdach des Hauses verschwanden, die Höhle schwebte in Wolken und Luft, gelöst von der übrigen Erde, unter undeutlichen Schatten, sie hingen sich an das Thor des Felsens und flatterten an Ilse's Füßen dahin, sie fuhren zusammen und zerflossen.

Ilse saß am Stein des Einganges, die Hände über das Knie gefaltet, in ihrem hellen Gewande selbst einem Fabelweibe aus alter Zeit, einer Herrin der schwebenden Schatten vergleichbar. Sie blickte auf ihrer Uferseite entlang nach dem Bergweg, der von Rossau herführte.

Da schallte dumpf durch den Nebel der ferne Schritt des Wanderers, dem eine hülfreiche Göttin seinen Pfad in dunklen Wolken verbarg. Ilse faßte an den feuchten Stein. Neben ihr am Boden bewegte sich's, undeutlich huschte etwas vorüber, vielleicht eine Nachtschwalbe oder Eule. „Er ist es," sagte Ilse leise, sie stand langsam auf, aber die kräftige Frau bebte und hielt sich an die Felsen.

Aus dem weißen Dunst trat die Gestalt eines Mannes, auch er hemmte erstaunt seinen Schritt, als er das Weib an der Felswand stehen sah. „Ilse," rief eine helle Stimme.

„Ich erwarte dich hier," sagte sie leise. „Halte dort still, Felix. Du findest dein Weib nicht, wie du sie verlassen. Ein Andrer hat sich begehrt, was dir gehört, ein giftiger Hauch hat mich getroffen, man hat gewagt, mir Worte zu sagen, welche ein ehrliches Weib nicht hören darf, und man hat mich betrachtet, wie eine gekaufte Sclavin."

„Du hast dich dem Feinde entzogen."

„Ich habe es gethan, darum stehe ich hier. Aber ich bin in den Augen der Leute nicht mehr, wie ich einst war. Du hattest ein säuberliches Weib; die jetzt vor dir steht, ist im Gerücht wegen Vater und Sohn."

„Geräusch der Zungen verklingt wie der Wasserschwall vor deinen Füßen. Wenig gilt, was die Anderen meinen, wenn wir gethan, was uns selbst befriedigt."

„Mir thut wohl, daß dir die einzelnen Menschen so wenig sind gegen deine Gedanken. Aber ich bin nicht so stolz und frei. Ich berge mein Leid, aber ich fühle es immer. Ich bin erniedrigt vor mir, und ich fürchte, Felix, auch vor dir. Denn ich habe mir mein Unglück selbst bereitet, ich bin zu herzlich gewesen gegen Fremde, und ich habe ihnen ein Recht gegeben über mich."

„Du bist erzogen im Glauben an die Autorität. Wer löst sich von frommer Gläubigkeit ohne Schmerzen?"

„Ich bin erwacht, Felix. Antworte mir noch ein-

mal," fuhr sie mit stockendem Athem fort, „wie kommst du zu mir zurück?"

„Als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung seines Weibes sucht."

„Was hat dir dein Weib zu vergeben, Felix?" frug sie wieder.

„Daß mir die Augen geblendet wurden bei meinem Suchen, und daß ich der nächsten Pflicht vergessen, um ein Traumbild zu jagen."

„Ist das Alles, Felix? Hast du mir dein Herz zurückgebracht, wie es sonst gegen mich war?"

„Liebe Ilse," rief der Gatte sie umschlingend.

„Ich höre den Ton deiner Liebe," rief sie leidenschaftlich und warf ihre Arme um seinen Hals. Sie zog ihn in die Grotte, strich ihm mit den Händen die Wassertropfen aus dem feuchten Haar und küßte ihn auf den Mund. „Ich halte dich, geliebtes Leben, ich klammere mich fest an dich und keine Gewalt soll mich mehr von dir scheiden. Hier sitze, vielduldender Wanderer, ich halte deine Schultern und dein Haupt, laß mich aus deinem Munde hören allen Kummer, den du erlebt."

Der Gelehrte hielt sein Weib im Arm. Er fühlte ihr Beben, als er von seinen Abenteuern berichtete. „Mich hetzte heißer Zorn und Angst hinter dem Fürsten her auf dem Wege nach Rossau," schloß er seinen Bericht, „unerträglich schien mir der Aufenthalt beim Wechsel der Pferde. Unten in der Stadt traf ich ein

Wagengetümmel, ärger wie am Markttag, vor der Herberge Gewirr der Räder, Geschrei der Menschen, Landleute und Lakaien des Hofes, welche nicht über das Wasser kamen. In der Stadt erfuhr ich von Fremden, daß der Feind unseres Glückes durch die Hand des Schicksals getroffen ward, die in dem Wasser nach seinem Leben schlug. Man rief mir entgegen, daß die Brücke zu dir gebrochen sei, ich sprang aus dem Wagen, um den Fußpfad über die Berge zu suchen, und den Weg hinter dem Garten. Da fuhr mir der Hund unsres Hauswirths um die Beine, ein Kutscher unserer Stadt trat grüßend zu mir und erzählte, daß er Fritz und Laura nach der Stadt gebracht, sie aber waren hinausgegangen, weit unten stromab einen Uebergang zu finden. Du magst denken, daß ich zu warten nicht vermochte."

„Ich wußte, daß du diesen Weg suchen würdest," rief Ilse. „Heut bist du zu mir gekommen, zu mir allein, nur mir gehörst du an, heut bist du mir auf's Neue geschenkt, und zum zweiten Mal gelobst du dich mir. Die Menschenwohnungen um uns sind verschwunden, wir beide stehen einsam in dem wilden Geklüft der Zwerge, du, mein Felix, dem die ganze Welt gehört, der alle Geheimnisse des Lebens kennt, Vergangenes weiß und Künftiges ahnt, du hast jetzt nichts als die Decke dieser Felskluft und das Grastuch der armen Anna, worein ich dir die müden Glieder hülle. Noch ist der Stein warm, und ich streue dir das Gras unseres Berges zum

Lager. Nichts hast du, mein Held in der Wildniß, als Fels und Kraut, und die Ilse an deiner Seite."

Jetzt ist stille Nacht, leiser rauscht die Strömung, um die Brombeerranken über der Höhle hängt sich der weiße Nebeldunst zu dichtem Vorhange. Dämmrige Schemen gleiten das Thal entlang, sie schweben in langem, weißem Gewande am Felsthor vorüber, hinab in das Freie, wo sie ein frischer Luftzug zerweht. Hoch oben spannt der Mond sein weißes schimmerndes Zelt, aus Lichtstrahlen und Wasserdunst gewebt, über das Thal, und lustig lacht der alte Gaukler herab auf die Felsgrotte. Wie das täuschende Mondlicht die Sterblichen neckt durch wesenlosen Schein, so necken sie sich selbst durch die Bilder ihrer Phantasie, in Liebe und Haß, in Laune und Zorn; ihr Leben verrinnt, indem sie ihrer Pflicht gedenken und dabei irren, die Wahrheit suchen und dabei träumen. Der Geist fliegt hoch und das Herz schlägt warm, aber der Kobold Phantasie wirthschaftet unablässig zwischen dem Ernst des Lebens, der Klügste täuscht sich selbst, und den Besten betrügt sein Eifer.

Schlummre in Frieden, Frau Ilse. Du sitzest auf der Steinbank und hältst das Haupt deines Gatten im Schooß, selbst in der Seligkeit dieser Stunde fühlst du noch das Leid, das dir und ihm geschehen, und ein leiser Seufzer schwirrt wie ein Nachtfalter an dem Gestein der Höhle. Schlummre in Frieden. Denn du hast in diesen Wochen erlebt, was dir Gewinn wird für alle

Tage deiner Zukunft. Du hast gelernt, aus der Tiefe deines eignen Lebens Urtheil zu holen und entscheidenden Entschluß. Sieh, Ilse, der leichtgebauten Erzählung von dem, was du erlittest, wollte nicht geziemen, die hohen Fragen über das Ewige, die du erhobst, den Zweifel und deine Gewissenskämpfe einzeln aufzuzählen. Das wäre zu schwere Ladung für den flüchtigen Nachen. Aber wie der rudernde Schiffer, welcher das Auge nach unten richtet, doch die Himmelswolken im Wiederscheine der Flut erkennt, so wird deine innere Befreiung aus dem Wiederschein deiner Gedanken sichtbar, aus Antlitz und Geberde und aus deinem Thun.

Schlummert ruhig, ihr Kinder des Lichtes, manche Hoffnung ward euch getäuscht und mancher holde Glaube ist durch rauhe Wirklichkeit zerstört. Gestalten vergangener Zeit, Gestalten die ihr mit Ehrfurcht in eurem Herzen getragen, haben lebendig auch in euer Leben gegriffen. Denn was der Mensch denkt und was der Mensch träumt, das gewinnt eine Gewalt über ihn; was einmal in die Seele gefallen, das wirkt lebendig darin fort, erhebend und treibend, herabziehend und zerstörend. Auch um euch erhob sich ein Spiel phantastischer Träume. That es euch weh in einzelnen Stunden, die Kraft eures Lebens hat es doch nicht geschädigt, denn die Wurzeln eures Glückes liegen so tief, als dem Menschen, der vergänglichen Blüthe der Erde, im Boden zu haften vergönnt ist. Schlummert friedlich unter dem Dach des wilden Felsens, Wärme haucht der Stein um euer Lager,

und die uralte Wölbung der Decke spannt sich schützend über die müden Augen. Um euch ruht und träumt der Wald; am Eingange der Höhle sitzen die alten Bewohner des Felsens, weiß nicht, sind es die Erdmännchen, an welche Ilse nicht glaubt, oder sind es alte Freunde des Gelehrten, die kleinen gaisfüßigen Pane, welche ihr Waldlied auf der Rohrpfeife blasen. Sie halten ihre Finger an den Mund und hauchen zuweilen leise in ihr Rohr, daß es zu dem Rauschen des Wassers tönt, wie der sanfte Laut eines schlafenden Vogels.

5.

Tobias Bachhuber.

Ilse berührte leise das Haupt des Gatten, welches in ihrem Schooße lag. Felix schlug die Augen auf, schlang den Arm um sein Weib und sah einen Augenblick befremdet auf die wilde Umgebung. Wie ein weißer Vorhang schwebte der Nebel vor dem Bogen der Höhle, der erste Schimmer des Morgens färbte in dem dunklen Gewölbe einzelne vorspringende Zacken mit hellerem Braun, das Rothkehlchen sang und die Amsel pfiff, das holde Licht des Tages war nahe. „Hörst du nichts?" flüsterte Ilse.

„Die Vögel singen und das Wasser rauscht."

„Aber unter uns im Berge arbeitet eine fremde Gewalt. Es wühlt und stöhnt."

„Es ist ein Waldthier," sagte der Professor, „ein Fuchs oder ein Kaninchen."

Lauter wurde das Geräusch um den Sitz der Beiden; etwas stieß an den Stein der Bank, arbeitete und seufzte wie ein Mann, der eine schwere Last trägt.

„Sieh," flüsterte Ilse, „es kommt heraus, es schleicht

um unsere Füße, dort sitzt das fremde Ding, es hat glänzende Augen, es hat einen blitzenden Mantel um."

Der Professor stützte sich auf seine Hand und schaute nach der dunklen Stelle am Boden, wo eine kleine Gestalt saß mit bärtigem Gesicht, den Leib verhüllt in steifem schimmerndem Gewande.

Die beiden Gatten sahen regungslos auf die Gestalt.

„Glaubst du jetzt an die Geister des Ortes?" frug leise der Gatte.

„Ich fürchte mich, Felix, ich sehe deutlich das Gold des Kleides, ich sehe einen kleinen Bart und ein häßliches Gesicht." Sie erhob sich.

„Bist du der Zwergkönig Alberich?" frug der Professor, „und liegt hier der Nibelungenhort?"

„Es ist der rothe Hund," rief Ilse, „er hat ein Röckchen an."

Der Professor sprang auf, der Hund legte sich ihm winselnd vor die Füße; der Gelehrte beugte sich nieder, fühlte einen fremden Stoff um den Leib des Hundes und riß die Hülle ab. Er trat in den Eingang und hielt sie gegen das Dämmerlicht; es war alter vermoderter Stoff mit Goldfäden durchwirkt. Der Hund fuhr befreit von seiner Last mit Geknurr aus der Höhle. Der Professor sah lange auf das zerschlissene Gewebe, ließ den Lappen fallen und sagte ernsthaft: „Ilse, ich bin am Ziel meines Suchens. Dies sind die Ueberreste eines geistlichen Meßgewandes. Der Hund

hat dies aus einem Loch gezogen, in das er spürend gekrochen war, der Schatz der Mönche liegt hier in der Höhle. Ich bin fertig mit meinen Hoffnungen. Vor wenig Tagen hätte mich diese Entdeckung schwindeln gemacht, jetzt liegt eine so finstere Erinnerung darüber, daß mir die Freude an Allem, was die Tiefe bergen mag, fast geschwunden ist."

Am andern Ufer wurden Stimmen laut; Hans rief wieder durch den Nebel ein Holla, er grüßte die Schwester und Felix, welche auf die Platte vor der Höhle traten, mit lautem Jubelruf: „Das Wasser ist gefallen." Die andern Geschwister stürmten nach, traten dicht an das Wasser, jauchzten und schrieen; Franz brachte ein Butterbrot in Zeitungspapier und erklärte seine Absicht, dies Frühstück hinüberzuwerfen, damit die Leute drüben nicht verhungerten. Die Kinder bekämpften diesen Entschluß und eifrig wurde über einen Plan gehandelt, Bindfaden an einem Ball überzuwerfen und das Butterbrot daran zu befestigen. Das Tagesleben des Gutes klang wieder in gewohnter Weise.

„Ist Fritz angekommen?" rief der Professor über den Strom.

„Sie sind noch in Rossau," rief Hans, „die Brücke ist erst gegen Morgen fertig geworden. Herr Hummel ist auf und hinab."

Auch der Vater kam, gefolgt von einem Trupp Arbeiter, welche Balken und Bretter herzutrugen. Die Männer gingen in's Wasser und trieben dort eine Un-

terlage in den weichen Boden, auf der sie einige schlanke Baumstämme über das Wasser legten. Der Professor zog an dem zugeworfenen Seile; nach stündiger Arbeit war ein schmaler Steg errichtet. Der Landwirth war der erste, der zu seinen Kindern herüberkam. Die Männer wechselten ernsten Gruß. „Haben die Leute am Tage eine Stunde Zeit," sagte der Professor, „so mögen sie hier noch ein letztes Werk thun: der Versteck des Mönches war in dieser Höhle."

Zu derselben Zeit stieg Herr Hummel mit schnellen Schritten zur Stadt Rossau hinab. Noch arbeiteten die Zimmerleute über der Brücke; er warf einen bedenklichen Blick auf die Stelle, wo er im Wasser die Füße des jungen Prinzen gefaßt hatte und brummte: „Er ging unter wie eine Kanonenkugel. Tüchtigkeit zur See fehlt diesem Volke oben und unten, sie haben in der ganzen Gegend nicht einmal einen Kahn. Vor zwanzig Jahren soll einer hier gewesen sein, wie das Gerücht geht; er ist zu Kaffeeholz zerschlagen. Der beste Dank an diesen Bielstein für die Unruhe, die wir ihm machen, wird sein, daß ich ihm einen Kahn unter seine Strohbündel schicke." Mit diesem Vorsatz trat er in die Thür des Lindwurms. Dort traf er auf den verschlafenen Wirth. „Wo ist das junge Paar, das gestern Abend hier ankam?"

„Sie werden wohl noch oben sein," sagte dieser gleichgültig, „die Rechnung ist noch nicht bezahlt."

„Sie sind ein Gastwirth für reisende Faulthiere, aber nicht für Menschen," rief Herr Hummel, „ich habe längst gewünscht, ein solches monströses Fossil lebendig zu erblicken. Natürlich, Ihr Hotel ist zu groß, als daß Sie sich um jeden gemeinen Reisenden kümmern könnten. Ihre Gäste putzen sich die Stiefeln und Sie schreiben die Rechnung. Haben Sie die Güte mir die Klingel zu Ihrem Portier nachzuweisen." Als er zum Oberstock hinaufsteigen wollte, hörte er einen Freudenschrei. „Vater, mein Vater," rief Laura die Treppe herabstürzend; sie warf sich ihm an den Hals und hielt ihn fest mit so warmem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit und Trauer, daß Herr Hummel gnädig wurde. „Gesindel!" rief er, „habe ich euch erwischt? Wartet, ihr sollt mir die Entführung theuer bezahlen."

Der Doctor polterte ebenfalls von oben herab und begrüßte freudig Herrn Hummel. „Euer Wagen fährt mit den Sachen nach, wir gehen voran," befahl Herr Hummel. „Wie war dein Don Juan?" frug er die Tochter leise.

„Vater, er hat wie ein Engel für mich gesorgt und die ganze Nacht auf einem Stuhl vor meiner Thür gesessen. Es war schrecklich, mein Vater."

„Und wie gefällt dir eine solche Entführung? Sie ist poetisch, sie giebt große Gefühle, man vermeidet dadurch den Baumkuchen und die ungesalzenen Scherze des Mimen."

Laura aber drückte sich an den Vater und sah

ihn flehend an, bis Herr Hummel sagte: „Es war also eine Kur. Dann will ich gern die Rechnung des Lindwurms bezahlen.“

Sie schritten miteinander zum Thore hinaus, Hummel zwischen den beiden Entführten. „Wie war sie unterwegs?“ frug er den Doctor vertraulich.

„Sehr liebenswürdig,“ rief dieser, den Arm des Vaters drückend, „aber ängstlich, ich wurde viermal auf den Kutschbock geschickt, weil ihr die Reue ankam.“

„Warum sind Sie als Mann hinaufgeklettert?“ frug Hummel entrüstet.

„Mir war lieb, daß sie das Ungewöhnliche der Reise so tief empfand.“

„Mir ist lieb, daß mein Pudel in's Wasser geht, sagte der Floh, und ertrank,“ spottete Herr Hummel. „Weßhalb sahen Sie die Angst meines Wurms nicht ruhig an? Es hätte Ihnen manchen Tanz mit ihr erspart, wenn Sie gleich am ersten Tage fest gewesen wären.“

„Sie war noch nicht meine Frau, Herr Hummel,“ sagte der Doctor.

„Also geduldige Bosheit,“ versetzte der Vater, „Sie mögen Ihr Schicksal abwarten.“

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, die Tochter am Arm des Vaters, den sie nicht mehr loslassen wollte, begann dieser: „Heut kein Wort über eure greuliche Ausschweifung. Vor den Leuten hier habe ich deinen Unsinn vertuscht und einen Mantel umgehangen, damit du die Augen aufschlagen kannst. Ihr seid angemeldet

und erwartet als ruhige Reisende. Wir bleiben heut hier zusammen, morgen spreche ich als Vater ein letztes Wort mit deiner Poesie."

Vor dem Thore empfing die Wanderer fröhlicher Gruß der Hausgenossen. Der Professor und der Doctor lagen einander in den Armen. „Du kommst zu guter Stunde, Fritz, das Abenteuer, welches wir vor Jahren hier begannen, heut kommt es zum Ende. Der Schatz des Frater Tobias ist entdeckt."

Nach einigen Stunden brach die ganze Gesellschaft zur Höhle auf, die Werkleute folgten mit Eisen und Hebebäumen.

Der Landwirth betrachtete den Steinblock im Hintergrunde der Höhle, unten an der Seite sah er ein Loch, dasselbe, aus welchem der Hund zur Oberwelt gestiegen war. „Diese Oeffnung ist neu," rief er, „sie war jedenfalls durch einen Stein verschlossen, der hinabgefallen ist."

Die große Steinbank wurde mit Anstrengung weggewälzt, eine Oeffnung, so weit, daß ein Mann ohne Schwierigkeit einkriechen konnte, zeigte sich dem Blick. Die Lichter wurden hineingehalten, sie erhellten eine abwärts geneigte Fortsetzung der Höhle, die noch mehre Ellen tief in den Berg hineinging. Es war ein wüster Raum. Sicher war er in der Mönchszeit trocken gewesen, aber er war es nicht mehr. Baumwurzeln hatten den zerklüfteten Fels auseinander getrieben, oder Schichten des Gesteins hatten sich in nasser Zeit gesenkt,

es war vom Berge her ein Zugang für Wasser und Thiere entstanden, Waldstreu und Knochen bildeten eine wirre Masse. Die Arbeiter fuhren mit ihren Werkzeugen hinein und räumten auf, neugierig saßen und standen die Anwesenden umher, der Professor, trotz seiner Ruhe, dicht an dem Schatze. Den Doctor aber litt es nicht lange zuzusehen, er zog seinen Rock aus und stieg in die Oeffnung. Vermoderte Stücke eines dicken Tuches wurden heraufgebracht, wahrscheinlich war der Schatz in einem großen Sack zu seinem Versteck gefahren worden. Dann kamen Altardecken und geistlicher Ornat.

Ein froher Ruf, der Doctor reichte ein Buch hinauf. das Antlitz des Professors war hoch geröthet, als er darnach griff. Es war ein Missale auf Pergament. Er gab es dem Landwirth, der jetzt mit großem Antheil auf den lange geleugneten Schatz blickte. Der Doctor reichte das zweite Buch, Alle drängten sich herzu, der Professor saß auf dem Boden und las, es war eine jämmerlich zugerichtete Handschrift des heiligen Augustinus. „Zwei," sagte er, seine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. Der Doctor reichte das dritte Buch, wieder geistliche lateinische Hymnen mit Noten. Das vierte ein lateinischer Psalter. Der Professor hielt die Hand hin und die Hand zitterte; „gieb her," rief er.

Dumpf klang die Stimme des Doctors aus der Höhlung: „Es ist nichts mehr darin."

„Sieh genauer nach," sagte der Professor mit stockendem Athem.

„Hier das letzte," rief der Doctor und reichte ein viereckiges Brettchen heraus, „und hier noch eins." Es waren zwei Bücherdeckel aus festem Holz, die Außenseite mit geschnitztem Elfenbein überzogen. Der Professor erkannte beim ersten Blick an der gebräunten Platte, in den abgestoßenen Figuren die byzantinische Arbeit der letzten römischen Zeit, eine Kaisergestalt auf dem Throne, über ihr Engel mit der Glorie. Großes Quadrat, Arbeit des fünften oder sechsten Jahrhunderts. Es sind die Deckel der Handschrift, Fritz, wo ist der Text?"

„Kein Text vorhanden," tönte wieder die dumpfe Stimme des Doctors.

„Nimm das Licht und leuchte." Der Doctor nahm auch die zweite Leuchte hinein, er fuhr mit Hand und Hacke an jedem Punkte des Felsens umher, er warf die letzte Nadel Waldstreu hinaus, und den letzten Ueberrest des Sackes. Es war nichts von der Handschrift zu sehen, kein Blatt, kein Fidibus. Der Professor sah auf die Deckel. „Man hat sie abgerissen," sagte er tonlos, „wahrscheinlich hielten die Mönche den römischen Kaiser in Elfenbein für einen Heiligen." Er hielt die Deckel an das Licht, auf der innern Seite des einen waren unter Staub und Moder in alter Mönchschrift die Worte zu lesen:

„Von Ausfahrt des Schweigenden."

Jetzt fuhr der Schweigende aus seiner Höhle, aber er schwieg, sein Mund blieb stumm für immer.

„Unser Traum ist zu Ende," sagte der Professor gefaßt, „die Mönche haben den unleserlichen Text aus den Deckeln gerissen und zurückgelassen, die Handschrift ging wohl nicht mehr in den gefüllten Sack. Der Schatz ist verloren für das Wissen unseres Geschlechtes. Die Hand berührt, was einst Hülle der Handschrift war, und uns wird das schwere Gefühl nicht erspart, um das Unwiederbringliche zu trauern, als wäre es vor unsern Augen untergegangen. Wir aber kehren besonnen an das Licht zurück, und thun unsere Pflicht, lebendig zu machen, was erhalten blieb, für unser Geschlecht und für die, welche nach uns sein werden."

„Bachhuber hieß dieser Genius," rief Herr Hummel, „er war seinem Zeichen nach ein Esel."

Der Landwirth aber legte die Hand auf die Schulter des Sohnes. „Gegen den Landwirth habt ihr Gelehrten zuletzt doch Recht behalten," sagte er. „Schließt die Oeffnung wieder mit der Steinbank," befahl er den Arbeitern, „die Höhle soll werden wie sie war."

Still kehrte die Gesellschaft zum alten Hause zurück, die Knaben trugen die Bücher, die Mädchen die Bündel zerschlissener Mönchsgewänder, sie machten Pläne, die Goldfäden für sich herauszuziehen, der Professor hielt die Deckel der verlorenen Handschrift.

Als sie das Haus betraten, klapperte von der andern Seite Hufschlag, der Landwirth trat in die Thür, der alte Oberförster hielt auf seinem Rappen an. „Ich reite in Eil über den Hof, Bescheid zu sagen; bei uns

geht's drunter und drüber, Hofchargen, Minister, von allen Seiten werden Aerzte geholt, meine Leute sind sämmtlich fortgeschickt, ich muß selbst nach Rossau, einen Courier zu bestellen. Ich fürchte, mit dem Herrn steht's schlecht, er erkennt Niemanden. Jetzt erwartet der Erbprinz noch die Ankunft des Leibarztes, sobald dieser die Erlaubniß giebt, wird die Gesellschaft nach der Residenz aufbrechen. An allem Schrecken ist dieser unglückliche Umbau meiner stillen Wohnung schuld. Noch Eins, weil mir's grade einfällt. Ihr Schwiegersohn sucht ja alte Papiere und Bücher. Da stehen bei uns noch einige Kisten mit solchem Plunder aus uralter Zeit, wo die Oberförsterei noch fürstliches Pürschhaus war, über der Thür ist unter der Tünche ein fremdes Wort zu erkennen: Solitudini, welches „in der Einsamkeit" bedeuten soll. Die Kisten sind morsch, beim Bau werden sie doch von der Stelle geschafft. Ist's bei uns ruhiger, dann könnte der Herr Professor vielleicht einen Blick drauf werfen."

„Da ist auch das Lustschloß Solitude mit den ächten Kisten des Beamten," rief der Professor. „Ich thue keinen Schritt mehr nach jenem Hause."

Der Doctor ergriff seinen Hut, sprach leise mit Laura und dem Landwirth. „Ich bitte mich für heut zu beurlauben," sagte er hinausgehend.

Erst am Abend kehrte er zurück. „In den Kisten sind Baurechnungen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts über Reparaturen am Klostergebäude und

über diesen Hof. Außerdem einige Bände Corneille. Der Candidat, welcher nach Amerika ging, ist mit dem Oberförster verwandt."

„Wir sind geneckt worden," sagte der Professor ruhig. „Es ist gut, daß jeder Zweifel geschwunden ist."

„Nun," versetzte der Doctor, „daß die alte Handschrift zerstört sei, dafür haben wir doch keinen Beweis. Es ist immer noch möglich, daß sie ganz oder in Trümmern irgendwo zum Vorschein kommt. Wer weiß, auf welchen Bücherrücken ihre Streifen kleben."

„Auf den Büchern, welche der Schwede mit Flammenschrift in Rossau geschrieben hat," versetzte der Professor mit trübem Lächeln. „Wir sind fertig mit der Handschrift, Fritz, die Quälgeister sind uns gründlich gebannt."

In der frühen Morgenstunde des nächsten Tages fuhr eine Reihe Hofwagen von der Oberförsterei ab; der erste war dicht geschlossen, in ihm lag der kranke Fürst, behütet von seinen Aerzten, ein aufgegebener Mann. Vor der Fahrt winkte der Erbprinz den Oberförster an seinen Wagen. „Giebt es einen andern Weg nach Rossau, als durch den Hof jenes Gutes?"

„Ueber die lange Höhe, durch den Wald, es ist ein Umweg," versetzte der Oberförster.

„Wir fahren den Waldweg," befahl der Erbprinz. Auf dem Wege begann er zu seinem Begleiter: „Ich erwarte von Ihrem Charakter, Weidegg, daß Sie bei jeder Gelegenheit den Menschen, welche dort wohnen, achtungs-

volle Zuneigung beweisen werden. Ich bin der Sohn des kranken Fürsten, welchem dort von einer Stimme die Aufnahme versagt wurde. Ich werde die Schwelle jenes Hauses nicht wieder betreten, und ich wünsche, daß Sie den Namen der Frau in meiner Gegenwart niemals erwähnen."

Der traurige Zug bewegte sich nahe bei der Stelle vorüber, wo einst der Blitzstrahl die Fichte zerschlagen. Im Schritt fuhren die Wagen auf dem Holzwege des Bergrückens. „Fahren Sie voraus," sagte der Prinz, „ich gehe eine Strecke zu Fuß." Er trat auf den Gipfel des Berges, das junge Tageslicht färbte die düstern Büschel des Haidekrauts mit goldigem Grün. Von derselben Höhe, wo einst eine frohe Gesellschaft gerastet hatte, sah der Prinz hinab auf den Bielstein, welcher aus dem weißen Frühnebel ragte, auf Dach und Erker des alten Hauses. Lange stand der Prinz regungslos, von dem Thurm der Dorfkirche klang das Glöckchen in die Bergluft hinauf, er neigte sein Haupt, bis der leise Ton verhallt war, dann streckte er grüßend die Hand nach dem Steine aus, wandte sich schnell ab und schritt den Waldweg entlang.

Auf dem Hofe des Bielsteins aber krähten zu derselben Stunde die Hähne, die Sperlinge schrieen im Weinlaub, die Leute rüsteten sich zur Arbeit des Tages. Da pochte die Faust des Herrn Hummel dreimal an die Stubenthür, hinter welcher seine Tochter Laura schlief. „Steh

auf, entführtes Wurm," brummte er, „wenn dir noch lohnt von deinem verlassenen Vater Abschied zu nehmen." Es fuhr im Zimmer umher und klapperte mit den Pantoffeln, Laura's Kopf guckte durch einen Thürritz.

„Vater, du willst uns doch nicht verlassen?"

„Du hast mich verlassen," versetzte Hummel, „wir wollen noch schnell die letzten Redensarten miteinander abmachen. Zieh' dich ordentlich an, du sollst mich den Berg hinab begleiten, ich warte unten im Hausflur." Er mußte eine gute Weile seiner Tochter harren, ging ungeduldig auf und ab und sah nach der Uhr. „Glauben Sie mir, Gabriel," sagte er dem Diener, der in seinem besten Staat zu ihm trat, „vieles Unglück kommt von den langen Haaren der Weiber. Deßhalb können sie nie zu rechter Zeit fertig werden, darin liegt ihr Privilegium, womit sie uns vexiren, und darum behaupten sie das schwächere Geschlecht zu sein. Ordnung und Pünktlichkeit werden nie erreicht, wenn nicht dem ganzen Frauenvolk an einem Tage der Zopf abgeschnitten wird."

Laura schwebte die Treppe herab, hing sich an den Arm des Vaters und streichelte ihm mit der kleinen Hand die Wange.

„Komm in den Garten, Theaterprinzessin," brummte er, „ich habe mit dir noch einige Augenblicke allein zu reden. Entführt wärst du, den Scandal hast du durchgesetzt. Wie ist dir zu Muth?"

„Bangsam, lieber Vater," sagte Laura kleinlaut.

„Ich weiß, daß es eine Thorheit war, und Ilse sagt es auch."

„Dann wird's schon richtig sein," versetzte Hummel trocken. „Und was soll jetzt mit dir werden?"

„Was du willst, mein Vater," sagte Laura. „Fritz und ich sind der Meinung, daß wir dir unbedingt zu folgen haben. Ich habe durch meine Thorheit jedes Recht verloren, dir einen Wunsch auszusprechen. Wenn ich noch bitten darf," sagte sie furchtsam, „ich möchte einige Zeit hier bleiben."

„Also du willst deinen Entführer wieder los werden?"

„Er geht zu seinen Eltern zurück, und wir warten, mein Vater, bis er einen Ruf bekommt an eine Universität, er hat Aussichten."

„So?" sagte Hummel kopfschüttelnd, „das Alles wäre vor der Entführung verständig gewesen; jetzt ist es zu spät. Ihr seid bereits miteinander in der Kirche aufgeboten, einmal für dreimal." Laura trat zurück. „Das thaten die Leute nicht anders," fuhr Hummel fort. „Als bekannt wurde, daß ihr ausgerissen seid, hat sich die Geistlichkeit nicht nehmen lassen euch aufzubieten; ihr wart noch nicht lange zum Thor hinaus, als dieses Unglück vor sich ging."

Laura stand erschrocken, ein heißes Roth fuhr ihr über die Wangen. In der Waldkirche unten läutete das Glöckchen. Herr Hummel zog ein Papier aus der Tasche. „Das sind diese verdammten alten Pathenhandschuhe, ich wünsche dies Zeug endlich los zu werden. Hier hast du

deine Ausstattung, weiter kann ich dir nichts mitgeben. Zieh' sie schnell an, damit die Leute wenigstens an deinen Fingern merken, daß für dich heut ein Festtag ist. Bei der Geschichte mit dem Trauringe kannst du sie schnell wieder abziehen."

„Vater!" rief Laura, und rang die Hände.

„Du wolltest ja keinen Baumkuchen leiden," versetzte Herr Hummel, „da muß das Hochzeitskleid und manches Andere auch entbehrt werden. Dieser Schrecken wäre passender gewesen vor der Entführung, jetzt wird unweigerlich geheirathet, entweder zur Stunde oder gar nicht. Meinst du, daß man nur zum Spaß in die Welt zieht?"

„Meine Mutter!" rief Laura, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Du hast ja deiner Mutter entlaufen wollen, und wenn dein Vater nicht aus guter Meinung zu den fremden Leuten gekommen wäre, so hättest du das Geschäft ganz allein abgemacht. Unsern hausbackenen Bürgergefühlen wolltest du ja aus dem Wege gehen."

Laura hielt sich mit zitternder Hand an einem Baum und sah den Vater flehend an. „Du bist doch nicht so kühn, als ich dachte, jetzt kommt der Banghase bei dir zum Vorschein."

Laura warf sich an die Brust des Vaters und schluchzte an seinem Herzen, er streichelte ihr die Locken. „Kleine Hummel," sagte er herzlich, „Strafe muß sein, und es ist keine harte Strafe; mir ist recht, daß du ihn

heirathest. Er ist ein braver Mann, das habe ich gemerkt, und wenn es dein Glück ist, will ich schon mit ihm auskommen, du mußt nur nicht gleich summen und schwärmen, wenn ich einmal auf meine Art bürste. Es ist mir auch recht, daß du ihn heut heirathest, das ist jetzt für alle Theile gut, deine Brautgefühle kannst du später haben, mache nachher deine Rührung durch, wie du willst. Jetzt sei mein tapferes Kind, wir dürfen die Andern nicht warten lassen. Bist du bereit?"

Laura weinte, aber es klang leise wie ein Ja.

„Dann wollen wir den Bräutigam wecken," sagte Hummel, „ich glaube, dies Opferlamm schläft noch ohne Ahnung seines Schicksals."

Er verließ seine Tochter, eilte zur Thür des Doctors und sah in das Zimmer. Fritz lag in festem Schlummer. Hummel ergriff die Stiefeln, welche vor der Thür standen, und setzte sie hart vor das Bett.

„Guten Morgen, Don Juan," brummte er. „Haben Sie die Güte, sich sogleich in dieses Leder hineinzubemühen. Dies sind Ihre Brautstiefeln. Meine Tochter Laura läßt Sie ersuchen sich zu beeilen, der Geistliche wird ungeduldig."

Der Doctor sprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Ist das Ernst?" frug er.

„Greulicher Ernst," sagte Hummel.

Auf den Doctor brauchte er nicht lange zu warten. Er trat in den Garten, wo Laura noch immer allein in der Laube saß, ängstlich wie ein eingesperrter Vogel,

der sein Bauer nicht zu verlassen wagt. Hummel führte den Doctor zu ihr. „Da habt ihr euch," sagte er feierlich. „Es ist ein schöner Morgen, grade wie damals, wo ich als Wanderbursch auszog. Heut schicke ich mein Kind in die Welt, und das ist eine andere Sorte von Gefühlen. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr glücklich miteinander lebt, bis zuerst eure Kinder von euch in die Welt laufen, dann die Enkel. Denn der Mensch ist wie ein Vogel, er müht sich und trägt die Halme zusammen für sein Haus, aber die junge Brut achtet das Nest der Eltern nicht. So wird der alte Rabe jetzt allein sitzen und Wenige finden, die sich über sein Krächzen ärgern. Nehmen Sie meinen Dickkopf hin, lieber Fritz, lassen Sie ihr nicht zu viel Willen. Ich habe Sie mir einige Zeit angesehen, und ich will Ihnen jetzt etwas im Vertrauen sagen, bei der Geschichte mit den Katzenpfoten fiel mir ein, daß Sie doch am Ende kein übler Mann für diese Hummel wären. Daß Sie Hahn heißen, ist zuletzt auch nur ein Unglück." Er küßte Beide recht herzlich. „Jetzt kommt, ihr Ausreißer, denn die Andern warten." Hummel schritt vor seinen Kindern nach dem Hause, er öffnete die Thür der Wohnstube, die ganze Familie war versammelt. Laura flog zu Ilse und verbarg ihr heißes Gesicht an der Brust der Freundin. Diese nahm den Brautkranz, den die Schwestern herzutrugen, und setzte ihn auf Laura's Haupt. Gabriel öffnete die Thür. Vor Jahren hatte der Doctor den Freund von den

Brombeerranken an der Mauer in die Kirche gezogen, jetzt schritt auch er, die Geliebte an der Hand, in die kleine Dorfkirche, wieder streuten die Kinder Blumen. Als der Geistliche die Hände des Brautpaars zusammengab, faßte auch Ilse die Hand ihres Gatten.

„Die Mutter fehlt," sagte Hummel zu der Neuvermählten, als diese ihm nach der Trauung um den Hals fiel. „Und des Doctors Wirthschaft auch. Ihr aber seid Bürgerkinder, und wie erhaben eure Gefühle sind, ihr werdet euch unserm Brauche fügen. Ihr reist von hier nach eurer Vaterstadt zurück. Dort werden die Mütter euch Nachhochzeit halten, und du, Landläuferin, sollst den schlechten Gedichten nicht entgehen. Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich an diesem Tage nicht zu Hause bin, ich mache meine Geschäftsreise, und zweimal in einer Woche sein Kind zu verheirathen, schickt sich nicht." Leise sagte er zu der Tochter: „Unter uns, ich mag nicht mit der Hühnerfamilie zusammen in den bewußten Brautkuchen picken.

„Ihr sollt nicht bei mir wohnen, und nicht in dem Hause drüben, das hat die Freundin hier gerathen, und es ist mir ganz recht. Nach dem Hochzeitessen mögt ihr einige Wochen reisen, dann aber kehrt ihr in die Heimath zurück."

„Die Brautreise macht ihr allein," sagte der Professor, „nicht mit uns. Ilse und ich sind entschlossen, nach kurzer Rast zur Stadt zurückzukehren. Ich habe noch einige Monate dieses Sommers vor mir, ich will sie wenigstens

für einen engern Kreis von Zuhörern nützlich machen. Unter den Büchern finden wir wieder, was uns in der Fremde entschwand, Frieden im Innern, und Frieden mit unserer Umgebung."

Es war um die Osterzeit des folgenden Jahres, da standen Herr Hummel und Gabriel beide in festliches Schwarz gekleidet vor der Thür des Hauses Nr. 1 in der Parkstraße.

„Ich war bei ihr," begann Herr Hummel vertraulich zu Gabriel, „ich habe ihr diesmal das Geld selbst gebracht, weil Sie das wollten. Bei den Wirthsleuten und Nachbarn habe ich mich nach ihr erkundigt. Sie hält sich ordentlich und das Wesen ist verändert. Viel Wasser, Gabriel," er wies auf die Augen.

„Sie waren doch freundlich zu ihr?" frug Gabriel finster.

„Wie ein Lamm," versetzte Hummel, „und sie gleichfalls. Die Stube war dürftig, ein einziges Bild hing darin ohne Rahmen, Gabriel, als eine Erinnerung an ihren glücklichen Stand in jenem Hause. Es war ein Hahn mit goldenen Federn."

Gabriel wandte sich ab.

„Zuletzt wurde der Aufenthalt für meine trockene Constitution zu feucht. Aber es wird für sie gesorgt. Sie soll in ein anständiges Geschäft als Verkäuferin, und für den illegitimen Knips werden die Frauen sor-

gen. Ich habe mit Madame Hummel gesprochen und diese mit der Hahnfrau drüben, die beiden werden ihren wohlthätigen Kohl zurecht kochen. Denn was Sie betrifft, Gabriel, allen Respect, aber was zu viel ist, das ist zu viel."

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Westenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf sich zu. Dann sah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu sprechen. Aber die beiden verstanden einander. „Es war eine schwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, in jeder Hinsicht," begann Herr Hummel endlich kopfschüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit."

„Er hatte wenig Gewicht," sagte Gabriel, „und trug sich wie eine Feder."

„Darauf kommt's gar nicht an," sagte Herr Hummel, „die Sache war verdienstlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Souverän retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich vorsprach."

„Er hat auch mich rufen lassen," unterbrach ihn Gabriel mit Selbstgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er sollte mir seine Grüße ausrichten und sagen, der Prinz würde jetzt die Prinzessin heirathen."

„Auch diese Art von Hausbesitzern wird häuslich,"

sagte Herr Hummel, „das ist doch wenigstens ein Anfang. Also der Kammerherr versicherte mich höchster Dankbarkeit, machte so seine Redensarten und stichelte endlich auf ein Prädikat, wissen Sie, was das ist?"

„Hm," sagte Gabriel, „wenn es etwas ist, was man bei diesem Hofe verschenkt, so wird es sich wohl mit einer bunten Schweinsblase vergleichen, in welcher kein Taback ist, es wird wohl ein Titel sein."

„Getroffen," sagte Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbesitzer Heinrich Hummel?"

„Schwindel," versetzte Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte diesen Kammerherrn: welche Zumuthung würden Sie dafür an mich richten? Gar keine, sagte er, als daß Sie ein ansehnliches Geschäft darstellen. Das ist mein Fall, sagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir suchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich, der wird mißtrauisch. Und sehen Sie, Gabriel, da kam der Schwindel heraus. Denn was war seine Ansicht und Zumuthung? Ich war in seinen Augen ein Mann, bei dem auch Strohhüte umgingen. Da dankte ich für die Ehre und drehte ihm den Rücken."

„Nun," sagte Gabriel, „bei diesem Stoff muß eine Milderung eintreten. Wir sind ja jetzt gute Freunde mit Den drüben, und wenn Sie Ihre Tochter dem Hause

verwilligt haben, warum nicht auch einen Artikel in das Geschäft?"

„Mengen Sie mir nicht diese Dinge durcheinander," sagte Herr Hummel ärgerlich. „Es ist schlimm genug, daß ich als Vater und gewissermaßen auch als Nachbar meinen alten Zorn verloren habe. Worüber soll man sich jetzt noch ärgern, wenn hier die Hand gedrückt wird und dort unter der verdammten Muse Familienpunsch getrunken wird? Nein, ich war ein schwacher Vater, ich war als Nachbar ein unverantwortlich leichtsinniger Mann. Aber, Gabriel, auch der Wurm, welcher getreten wird, behält noch seinen Stachel. Und mein Stachel ist das Geschäft. Darin bleibt die Feindschaft. Jedes Frühjahr die Rachsucht, und bei der Winterkälte mein Triumph. Mein Kind habe ich verloren, mein Geld habe ich diesen Phantasten hinübergetragen, aber ich bin immer noch Manns genug, um es mit Dem da drüben aufzunehmen." Er sah auf die leere Stelle der Freitreppe, wo sonst sein Hund Speihahn zu sitzen pflegte. „Dieser fehlt mir," fuhr Herr Hummel fort, nach der Tiefe zeigend.

„Er ist dahin und aus der Menschheit ausgewischt," sagte Gabriel.

„Er war ein Hund nach meinem Herzen," fuhr Hummel zögernd fort, „und ich habe daran gedacht, was meinen Sie, Gabriel, wenn ich ihm im Garten ein Denkmal setzte? Hier an der Straße, nur ein niedriger Stein, und darauf nur das eine Wort Spei-

hahn. Wenn die Pforte offen steht, würde man's über die Straße lesen können. Es wäre ein Gedächtniß für das arme Thier, und außerdem an die gute Zeit, wo man einem Hahn noch die Federn rupfen konnte, ohne wegen Kindesmord angeschrieen zu werden."

„Es geht nicht," versetzte Gabriel, „was würden die Schwägersleute drüben dazu sagen?"

„Pfui Teufel!" rief Herr Hummel und wandte sich ab.

Ja, Speihahn war der Menschheit entwischt. Seit jener Stunde, wo er im dämmerigen Morgengrau den goldenen Chorrock des seligen Bachhuber als Halskrause um sich geschlagen hatte, war er verschwunden. Keine Forschung, kein Geldgebot des Herrn Hummel vermochten seine Spur zu ermitteln, vergebens wurden die Schäfer und Gutsarbeiter der Umgegend, sogar die Behörden von Rossau in Bewegung gesetzt, er war entwischt wie ein Geist. Die Stelle an der Freitreppe blieb leer. Die Lücke, welche er in der bürgerlichen Gesellschaft zurückließ, wurde durch jüngeres Hundegeschlecht der Parkstraße ausgefüllt; die Nachbarschaft fühlte bei jedem Gange auf der Straße ein Behagen, welches sie lange entbehrt hatte, der Cigarrenhändler stellte seine Bank wieder an Herrn Hummels Garten, und die weißgekleideten Fräulein, welche nach dem Stadtpark zogen, entsagten allmälig der Gewohnheit, vor dem Hause des Herrn Hummel abzubiegen und auf die Strohseite hinüberzuflüchten. Speihahn wurde von Vielen ohne

Bedauern vergessen, nur bei alten Insassen der Straße blieb die Erinnerung an ihn als finstere Sage. Gabriel allein dachte jeden Abend an den Verlorenen, wenn er die kleinen Knochen für gleichgültige Nachbarhunde zurückstellte. Aber er wunderte sich über das Verschwinden des Hundes nicht. Er hatte längst gewußt, daß es mit dieser Kreatur so oder so kommen müsse.

Dieser Ansicht war eine Bestätigung geworden, an welche Gabriel sein ganzes Leben hindurch dachte. Denn als er im Herbst mit seiner Herrschaft wieder den Bielstein besuchte, hatte er sich einmal einen freien Nachmittag erbeten und war, wie er jetzt öfter that, allein mit seinen Gedanken dahingeschritten. Er ging im Wald weit über die Oberförsterei hinaus, zwischen dicken bemoosten Buchenstämmen, zwischen Farrnkraut und Heidelbeeren. Es wurde Abend, graue Dämmerung legte sich um den Wanderer, er war über seine Richtung unsicher geworden und suchte unruhig den Weg nach Hause. Ganz in der Ferne rollte der Donner, und zuweilen fuhr ein gelber Schein über den Himmel und erhellte für einen Augenblick die Baumstämme und den Moosgrund. Bei solchem hellen Schein sah er sich plötzlich an einem Kreuzweg; er fuhr zurück, denn wenige Schritte von ihm schritt quer über den Pfad eine große dunkle Gestalt, einen breitkrempigen Filzhut auf dem Haupt, ein Gewehr auf der Schulter, ohne Gruß und lautlos glitt sie vorüber. Gabriel stand und staunte.

Wieder ein Schein, und denselben Weg liefen zwei Hunde, ein schwarzer und ein röthlicher Köter mit dickem Kopf und gesträubtem Haar; plötzlich blieb der rothe stehen, wandte sich gegen Gabriel, und dieser sah deutlich an dem Ende des Hundes eine Quaste, welche sich wedelnd regte. Im nächsten Augenblick tiefe Finsterniß, Gabriel hörte vor seinen Füßen ein leises Winseln und ihm war, als ob etwas seine Stiefeln lecke. Noch ein leises Rauschen, dann war Alles still.

Die auf dem Gute behaupteten, es sei ein Wilddieb, oder der große Waldbelaufer jenseit der Grenze gewesen; Gabriel aber wußte, wer der Nachtjäger war und wer der Hund war. Der den Hund einst in Hummels Haus geschickt, ohne Geld und ohne Namen, der hatte ihn auch abgerufen. Der Hund bellte jetzt wieder durch die Nacht, wenn der Sturm wie ein Hifthorn blies, wenn die Wolken unter dem Monde dahinflogen und die Bäume ihre Gipfel ächzend zur Erde neigten. Dann lief er über die Berge von Rossau, durch die Gründe des Bielsteins; er heulte und der Mond lachte spöttisch auf die Stelle herab, an welcher Tobias Bachhuber seinen Schatz deponirt hatte, darunter die Deckel der verlorenen Handschrift.

Aber wenn keinem Beobachter zweifelhaft sein konnte, was es mit diesem Hunde für ein Ende nehmen mußte, weit unsicherer ist das Urtheil der Gegenwart über eine andere Schattengestalt, welche um die Höhle schwebt.

Was kann dein Schicksal sein, unseliger Frater Tobias Bachhuber? Dein Benehmen gegen die Handschrift war so, daß es Alles übersteigt, was man von einem Tobias erwarten konnte. Es stand sehr zu befürchten, daß dein Leichtsinn gegen die höchsten Interessen der Menschheit auch deiner socialen Stellung im Jenseits geschadet habe. Gegen deine Seligkeit, Bachhuber, mußten schwere Zweifel entstehen. Denn das Unrecht, das du an uns begangen, war so groß, daß es auch einem Engel Thränen auspressen mußte. Uns Sterblichen ist unmöglich, deiner noch mit dem Vertrauen zu denken, zu dem uns deine treuherzigen Worte verführten: „haec omnia deposui, dies Alles habe ich niedergelegt.“ Das war eine Unwahrheit, Bachhuber, und die Wunde getäuschter Zuversicht wird stets auf's Neue brennen.

Antworte auf die Frage, Tobias, was waren deine Ansichten über den Zusammenhang des Menschengeschlechts? über die Verbindung der vergangenen und lebenden Geister? oder über das große Netz der Menschheit, in welchem du eine Masche warst? Deine Ansichten waren erbärmlich, du stopftest die große Handschrift, die Sehnsucht unserer Tage, in einen Sack, und da der Sack zu voll wurde, rissest du den Text heraus und bewahrtest für spätere Geschlechter die Deckel! Dreimal pfui!

Und dennoch schwebtest du ruhelos um die Höhle, und dennoch polbertest du seit der Schwedenzeit in den

Kammern des alten Hauses umher! Wozu diese Geschäftigkeit, thörichter Mönch? Solltest du vielleicht doch etwas bedacht und behütet haben, was zum Wohle der Enkel gereicht und dem erwähnten Zusammenhange des Menschengeschlechtes dient?

In der That, es wurde ein Schatz gehoben. Er sieht freilich anders aus, als die Forscher vermutheten, da ihr Auge zuerst auf den undeutlichen Buchstaben deines Verzeichnisses ruhte. Der Schatz, den die beiden Gelehrten gehoben, hat kleine geballte Fäuste, runde Wänglein und liebe Augen. Er ist lebendig geworden, aber er verhält sich keineswegs schweigsam. Bachhuber, solltest du deine Ordensregel leichtsinnig behandelt haben? hast du diesen Schatz in zwei Wohnungen an der hohlen und trocknen Stelle deponirt, welche in unserer Laiensprache Wiege heißt?

Heut ist große Taufe in der Wohnung des Professors, es ist eine Doppeltaufe. Des Professors Sohn heißt Felix und des Doctors junge Tochter Cornelia. Die Kinder haben fast zu gleicher Zeit den Entschluß gefaßt, durch ihr Erscheinen diese überfüllte Welt zu verengen. Die Pathen des Knaben sind Raschke und Frau Struvelius, die Pathen des Mädchens Struvelius und Frau Raschke, Herr Hummel aber ist Doppelpathe und steht in der Mitte, er schwenkt bald den einen, bald den andern Täufling.

„Es ist mir lieb, daß Ihres ein Sohn ist," sagt er zum Professor, „er wird blond und er wird lustig.

Denn das weibliche Geschlecht nimmt überhand und wird uns zu kräftig, wir müssen uns durch Zuwachs stärken, sonst findet ein völliges Unterbuttern statt. Es ist mir lieb, daß deines ein Mädchen ist," sagte er zu seiner Tochter, „das Ding ist schwarz und borstig, es wird kein Hahn, sondern eine Hummel."

Die Taufe ist vorüber und Professor Raschke erhebt das Glas: „Zwei neue Menschenseelen im Reich der Bücher, zwei Gelehrtenkinder mehr in unserer doctrinären, wunderlichen, pedantischen, grilligen Zunft. Ihr Kinder werdet eure ersten Reitübungen auf Folianten anstellen, euren ersten Helm und eure erste Schürze werdet ihr aus Correcturbogen eurer Väter anfertigen, früher als Andere werdet ihr mit heimlichem Bangen auf die Bücher schauen, die eure rosige Jugend umstehen. Wir aber wünschen, daß auch ihr dazu helft, einem späteren Geschlecht den stolzen Sinn zu bewahren, mit welchem eure Väter das eigene Leben hingeben als Suchende, Denkende, Gestaltende. Auch ihr, ob Mann, ob Weib, sollt treue Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes sein. Ihr werdet ein Volksthum finden, das stärker die Flügel regt und höhere Forderungen an seine geistigen Führer stellt. Wie die Gegenwart uns, wird auch euch eure Zeit zuweilen mit einem Lächeln betrachten; sorgt dafür, daß es ein herzliches Lächeln sei. Und sorgt dafür, daß dem Volke dies Amt werth bleibe, das ihr von euren Vätern überkommt, und das auch ihr verwalten sollt als ehrliche Arbeiter im Reiche

der Wissenschaft, treu im Glauben an den guten Geist unseres Lebens."

Raschke sprach's und schwenkte das Glas. „Bitte, es ist mein Glas," rief die Struvelius, „trinken Sie meine Handschuhe nicht, sie liegen darin."

„Richtig," entschuldigte sich Raschke, „es ist Leder." Er goß bedächtig den Wein aus seiner Flasche über die Handschuhe und rief sein Hoch!

Aber in der dämmrigen Ecke am Bücherschrank, wo das kleine Notizbuch des Fraters lag, erschien, von Jedermann unbeachtet, die demüthige Gestalt Bachhubers, einer Kindermuhme ähnlich, sie grüßte und verneigte sich dankend.

Als die Freunde geschieden waren, saß Ilse am Lager, das Kind vor sich auf dem Schooß; Felix kniete an ihrer Seite und beide sahen herab auf das junge Leben, das zwischen ihnen lag. „Es ist so klein, Felix," sagte Ilse, „und doch macht Alles was war, und Alles was ist, die Mutter nicht so glücklich, als der leise Herzschlag in seiner Brust."

„Rastlos ringt der denkende Geist nach dem Ewigen," rief der Gelehrte, „wer aber Weib und Kind am Herzen hält, der fühlt sich der hohen Gewalt unseres Lebens einig verbunden in seligem Frieden."

Die Wiege schaukelte, wie von Geisterhand berührt. — So also sieht der Schatz aus, verewigter Bachhuber, den du einem spätern Geschlecht durch hülfreiche Thätigkeit vermittelt hast? Es ist wahr, du hast an

uns Uebles gethan. Jedoch, wenn man wieder erwägt, wie sorglich du in dem alten Hause und anderswo bedacht warst, als Ehestifter späteren Menschen gutherzige Dienste zu leisten, so kann man dir am heutigen Tauftage auch nicht böse sein. Eins in's Andere gerechnet, darf man wohl sagen: du warst ein Unglückspilz, aber dein Herz war nicht schlecht. Und am Ende, Tobias Bachhuber, bist du doch nach vielen Bedenken aus alter Barmherzigkeit unter die Seligen aufgenommen, aber allerdings mit einem Fragezeichen: du trägst am Rücken deiner himmlischen Kutte als Nota für ewige Zeiten ein höllisches Schwänzchen — wegen der verlorenen Handschrift des Tacitus.

Ende.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.